

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2001



Jahrg. 13, Heft 2, Juni 2001



ISSN 0947-7233

Titelbild: Karl d. Gr., sein Spiegelbild vermissend. Illustration von Alfred Rethel [Günther Kapfhammer (1993): *Sagenhafte Geschichte*; München, S. 22]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart“*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn
Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089 gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge www.mantis-verlag.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 75,- DM auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 80,- DM bar oder als Euro-Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2001 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (DM-Preise je nach Umfang zwischen 10,- und 18,-). **Jahrgänge:** 1989 = 35,-; 1990 - 1991 je 40,-, 1992 - 1994 je 45,-, 1995 = 55,-, 1996 = 60,-, 1997- 1998 = 65,-, 1999 - 2000 = 70,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 13, Heft 2
Juni 2001

Editorial

Die schlechte Nachricht zuerst. Das heurige *Jahrestreffen* der Abonnenten findet nicht statt, weil wir wieder auf unseren frühen Termin, das Himmelfahrtswochenende umstellen. Heuer verlangte der auf Mittwoch fallende Tag der deutschen Einheit einen zusätzlichen Urlaubstag, außerdem scheint eine schöpferische Pause nach dem heißen Kampf um Karl angebracht. Deshalb findet das nächste Treffen zwischen **9. und 12. Mai 2002** statt, also zwischen Vater- und Muttertag. Die nötigen Details werden rechtzeitig bekannt gegeben.

Mit Erinnerung und Fixierung von Erinnerung ist es so eine Sache. Das wievielte Heft der *Zeitensprünge* halten Sie in Händen? Zunächst einmal Nr. 26. Aber ist das alles? Davor gab es noch 6 Jahrgänge *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, also weitere 24 Hefte. Aber davon waren 4 Doppelhefte, außerdem gab es 1989 5 Hefte, die aber im Nachdruck zu 4 Heften zusammengefasst wurden. Nun? Also insgesamt 55 Nummern, 51 Redaktionsschlüsse und 50 einzelne Hefte für den, der nicht von Anfang an abonniert hat. Einigen wir uns darauf, dass es allemal das 50. Heft ist, und denken wir an ein kleines Jubiläum.

Von diesen vielen Heften ist das jüngste sicher eines der abwechslungsreichsten. 20 Arbeiten einschließlich dieses Editorials, allemal 13 Mitarbeitende decken etliche der Themenbereiche ab, die uns bewegen. Es scheint manchem ‚Newcomer‘ gar nicht so recht klar zu sein, wieso hier Karl und Perm gleichberechtigt nebeneinander treten. Gehen wir deshalb kurz durch die verschiedenen Abteilungen.

Beim frühen Mittelalter herrscht vermutlich allseits Klarheit, nachdem dieses Thema durch Millenniumswechsel und Krönungserinnerungen über ein Jahr lang Hochkonjunktur hatte. P.C. *Martin* stimmt uns mit den Lücken in den Bibliotheken und vor allem in der Tradierung seit der Antike ein. G. *Heinsohn* zeigt die Lückenhaftigkeit der Schriftquellen im europäischen Osten, während K. *Weissgerber* seine Arbeit über die Bulgaren zu Ende bringt: Das Großbulgarische Reich rückt um 150 Jahre ins 6. Jh. zurück. Damit ist bereits ein großer Bereich im Osten geprüft und als ebenso fiktionshaltig erkannt worden wie Mitteleuropa.

Es schließt sich eine Debatte zwischen G. Lüling und Weissgerber an, bei der es um die islamische ‚Flanke‘ geht, die im letzten Jahr Thema war. Ebenfalls Thema war die frühmittelalterliche Marienverehrung, deren Fehlen F. Siepe noch einmal bekräftigt. Als jüngster Karlsbiograph hat sich Prof. Kerner mit einer Arbeit am Mythos hervorgetan, die hier von W. Katzinger rezensiert wird. Dasselbe hat auch Prof. Fried getan, dessen Ausführungen zu Kerners Buch den *Herausgeber* beschäftigen.

Nicht im Mittelalter, sondern in der Antike sind die chronologie-kritischen Fragen zuerst aufgeworfen worden. Hier ist immer noch nicht klar, wie weit die Historie prinzipiell gestört ist. Um dies herauszufinden, führt A. Müller den Dialog mit F. Carotta über Cäsar und Jesus weiter. P. Winzeler verteidigt sich gegen die zuletzt gemachten Einwände und versucht, die Zusammenhänge zwischen Israel, Mesopotamien und römischem Reich plastischer auszuarbeiten, wobei er sich von einem *Velikovsky*-Text stützen lässt. Im Hin und Her der Meinungen wird auf alle Fälle klar, dass wir von der Antike gar kein richtiges Bild haben können, solange noch nicht einmal die Historien der verschiedenen Länder richtig synchronisiert sind.

A. Birken hat sich einem Mann des (vorwiegend) 18. Jhs. zugewandt, um das Entstehen der heute gelehrten Chronologie besser zu verstehen. Während von mir Licht auf aktuelle Missstände in der Ägyptologie geworfen wird, versucht Birken auch für die Sothis-Daten und damit für den altägyptischen Kalender einen neuen Ansatz, bei dem es weniger um Rechnerei geht, sondern um eine prinzipielle Unmöglichkeit. Nachdem unser Kalender auf den antiken beruht, gibt uns D. Richter hier eine ‚Nachhilfestunde‘ mit dem Ziel, anschließend die scheinbar so schlichte Sonnenuhr als antikes Messinstrument besser zu verstehen.

Nach dieser Abteilung „antike Chronologie“ geht es noch eine Stufe weiter zurück, hin zu der Frage, ob geologische Zeiträume tatsächlich um einige Zehnerpotenzen länger sind als alle anderen. Denn diese Zeiträume sind ja primär dem Ansatz, nicht der Beobachtung geschuldet. So man die Spuren katastrophischer Ereignisse nicht einfach übergeht, können sie Zeugnis dafür ablegen, dass die Erdgeschichte viel schneller und damit auch viel dramatischer abgelaufen ist als bislang gedacht. Diese Sicht des Geschehens hält neuerlich – nach bald 200 Jahren – Einzug in die Naturwissenschaften. Dies bestätigt G. Menting für das Erdaltertum, während meine Rezension von H.-J. Zillmers Buch mit der Überraschung endet, dass ein Geologe abrupt – keineswegs aktualistisch – Katastrophen zu Zeiten des Menschen gelten lässt. Diese Abkehr von Lyells Katastrophenverbot begünstigt auch eine ganz neue Sicht der sogenannten „fossilen Brennstoffe“, die Menting vorstellt. Genug für ein Bulletin? Nein? Dann gibt es auch noch ein ‚Dessert‘.

HJ 6.6.

Was las man denn zur Karolingerzeit?

Teil III

Paul C. Martin

Karl der Große kannte das Phänomen „Schrift“ bestens. Er hat zahlreiche Urkunden, die das „Karlsmonogramm“ zeigen, mit seinem berühmten „Vollziehungshäkchen“ rechtskräftig gemacht. Es ist ganz unvorstellbar, dass ihm seine Notare nicht mitgeteilt haben, was es mit den Pergamenten, die sie ihm vorlegten, auf sich hatte, zumal es um – in heutiger Kaufkraft gerechnet – milliardenschwere Transaktionen ging.

Der große Kaiser kannte auch das Phänomen „Buch“, also jene Kodizes, die – ebenfalls aus Pergament – aus der „Karolingerzeit“ zu Tausenden überliefert sind, zumindest in Bruchstücken.

Im „Karlsepos“, das in der Paderborner Ausstellung 1999 allerdings nicht gezeigt wurde, obwohl es als *die* Quelle zur Begegnung zwischen Karl und Papst Leo im Jahre 799 gilt (deshalb damals das 1200-Jahres-Begängnis), heißt es dazu ausdrücklich [Brunhölzl in Hentze 1999, 15, Zeile 68; *fettkursive Hervorhebungen* in allen folgenden Zitaten jeweils von PCM]:

„Nullo umquam fuerat tam clarus tempore *lector* (zu keiner Zeit gab es einen so vortrefflichen *Leser*).“

Auch werden an gleicher Stelle Vergleiche zwischen Karls Redekunst und der antiker Autoren gezogen [a.a.O., Zeile 73-75]:

„Inclita nam *superat* preclari dicta Catonis,
Vincit et eloquii magni dulcedine Marcum,
Atque suis dictis facundus cedit Homerus.“

Diesen Passus übersetzt Brunhölzl [a.a.O., 15]:

„Denn seine Aussprüche übertreffen die herrlichen Worte des trefflichen *Cato*, seine Reden stellen an Wohlklang die eines *Cicero* in Schatten, und selbst der sprachgewaltige *Homer* verblasst vor seinen Worten.“

Mehr an Genie und Gelehrsamkeit kann ein einzelner Mensch kaum auf sich vereinen. Das Karlsepos ist eine ehemals St. Galler Handschrift, heute in einem Sammelband mit 4 Stücken des 9. bis 13. Jh. (!) in Zürich, Zentralbibliothek C. 78, existent.

Die drei genannten antiken Autoren haben höchsten Rang, unabhängig davon, ob Karl und seine Umgebung ihre Texte je zu Gesicht bekommen haben oder ob sie nur in Form eines „name-dropping“ tradiert gewesen waren. Schmuki-Ochsenbein-Dora vermögen keine konkreten Spuren des Dreigestirns in St. Gallen zu entdecken [1998, 6]: Die

„ältesten in St. Gallen geschriebenen und heute noch erhaltenen Handschriften enthalten fast ausschließlich Bibel- und Kirchenvätertexte.“

Ein St. Galler **Cicero**-Text [Handschrift Nr. 850] enthält keine Reden Ciceros, sondern die von einer Humanisten-Hand geschriebenen philosophischen Texte „Tusculanae disputationes“, die aus dem Nachlass des Glarner Universalgelehrten Aegidius Tschudi stammen (1505-1572). Dieser Cicero wird im Verkaufskatalog des Tschudi-Nachlasses von 1767, den der St. Galler Fürst-abt Beda Angehrn erwarb, als „zu **Zeiten Caroli Magni**“ geschrieben vorgestellt. Diese Alterung der Handschrift um mehr als 600 Jahre wird von Schmuki-Ochsenbein-Dora [160] als „aber wohl ohne böse Absicht“ geschehen verniedlicht.

Bei der Nennung der drei Namen, die dem Verfasser des Epos, angeblich zu Beginn des 9. Jh., bekannt waren, ist überdies bemerkenswert.

Die Überlieferung der Reden **Catos** in die Karolingerzeit, die heute sämtlich als verloren gelten, ist rätselhaft. Schon Cicero selbst, der sich an der Redekunst Catos schulen wollte, die dieser nicht in einem Korpus veröffentlicht hatte, fand erst nach langem Suchen ca. 150 Stück, wie er in seinem *Brutus*, 17,65 mitteilt. Mark Aurel konnte sich im Jahre 149 aus der Palatinischen Bibliothek Catos Reden entleihen [Fronto, *Epistolae* 4,5]. Allerdings verliert sich dann ihre Spur, und Karl Büchner klagt in Hunger [1961, 319]:

„Was wüßten wir alles von der Krise des römischen Volkes, wenn uns diese Reden **erhalten** wären! Wir haben Fragmente und 80 Titel, die sich vermindern, weil gleiche Reden unter verschiedenen Titeln zitiert werden.“

Im Katalog von San Marco [Ullman/Stadter 1972, 125 ff.] findet sich nur der Eintrag „Libri de agricultura **M. Catonis** et Varronis, in volumine mediocri longo viridi in membranis“. Von „Reden“ leider keine Spur. Der „Agricultura“-Band, der vermutlich dem uns bereits bekannten Bibliomanen **Niccoli** gehörte, ist verloren. Damit stehen wir vor der Frage, warum sich Catos Texte trotz ihrer schon in der Karolingerzeit erkannten Bedeutung weitgehend verflüchtigt haben.

Karl besiegt („vincit“) in seiner Redekunst **Cicero**. Der wird „Marcus“ genannt. Mir ist keine Stelle in einem Bibliotheksverzeichnis auffindbar, wo Cicero als Autor nicht mit M. Tullius oder M. Tullius Cicero oder einfach nur als Cicero oder schlicht als Tullius auftritt. In dem berühmten Ms. Diez B 66 der Berliner Staatsbibliothek, das uns noch beschäftigen wird, ist ein Bücherverzeichnis enthalten, das der bedeutende Paläograph Bernhard Bischoff und

dum, sicut ille nobis constitutus: & atali quodam inductus exordio. :
Explicit Marci Tulyi Ciceronis Tusculanarum Questionum phemium
Secundilib. Incipit eiusdem liber Secundus : : : : :
QUIC NON POTEST quam sibi hesternam disputandem
qua delectatus: uel potius aduersus. Et si quis mihi suis
consciis nunquam me nimis uite cupidus fuisse: in inter-
dum obiuebatur animo metus quidam & dolor cogita-
tione: ut fore aliquando fines huius lucis: & amissiones omnis
uite comodorum hoc genere molestie sic (michi crede) sum liberatus:
ut nichil minus curandus putes. Minime mirum id quidem.
Nam efficit hoc phya. medetur animis: manet sollicitudines detrahit:

Abb. 1: Das Explicit eines Cicero-Textes [Hs. St. Gallen 850]. Wie durchge-
hend in allen Cicero-Mss. zu beobachten, erscheint der Name des Autors nie
als „Marcus“ allein.

andere als Wiedergabe von Büchern der Hof- bzw. Palastbibliothek Karls des Großen erklären [Bischoff 1965; Diez 1973, 9, 22; Winter 1986, 71].

In Diez B 66 erscheinen als Cicero betreffenden Einträge: „In Catelena (sic!) *Ciceronis* libri VII“ und „Incipit Verrem actio *M. Tulli Ciceronis*“. „Marcus“ war ein überdies viel zu häufig auftretender Vorname, als dass er einem Schriftsteller allein hätte zugeordnet werden können. Im 14. Jh. verwenden die großen Büchersucher und -abschreiber fast ausschließlich sogar ein „*M. Tullius Cicero*“ oder „*M. Tullii*“ oder ein „*Marci Tullii Ciceronis*“ wie in der St. Galler Zimelie (Abb. 1).

In der Handschrift Basel F III 42 aus dem ausgehenden 15. Jh. [Fulda 98 ff.] finden wir folgende Einträge: „*Tullius* de amicitia et senectute“ (Nr. 644), „Epistole contra *Ciceronem* et responsive *Tullii*“ (645), „Oracio *Tullii pro Marco* et Marcello“ (646 – sollte Tullius für sich selbst als „Marcus“ gesprochen haben?), „*Tullius* de arte rethorum“ (647), usw., usw.

Das „Marcus“ im Karlsepos mag zwar reimtechnisch erforderlich gewesen sein, aber Karl den Großen mit einem „Marcus“ zu vergleichen, so dass der Kaiser selbst und andere Leser des 9. Jhs. sogleich wussten, dass es nur Cicero sein konnte, ist eine verwegene Vorstellung.

Und woher kannten die Schreiber des Karlsepos den Griechen **Homer**? Dass sie Papyros-Fragmente seiner Dichtungen einsehen konnte, kann als ausgeschlossen gelten (z.B. heute London 2. Jh., Berlin 3. Jh.). Welchen Text könnten sie vor sich (oder ihrem geistigen Auge) gehabt haben? Die *älteste* komplette Handschrift der Werke Homers wird ins 13. Jh. datiert [Hunger 1961, 167]. Die Forschung ist sich einig, dass die handschriftliche Überlieferung der Texte Homers problematisch ist, vor allem im Westen, also dem Gebiet, aus dem das Karlsepos zweifelsfrei stammt [Hunger 363]:

„Im 5. Jh. gehen die griechischen Studien, die bis zum Jahre 400 [...] selbstverständlich gewesen waren, ja eine bedeutende Höhe erreicht hatten, *entschieden zurück*. [...] Das alles geht in den Gotenkriegen *verloren* [...] Nachdem der »Kampf um Rom« für die Goten verloren ist, sind die Kräfte zu erschöpft: die byzantinische Herrschaft hat *nicht zu einer Erneuerung* der griechischen Studien führen können.“

Danach hören wir erst wieder von einer Beschäftigung mit Homer im 12. Jh. durch **Joannes Tzetzes** [a.a.O., 452]. Das hungersche Standardwerk zur antiken Textüberlieferung summiert [516, 530]:

„Homer [...] ist einer der blutleeren *Schatten*, die nur als *Namen* durch die Literatur geistern; *weder Dante noch ein anderer Zeitgenosse* kannte ihn im Original oder in einer Übersetzung. [...] Als *Nikolaos Sigerios* 1353 *Petrarca* den Homer als Geschenk aus Konstantinopel gesandt hat-

te, bedankte sich der Beschenkte wärmstens; doch der Kodex blieb für ihn *stumm*, er selbst »taub für die Stimme Homers«.

Homer ist bis ins 14. Jh. „der große *Unbekannte*“ [Hunger 538], wobei erst **Boccaccio** „einen Eindruck vom *Dichter* Homer gewinnen konnte“ [561]. Somit stehen wir also verwundert vor der Tatsache, dass der Autor des Karls-epos und damit möglicherweise der Kaiser selbst, dem als „tam clarus lector“ diese Hymne auf ihn, sein Wirken, seine Familie usw. nicht verborgen geblieben sein konnte, *mehr* von Homer verstanden hatten als etwa **Dante** oder **Petrarca**. Wie nur konnte das alles für viele Jahrhunderte in Vergessenheit geraten sein?

Die Handschrift Diez B 66

Wir kommen nun zu der Handschrift Diez B 66, die in der Berliner Staatsbibliothek in Faksimile eingesehen werden konnte. Der Philologe Ludwig Traube wird in der Einleitung mit den Worten zitiert [Diez 1973, 9], der Kodex sei „eine Handschrift, die von verschiedenen Schülern der *Hofschule* [Karls des Großen; PCM] geschrieben wurde“, [die] „zeigt, was die Leute beschäftigte, welche Schriften sie lasen und wie sie auf Grund ihrer Lektüre von diesen zu eigenen Versuchen fortschritten.“

An diesem Kodex, der 181 Bll. umfasst, interessiert vor allem das Bücherverzeichnis, das auf den Seiten 218 f. zu bestaunen ist. Dass dieses Florilegium jene Schriften, die ihm vorangehen bzw. nachfolgen, nicht enthält, erinnert an die ältesten Fuldaer Bücherverzeichnisse, über die in Teil I bereits ausführlich berichtet wurde. Deshalb ist erneut die Frage angebracht, warum ein Bücherverzeichnis in einem Schriftenkonvolut – und zwar nicht etwa als Einzelblatt, sondern lagenmäßig mit den Texten fest verbunden – nicht die Schriften des Konvoluts *selbst* anführt, die den Schreibern des Verzeichnisses unmittelbar vor dem Gesicht gelegen haben.

Zu den das Bücherverzeichnis umgebenden Schriften, die sämtlich als von zwei Schreibern (A und B) stammend ins 9. Jh. datiert werden (bis auf Randnotizen aus späterer Zeit), muss zunächst weiteres Merkwürdige festgehalten werden.

Erstens: Ihr „bunter Inhalt [wurde] von den beiden Schreibern nach *vierlei Vorlagen* zusammengeschrieben“ [Diez 14]. Wo sich diese Vorlagen befanden bzw. ob sie gar auch in der Hofbibliothek gestanden haben, wird nicht mitgeteilt. Auch ihr weiteres Schicksal bleibt dunkel.

Zweitens: In Diez B 66 findet sich auf S. 3 bis 66 eine *Ars Grammatica*, beginnend mit „Dicit Donatus: Partes orationis sunt octo“, die in enger Verbindung mit dem Kodex 207 der Berner Burger-Bibliothek steht [Homburger 1962, 32 ff.]. Der mit drei Zierseiten und großer Initiale ausgestattete Berner Grammatik-Kodex enthält ein „frühmittelalterliches, vermutlich in **Fleury** zusammengesetztes Corpus der Grammatiker“ (Abb. 2). Fleury wurde 630/650 gegründet, erhielt 660 die Reliquien des Hl. Benedikts und wurde 865, 879 und 897 von den Normannen niedergebrannt. Wie der Kodex das dreifache Flammenmeer überstanden haben mag, ist rätselhaft.

Als Vorbesitzer wird laut eines Exlibris (angeblich aus dem 9./10. Jh.) dennoch **Fleury** genannt. Allerdings lautet der betreffende Vermerk „hic ./. lib sci Benedicti *floriacensi*“. Einen solchen grammatikalischen Schnitzer („floriacensi“ statt „floriacensis“) in einem Lehrbuch der Grammatik zu entdecken (und dies auch in anderen Fleury-Exlibris), erstaunt. Dass der Berner Kodex zum ersten Mal im Bücherkatalog des Klosters Fleury vom Dezember 1552 (!) als überhaupt existent erscheint, verwundert schon weniger, wenn wir an andere Bücherverzeichnisse denken (Fulda!, San Marco!), die ebenfalls erst Jahrhunderte nach der angeblichen Entstehung des Originals erstellt wurden.

Drittens: Der Berner Kodex mit seinen bekannten, in der Forschung immer wieder betonten Parallelen zu Diez B 66 zeigt auf dem Titel (f. 2r) zunächst den Titel zur „Ars minor“ des Donatus, die Homburger [35] ausschreibt mit IN N(O)M(ine) D(e)I SVM(m)I INCIP(it) ARS DONAT(i) GRAMM(atici) URBIS R(O)M(ae)“, um fortzufahren [36]: „Die vier Schriftreihen wechseln mit Zeilen roter, *entsprechender* Runenschrift...“.

Diese „Runenschrift“ ist eine Köstlichkeit der besonderen Art. Denn um 48 Schriftzeichen in Runenschrift mitzuteilen, benötigt der Verfasser 33 verschiedene Buchstaben. Im lateinischen Text („In Nomine...“) dagegen kommt der Schreiber bei 52 Schriftzeichen mit 14 verschiedenen Buchstaben aus.

Ein Alphabet mit 33 Buchstaben ist schon ungewöhnlich genug. Doch damit beginnen erst die Probleme des angeblich „karolingischen“ Berner Kodex 207. Denn der Schreiber in Fleury arbeitet nicht nur bereits auf dem Titel mit 33 Runen, sondern er hat auch mindestens acht Runen überhaupt nicht benutzt, die in dem von Johan Ihre im 18. Jh. festgelegten Runen-Alphabet angeführt sind [Östlund 2000, 211-213], das mit insgesamt 15 Zeichen auskommt, wobei das „R“ in zwei Varianten erscheint. Verglichen mit den Ihre-Runen muss es zur Zeit Karl des Großen also mindestens 41 Runen gegeben haben.



Abb. 2: Titelseite des Kodex 207 der Berner Burger-Bibliothek, enthaltend die Grammatik des Donatus aus Rom. Der lateinische Text ist von einer „Runenschrift“ unterlegt, die sich mit keinem Runenalphabet entziffern lässt.

Wenn man das heute allgemein anerkannte, nach den ersten Buchstaben der Buchstabenfolge benannte und spätestens auf die Zeit des Augustus datierte „**Futhark**“-Runenalphabet nimmt, das aus 24 Buchstaben besteht [Blum 2000, 21; zur Entstehung: Seebold 1991, 450; zur Datierung: Odenstedt 382], hat der Schreiber von Fleury auf dem Titel mindestens 16 Runen ausgelassen, so dass sich deren Gesamtzahl auf ca. 50 belaufen muss.

Überdies führt der Fleury-Schreiber auf f. Av – Br (264v-257r), blattmäßig unmittelbar anschließend an den Osterzyklus 779-797, ein komplettes Runen-Alphabet an, das aus ca. 65 Buchstaben bzw. Zeichen in rot und schwarz besteht (vgl. Abb. 3).

Die Skurrilität eines solchen Alphabetaufens selbst zur Zeit Karls des Großen liegt auf der Hand.

Viertens: Auch versagt jegliche Übersetzungs- und/oder Deutungskunst mit Hilfe welchen Runenalphabets auch immer bereits auf dem Titel des Berner Kodex. Weder ergeben die dort zu bestaunenden Runen von links oder von recht gelesen einen Sinn, noch gedeutet als Form einer alten „germanischen“ und schon gar nicht als Deutung einer Form der lateinischen Sprache.

Die gesamte Runen-Darbietung des Berner Kodex 207 ist demnach gefälscht. Und die Absicht des Fälschers ist schnell durchschaut, da die Runen in ihrer Anzahl in jeder Zeile fast genau so viele Buchstaben haben wie der darüber stehende lateinische Text (nochmals ausgeschrieben: IN NOMINE DEI SUMMI INCIPIT ARS DONATI GRAMMATICI URBIS ROMAE). Also wird vom Fälscher subsumiert, dass es sich um eine „Übersetzung“ in eine Runensprache handelt und sich die Beinahe-Gleichheit der Runenbuchstaben daher ergeben „musste“.

Allerdings führt nun am Wort **ROMAE** (in lateinischen Zeichen sind nur die Buchstaben R und M geschrieben) auch in einer Runensprache kein Weg vorbei. So ist diese Buchstabenfolge besonders interessant. Sie beginnt mit einem R, wie auch in der Runenschrift überliefert. Danach kommen ein Fantasiebuchstabe, ein L in der Runenschrift und zwei weitere Fantasiebuchstaben [Zum Buchstabenabgleich Barthel 1972, 197 sowie die bereits zitierten bzw. im Internet abrufbaren Runenalphabete].

Dass das **ROMAE** des Berner Kodex 207 in Runenschrift nichts mit einer Darstellung des Namens „Rom“ in lateinischer Schrift zu tun haben kann, ergibt sich auch aus dem von Heiner Eichner [in Bammesberger 604] vorgestellten Text auf einem Mitte des 19. Jh. in Frankreich (Auzon, Haute Loire) entdeckten, aus Walknochen gefertigten Kästchens, das „nach Nordhumbrien des beginnenden 8. Jh. n. Chr.“ lokalisiert und datiert wird [ebd., 606].

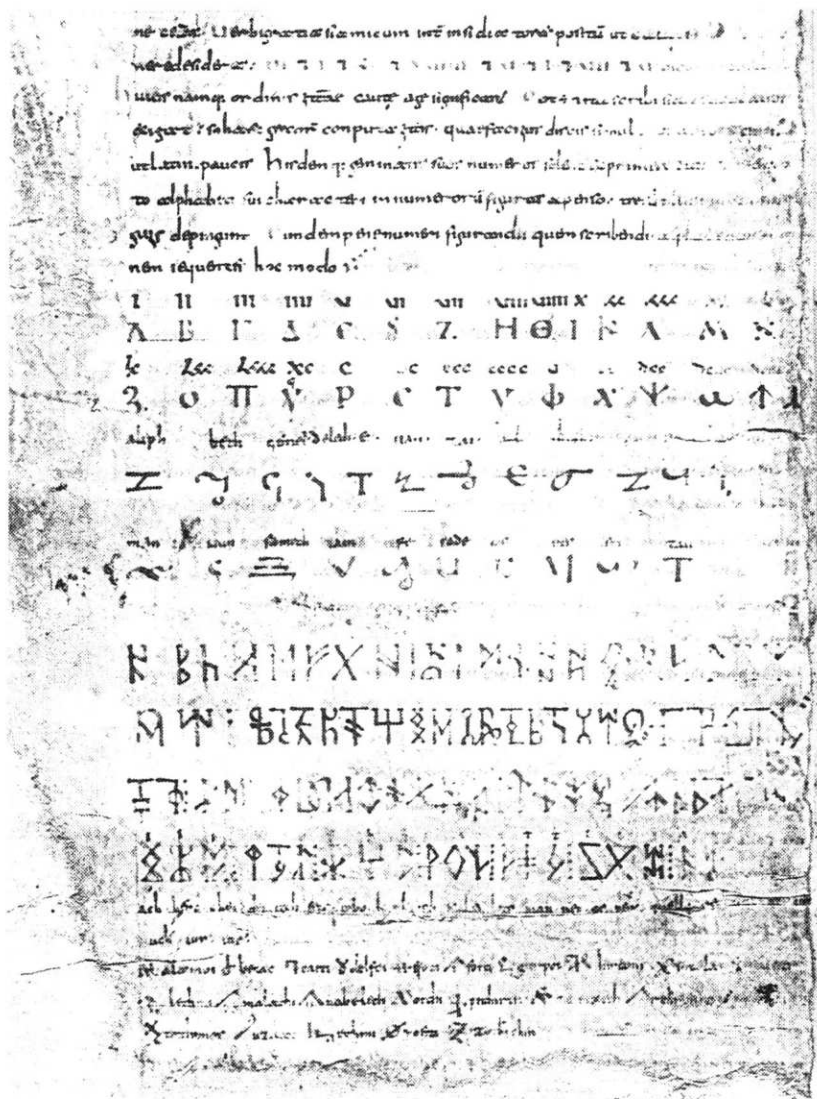
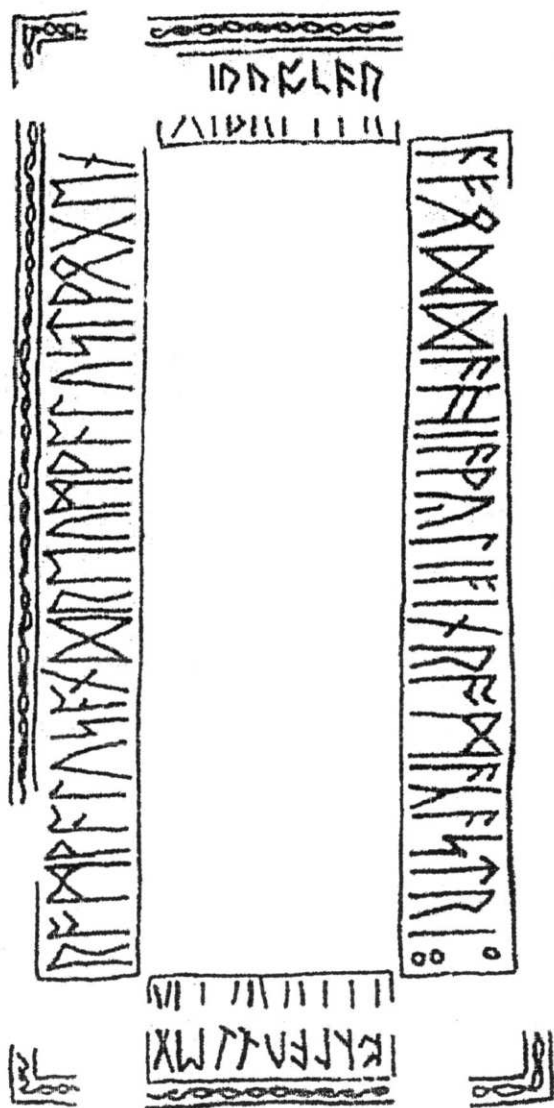


Abb. 3: „Runenalphabet“ aus dem Kodex 207 der Berner Burger-Bibliothek (unteres Drittel) mit Buchstaben- und/oder Ziffernzeichen. Nach jeweils ca. 21 Zeichen Wechsel von roter zu schwarzer Schrift. Darüber ein griechisches und (möglicherweise) hebräisches System (beginnend mit α [aleph]).



rómwalus and réumwalus / twégen gibrópæer
 afœddæe hie wýlif / in rómæcæstri
 óplæ únneg

Abb. 4: Runenschrift auf einem aus Walknochen gefertigten Kästchen (Northumbrien, Beginn 8. Jh.). Die Buchstabenfolge „Rom...“ bzw. „Romae...“ stimmt mit den „Romae“-Buchstaben der Titelseite des Kodex Bern 207, der in die selbe Zeit datiert wird, nur mit dem ersten Zeichen („R“) überein.

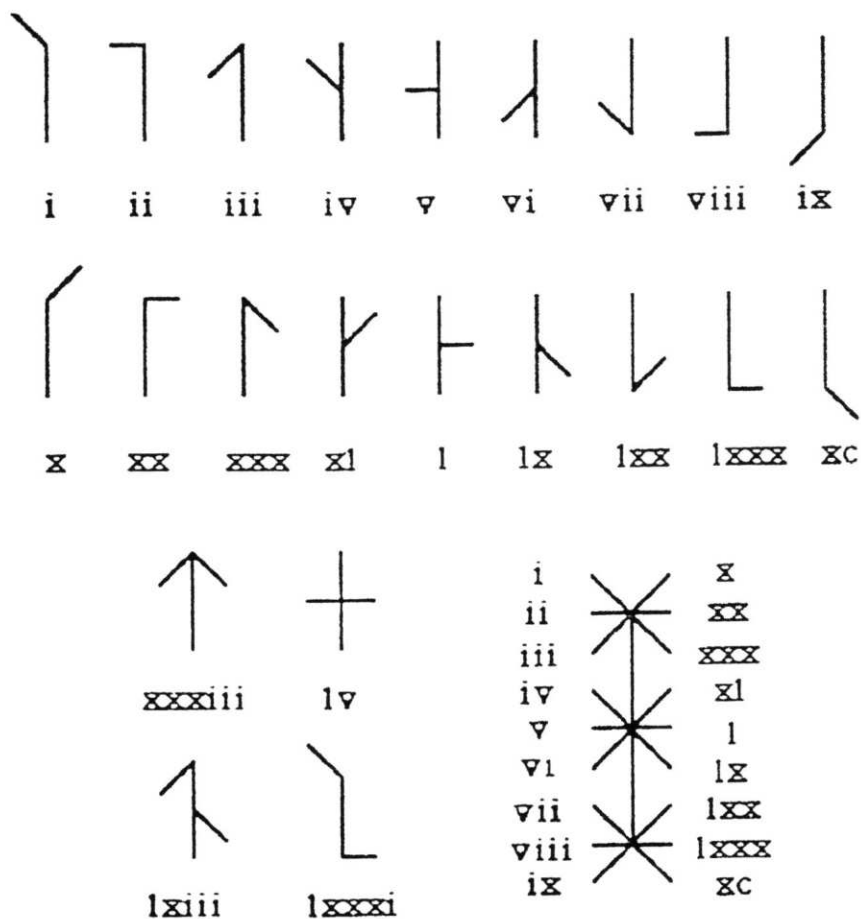


Abb. 5: Das im 13. Jh. von John v. Basingstoke entwickelte „Zahlensystem“ in der bei David King zitierten Darstellung. Die Übereinstimmung mit dem Berner Kodex 207 (8./9. Jh.) ist bei vielen Zeichen offensichtlich, z.B. in Reihe 1 die Zeichen Nr. 2, 3, 5, 6 usw.

Der Text enthält die Wörter „*rómwalus* and *réumwalus* /... / in *rómae-caestri* óplae únneg“ (Romulus und Remus /... / in der Stadt Rom fern der Heimstatt“ (Abb. 4).

Allein: Schon das O und das M der northumbrischen Runenschrift stimmen in keiner Weise mit dem O und M von Bern 207 überein, ganz abgesehen davon, dass es sich um Stabreimverse in einer nordischen Sprache handelt, die in „enger Verbindung mit dem Beowulfepos“ stehen sollen [ibid.].

Fünftens: Die Berner „Runen“ sind eng verwandt mit alphabetisch-numerischen Systemen, die von Zisterziensern in England im frühen 13. Jh. entwickelt wurden, über deren Verwendung der Mathematik-Historiker David A. King seit längerem intensiv arbeitet und forscht und das von John von Basingstoke († 1252) entwickelt worden ist. Eine bei King [202] gebotene Darstellung des Basingstoke-Systems zeigt sofort, dass viele „Runen“ des angeblich aus der Karolingerzeit stammenden Berner Kodex 207 tatsächlich erst ab dem 13. Jh. genutzt wurde (Abb. 5). Überdies waren sie nichts anderes als ein Zahlensystem, in dem aus einzelnen Zahlen auch Zahlenkombinationen möglich wurden.

Sechstens: „Runenartige“ Buchstaben und ein von englischen Zisterziensern entwickeltes Zahlensystem auf den Titel von Bern 207 zu schreiben, kann also nur eine Absicht gehabt haben: Es sollen „nördliche“ Kultur, Schrift- und Lesekenntnisse vorgegaukelt werden. Daher nimmt es nicht Wunder, dass ein Paläograph die im Kodex selbst zu lesende lateinische Schrift als „it may be a strictly local Fleury version of the Continental *Irish*“ bezeichnet [zit. Homburger, 34]. Klartext: Auch auf dem Weg über Fleury soll suggeriert werden, dass es so etwas wie eine „irische Mission“ des Kontinents gegeben hat, die bekanntlich durch alle Lehrbücher geistert.

Diese Mission scheitert allerdings an einem bis zum Lächerlichen aufgepumpten Runenalphabet bzw. der Tatsache, dass viele der im „karolingischen“ Fleury niedergeschriebenen „Runen“ überhaupt keine Runen sind, sondern numerische Zeichen der Zisterzienser, die ihrerseits erst im 13. Jh. entstanden sind.

Siebtens: Auch die vom Fleury-Schreiber bzw. -Maler mehrfach auf dem Titel gebotene verschlungene Tiersymbolik passt bestens zum Gesamtbild (vgl. Abb. 6 aus Blum, jeweils über den Kapitelüberschriften), schließlich hat soeben auch Franz Siepe [103 ff.] auf das zeitübergreifend Zoomorphische der „karolingischen“ Tiersymbolik hingewiesen.



Sicut in regibus summa libertas
 Libri alchimi sic incipit in adulatione
 qui in publico patet de adulatione in publico

Abb. 6: Von Runenschrift umrahmte Darstellung mit verschlungener Tiersymbolik, aus einem Standardwerk zur Runenkunde. Der Vogel- und Schlangenstil entspricht der Darstellung von Bern 207 (Abb. 2). Die Wiedergabe im Profil (sog. „Jellingstil“) ist im 10. Jh. entstanden, erheblich später, als der Berner Kodex datiert wird.

Abb. 7: Die Stelle in der Berliner Sammelhandschrift Diez B 66, die auf die Bücher des Alchimus („Libri alchimi“) verweist. Zwischen den „alchimi“ und dem folgenden „Sic incipit“ erscheint eine Lehrstelle, die Rätsel aufwirft angesichts der Enge, mit der das gesamte Florilegium – angeblich ein Verzeichnis der Titel in der „Hofbibliothek“ Karls d. Gr. – geschrieben ist. Sollte in dem ohnehin mit Reagenzienmitteln behandelten Verzeichnis ein „e“ in Wegfall gekommen sein?

Zu der „nordischen“ Tiersymbolik bietet Elsner [62] zwei Datierungen an: 1. Den „Borre-Stil“:

„Spätes 9. und 10. Jahrhundert [...] Tierfiguren nicht mehr nach allen Richtungen greifend, sondern in geschlossen wirkendem rundlichen Aufbau: Körper schlangenartig, noch betont zweigliedrig, Köpfe *von vorn* gesehen aber dreieckig, mit hervortretenden Augen und ‚Micky-Maus‘-Ohren.“

2. Den „Jelling-Stil“:

„10. Jahrhundert [...] Tierfiguren nicht mehr als ‚Greiftiere‘, sondern als schmale, langgestreckte, schlangenartige Figuren, Wiedergabe im *Profil*.“

Der Schmuck der Titelseite von Bern 207 ähnelt deutlich mehr der zweiten Variante. Die Handschrift kann daher nicht aus „Fleury, VIII./IX. Jahrh.“ stammen, wie von Homburger [32] behauptet.

Achtens: Auf den Bl. 264v – 257r (sic!) stehen im Berner Kodex laut Homburger [34] verschiedene Alphabete: „griechisch, hebräisch, Runen, Schrift des Aethicus Ister, Ogham etc.“ Leider konnte der Kodex an dieser Stelle nur mit Hilfe von Fotokopien und Farb-Dias eingesehen werden. Aber solche Alphabete in einem eindeutig in die Karolingerzeit datierten Manuskript zu finden, das nebenbei auch einen Osterzyklus der Jahre 779-797 enthält, gibt Rätsel auf, die auch die von Homburger [39] angeführte Literatur nicht zu lösen vermag (die sog. „Oghamschrift“, die in Irland und Schottland gefunden wurde, bleibt einem späteren Beitrag vorbehalten).

Möglicherweise handelt es sich bei „**Ogham**“ gar um den „Venerabilis Inceptor“ bzw. „Doctor Invincibilis“ William **Ockham** (ca. 1285 bis 1347/49), weil dieser Ogham in Bern ausdrücklich als Name einer Person und nicht als Sachbegriff erscheint? Das Alphabet des „Ogham“ wird karolingisch datiert, weil der „Cycclus paschalis“ für die Jahre 779-797, auf der Rückseite (Bv) der Alphabetenabfolge, die mit Br endet, geschrieben wurde. Nun gibt es allerdings kein „Alphabet“ von William Ockham, dafür aber eine Zeichen(!)-Theorie [Kaczmarek 1983; Biard 1989; Eco 1989; Leffler 1995]. Ob Zeichen zu Erkenntnissen führen, wurde bekanntlich seit Roger Bacon unter Theologen erbittert diskutiert [Tachau 1988]. Das kann nur bedeuten: Entweder war Ockham ein Zeitgenosse Karls des Großen oder der gesamte Kodex 207 ist schon wieder nicht ins 8./9. Jh. zu datieren, sondern frühestens in die Zeit Ockhams, d. h. ins 14. Jh., wenn nicht gar ins 15. Jh., in dem die bekannte Bibliomanie startete.

Der Name der Donau, an der Karl der Große im 9. Jh. das Kastell Werfenstein errichtet haben soll, war seit den Römern „Danuvius“ und nicht mehr das griechische „Ister“. Ein „*Aethicus Ister*“ ist nicht nachweisbar, weshalb man ihn gerne mit dem Bischof Virgil von Salzburg gleichsetzen möchte [vgl. Wolfram 274].

Neuntens: Das Alphabet-Problem tritt uns auch in der Hs. Diez B 66 selbst entgegen, die mit Bern 207 in engem Zusammenhang steht. Diez B 66 enthält gleich zwei Alphabettraktate. Da sie am Hofe Karls entstanden sein soll, würde dies bedeuten, dass Karl und seine vielen Gelehrten über diverse Alphabete informiert gewesen sein mussten. Da uns aber aus der „Karolingerzeit“ nur Texte in *westeuropäischer* Schrift in diversen Abarten erhalten sind, stehen wir erstaunt vor der Tatsache, dass in der Karolingerzeit selbst entfernteste *Alphabete* und Buchstabennamen (griechisch und hebräisch, sogar chaldäisch und ägyptisch!) bekannt gewesen waren; allerdings hat sich kein einziger konkreter **Text** in diesen Alphabeten bzw. Buchstaben aus dem Karolingerreich erhalten. Wie kann das möglich sein?

Zehntens: Im zweiten Alphabettraktat (Diez, 346) finden wir diese Frage: „Apud Latinos quod [recte: quot! PCM] genera scribendi esse videntur?“ Und danach diese Antwort:

„*Coequaria* et *antiquaria* manus et *Virgilica* manus, qua nunc Romani utuntur, et *epistularis*; cui adiacet *Schotica* manus et *Brithanica* manus.“ Insgesamt also sechs Alphabet- bzw. Schrifttypen. Bischoff [Diez 32] übersetzt „*Coequaria*“ mit „gleichzeitig“ und deutet sie als „damals übliche Minuskel“; er interpretiert die „*Antiquaria*“ als eine „außer Gebrauch gekommene, aber in den benützten Handschriften noch gegenwärtige Schrift.“

Leider gibt es aber für diese „*Antiquaria*“ keinen einzigen Beleg, der auf uns gekommen wäre. Sie kann weder die Unzialis gewesen sein, in der angeblich die ältesten Vergil-Texte überliefert wurden, noch eine andere „römische“ oder aus einer römischen abgeleitete Schrift, da sie ja sonst den „Romani“ zugeordnet worden wäre. Noch können es die „insularen“ Schriften gewesen sein, da diese eigens genannt sind – ganz abgesehen davon, dass die insulare Minuskel, die sich in Abarten („merowingisch“ oder auch „Corbie-Schrift“, siehe Abb. 2 in Teil I) erhalten hat, gerade durch die karolingische Schriftreform beseitigt werden sollte. Die „*Epistularis*“ ist die mit ihren hochgezogenen Buchstaben daher kommende „Urkundenschrift“.

Also wie steht es nun wirklich um die „*Antiquaria*“, zu der Bischoff gleich noch einen weiteren Textbeleg aus einer Hs. der Bibliothèque Nationale (9. Jh., Corbie) zitiert:

„Sed de figuris litterarum nemo interetari potest, quia apud Latinos multa genera sunt scribendi. *Quattuor* genera sunt: antiquaria manus, Virgiliaca, iactiaca, coequaria.“

Abgesehen davon, dass der Schreiber des Diez-Textes die Schriftarten nicht so breit und gekünstelt wirkend auffächert, wie dies inzwischen von den Paläographen betrieben wird [ausführlich Bischoff 1986], und dass die „Iactiaca“ auch von Bischoff nicht zu deuten ist (vielleicht war es die „Epistolaris“?) haben wir wieder eine „*Antiquaria*“ und *wieder ohne einen einzigen bis heute aufgetauchten Beleg.*

Daraus ist nur ein vernünftiger Schluss möglich: Die „*Antiquaria*“ *war, ist und bleibt* die klassische „*Antiqua*“ wie sie seit dem 15. Jh. von den Humanisten verbreitet wurde und zwar nicht etwa „aus *Nachahmung* entstanden“, wie Bischoff [1986, 198] mitteilt, der damit die Nachahmung der karolingischen Minuskel meint, sondern als Nachahmung bzw. Variante und Verfeinerung jener Schriften klösterlicher Skriptorien, die allesamt erst Jahrhunderte nach den angeblichen Karolingern entstanden sind.

Die Skriptorien haben diese „*Antiquaria*“ plus die ihr gleichende, etwas gestelzter daher kommende „*Epistolaris*“ der Karolinger erfunden, damit deren zahlreiche Schenkungen nicht nur per Urkunden, sondern auch per „tatsächlicher“ (in Wirklichkeit ebenfalls völlig frei erfundener) Geschichte glaubhaft wirkten. Die Tradition dieser „*Antiquaria*“ lässt sich – ohne jeglichen Zeitenbruch, also ohne rätselhaftes völliges Verschwinden und Jahrhunderte späteres Wiederauftauchen – nahtlos bis zur *Antiqua* der frühen Drucker vor allem in Venedig und von dort bis heute verfolgen.

Die „*Coequaria*“ lässt schon von der Wortkonstruktion her deutlich erkennen, dass sie nie und nimmer aus dem „klassischen“ Latein abgeleitet sein kann, das in der Karolingerzeit geläufig gewesen sein müsste, wenn es sie gegeben hätte. Die „*Coequaria*“ waren normale Kursive und/oder Texturschriften („*Gotica*“ usw.) bis hin zur *Bastarda*, wie sie sich seit dem 11. Jh. entwickelt haben [Bischoff 1986, 171 ff.] und von denen bis heute kein Mensch sinnvoll erklären kann, warum sie jemals die wundervoll klare und bis heute einfach zu lesende „*Antiqua*“ alias karolingische Minuskel hätte ablösen sollen oder müssen.

Elftens: Der am größten ausgestaltete Text des Kodex Bern 207 ist „in insular umgestalteter Kapitalis geschrieben, mit der die *Würde* antiker Inschriften erreicht werden soll“ [Homburger 1962, 36]. Dass dies an die frühen Jahre Poggios erinnert, der als erster mit großem Eifer römische Inschriften kopierte, sei am Rande erwähnt. Allerdings bleibt Fakt, dass die römische Capitalis (Quadrata), die in Ms.-Form überliefert wurde, kein A mit nach

INVAISURVEREETFLAMMISADOLEREPENAZES
CALIÆTOTIDEMQ̄PARESÆETATEMINISTR
IBVSÆENSASONERANTETPOCVLAPONVNT
ONETTYRIIPERLIMINNAÆTAFREQVENTES
NEREÏORISIVSSIDISCVMBEREÏICTIS
ITVRDONAÆNEÆMIRANTVRIVIVAM
NTISQ̄DEPVVITVSSIMVLATAQ̄VERBA

Abb. 8: Das klassische A mit geradem, nicht geknicktem Querstrich im St. Galler Vergil-Text, der ins 4./5. Jh. datiert wird. Wie es zum A mit nach unten geknicktem Querstrich wie im Berner Kodex 207 gekommen ist, bleibt unerfindlich, zumal im Buchstabenverzeichnis und der Paginierung dort das A ohne Knick-Querstrich erscheint (Abb. 3).

unten geknicktem Querstrich kennt; man vergleiche dazu den „Vergilius Sangallensis“ aus dem 4. oder beginnenden 5. Jh. ([Schmucki-Ochsenbein-Dora 1998, 13]; Abb. 8).

Inzwischen haben auch die Forschungen zur „ottonisch/hattonischen“ Schrift ebenfalls das „Knick-A“ ausgeschlossen, wie an den Inschriften von St. Georg auf der Reichenau in dem vorzüglichen Buch von Koichi Koshi nachgewiesen wurde [Koshi 1999, mit Bildabbildungen des „A“ passim]. Im übrigen weise ich auf die von mir bereits vorgestellte „A“-Problematik beim KAROLUS-Monogramm und den in Paderborn ausgestellten Schriftenproben hin [Martin 2000a, 102 ff.]

Zwölftens: Im ersten Teil von Diez B 66 tauchen Städtenamen auf wie „Roma, Pisa, Mantua, Cremona“ und daraus leitet der Handschriftenforscher Hagen ab, als Autor käme „Petrus von Pisa“ in Frage, der als „erster Grammatiklehrer Karls des Großen“ gilt. Doch dazu tritt laut Diez [1973, 28] eine Parallelstelle im Berner Kodex 207 [dort fol. 155 r], die größte Verwirrung stiftet:

„Cuius linguae? Latinae Graecae et Hebraeae. Quomodo? Latinae sicut est *Vergilius Tibullus Fulgentius*, Graecae vero *Omerus Menelaus* et alia plura. Hebraeae autem *Bartholomeus Mattheus Tatdeus* et cetera.“

Der Grammatiklehrer Karls weiß nicht nur über die Existenz dreier Sprachen Bescheid, sondern kann auch gleich bekannte Autoren nennen. (Was mit den aus der „Karolingerzeit“ tradierten *deutschen* Texten geschehen sein mag, z.B. dem St. Galler „Vaterunser“, das „um 790“ datiert wird, bleibt offen.)

Zum Lateiner **Tibull** wird von den Überlieferungskundigen angemerkt [Hunger 19961, 398]:

„Der Elegiker Tibull beruht nicht auf mehreren antiken Überlieferungsströmen, sondern *ein* Exemplar hat sich ins MA. hinein gerettet [...] nichts deutet darauf hin, daß im frühen MA. etwa andere, unabhängige Quellen zur Verfügung gestanden hätten.“

Erstaunlich, dass dieses eine Exemplar gerade in Fleury und überdies auch dem Grammatiklehrer Karls bekannt gewesen ist. Allerdings bleibt die Frage, warum Tibull nicht sofort, sondern erst im 11. und vor allem im 13. Jh. abgeschrieben und verbreitet wurde [a.a.O., 398 f.], unbeantwortet. Einen so bedeutenden Schriftsteller sollte man doch sofort zu Dutzenden abgeschrieben haben, zumal er nur in einem Exemplar, dem wir in der „Hofbibliothek“ noch einmal begegnen werden, vorhanden gewesen zu sein scheint. Stattdessen vergeuden die Chefs der zahlreichen Skriptorien wertvolle Zeit und teures Material mit dem Schreiben dritt- und viertklassiger Texte, wie sie auch in Diez B 66 zu bestaunen sind.

Zu **Homer** ist das oben bereits Angeführte zu wiederholen, und wenn **Menelaus** jener Menelaus von Alexandria sein soll (-1. Jh.), von dem ein Werke „Sphaerica“ überliefert ist, dann ist dessen Überlieferungsgeschichte dubios: er erscheint überhaupt erst im Bücherverzeichnis von San Marco, nur heißt er dort einmal „Milleus“ [Nr. 765] und ein zweites Mal sogar „Milleus **Romanus**“ mit dem Eintrag „de figuris sphericis“ [Nr. 785].

Ein **römischer** Geometriker also, der neben **Homer** gestellt wird? Einen anderen „griechischen“ **Menelaus** gibt es nicht – außer dem, den Homer besingt und der selbst nicht gesungen hat, auch wenn die Homerstelle, wo er sich über widrige Winde beklagt, in der Literaturgeschichte als eine Parabel für die Entstehung der Poesie bezeichnet wird [*Odyssee*, 4. Buch]. Aber solche Deutungen in die Karolingerzeit zu verlegen, wäre mehr als verwegen, zumal die *Odyssee* dem Schreiber nicht bekannt gewesen sein kann, teilen doch die Experten bei Hunger [363] mit:

„In dieser Zeit [i.e. 5. Jh.; PCM] ist in **Gallien** und Afrika die Kenntnis der griechischen Schriften so zurückgegangen, daß im 6. Jh. die griechische literarische Kunst aus diesen Provinzen überhaupt **verschwunden** ist.“

War das an der Loire gelegene Fleury also eine Insel der Griechischkenntnisse mitten in einem Meer der Vergessenheit und des Unwissens?

Die „Hebräer“ sind nicht minder dubios. Zwar dürfte es sich bei **Matthäus** um den Evangelisten gehandelt haben, dem entsprechende Sprachkenntnisse zuzutrauen sind, auch wenn sein Evangelientext bekanntlich nur in griechischer Urform vorliegt. Allerdings geht die Sage, die Eusebius von Caesarea (4. Jh.) tradiert, dass Pantaenus von Alexandria im 2. Jh. eine Matthäus-Evangelium in Hebräisch gefunden habe – in **Indien!** Dort soll es der andere Apostel **Bartholomäus** („Sohn des Tolmai“) hinterlassen haben, der nach der Tradition des 9. Jhs. als „Nathanael“ bezeichnet wird (s. Eintrag in der *Encyclopedia Britannica*).

Die Textüberlieferung der Kirchengeschichte des Eusebius wiederum ist ebenfalls kraus. In Griechisch gibt es nur Fragmente, ansonsten ist sie in einer armenischen Übersetzung erhalten. Die im Westen noch existierenden Handschriften sind aus dem 10. und 11. Jh. [Hunger 434]. Aus welcher Quelle die Schreiber von Fleury geschöpft haben können, bleibt dunkel. Warum schließlich noch (Judas) **Thaddäus** auftritt, bleibt ebenfalls unklar. Legenden des 4. Jhs. nach soll er Persien missioniert und dort den Märtyrertod gefunden haben. Schriftliches von ihm ist nicht überliefert. In San Marco erscheint nur ein „magister Taddeus“, der einen Kommentar „In Aristoteles libros De Anima“ verfasst hat und der nicht gemeint sein kann.

Zu **Eusebius** (gest. ca. 340) und seiner „Chronologia“, die der umfassend gelehrte Kirchenvater Hieronymus (gest. ca. 420; voller Name: **Eusebius Hieronymus**) noch verfeinert hatte, existiert in der Laurenziana eine Hs. Plut. 67,15 von der Hand des **Poggio Bracciolini** in einer wundervoll klassischen Humanisten-Minuskel, das dieser zur Jahreswende 1408/9 niedergeschrieben hat. Darin wird Salamis auf -480 datiert, wie es bis heute guter alter Brauch ist. Der „Bellum famosum Carthaginensium“ allerdings findet laut „Eusebio-Girolamo“ schon -393 statt, während er für die heutigen Gelehrten um -264 ausbricht. Und die Begebenheit „Romani gallos superant“ wird ins Jahr -347 datiert. Auf das Poggio-Ms. und andere „Eusebius-Hieronymus-Datierungen“ wird in den „Zeitensprüngen“ noch ausführlich eingegangen werden.

In Diez B 66 sind schließlich „Prolegomena einer Einführung in die Metrik“ enthalten, die Bischoff [34] schon von sich aus als „eines der sonderbarsten Produkte frühkarolingischen Unterrichts“ bezeichnet. Es muss, da es das Zeitalter Pippins als „abgeschlossen“ erscheinen lässt „etwa zwischen 768 und 790“ datiert werden und steht „ganz am Beginn der karolingischen **Bildungserneuerung**“ [36].

Der große Paläograph kann freilich nicht umhin, den Text mit Epitheta wie „formlos“, „unklar“, „manieristisch“ und „abstrus“ zu belegen. Worte wie „**michanicia**“ oder „**rusticitas**“ oder Satzteile wie „in astrologiam et mathesin et magessen“ sind in der Tat schlichter Unfug. Bischoff erkennt „eine sehr eigentümliche Terminologie“ und „fehlgreifende Übersetzungen“, offenbar aus dem Griechischen, mit dessen Kenntnissen sich der unbekannte Verfasser schmücken wollte (ein mutmaßlicher Ire), der zu den vielen Nordwesteuropäern gezählt haben muss, die sich zu einer Zeit, da das Griechische vollständig aus diesen Räumen verschwunden war, wie die Textüberlieferungsforscher behaupten (s. oben), offenbar noch teilweise in dieser fremden und weit entfernten Sprache zu Hause fühlten, deutet er doch den Namen eines „Theodorus“ als aus „theos“ und „D(e)orum“ (= Graecorum) zusammengesetzt.

Auch tritt ein gelehrter Erzbischof auf, der Hl. **Theodor** von Canterbury († 690), von dem – außer der Behauptung, dass er existiert und angeblich ein Poenitential hinterlassen habe – nichts weiter vorhanden ist. Er soll ca. 602 in Kilikien geboren sein und ab 669 in Canterbury gewirkt, zerstrittene Könige miteinander versöhnt und die englische Kirche schließlich geeint haben. Ein mit ihm genannter „Albinus“ lässt sich aus dieser Zeit nur als Abt **Albinus** von Canterbury nachweisen. Aber dessen Todesdatum wird inzwischen auf ca. 732 gesetzt, so dass beide Herren zeitlich nicht zusammenpassen. Schon

im Jahrhundert nach dem Tode von Theodor und Albinus war dies am Hofe Karls offenbar übersehen worden.

Nicht übersehen dagegen wurde ein in Gedichtform in Diez B 66 dann noch dargebrachtes Wunder des hl. *Donatus* von Arezzo, der durch ein Gebet einen zerbrochenen Messkelch wieder in den Zustand der Unversehrtheit zurückkehren ließ.

Dies ist also das von zwei Hofschreibern Karls des Großen geschaffene schriftstellerische Umfeld, in dem sich nun der „Katalog von Handschriften klassischer Autoren aus der Hofbibliothek Karls des Großen“ [Bischoff in Diez 38] befindet und das ebenfalls, da eindeutig vom zweiten Schreiber korrigiert, in die „Zeit um 800“ zu datieren ist.

Die „Hofbibliothek“ Karls des Großen

Kommen wir nun zur „Hofbibliothek“ des Großen Kaiser selbst. Nichts ist für Handschriftenforscher verlockender, als die „Palastbibliothek“ Karls des Großen zumindest in Teilen rekonstruieren zu können.

Der in Diez B 66 erscheinende Katalog, „dessen Inhalt auf Bücher der Hofbibliothek bezogen werden *muß*“ [Bischoff in Diez 38], ist diverse Male transkribiert, zuletzt u.a. von Ullman 1954, der das Florilegium lieber nach Corbie stellen würde, was aber weiter keine Rolle spielt, sowie Bischoff 1965 und 1973.

Die erste Seite wurde von oben herab mit einem Reagenzmittel behandelt, wodurch die erste Zeile bis auf ein „Incipit“ (Es beginnt...) unleserlich wurde. Warum versucht wurde, das Bücherverzeichnis ganz oder in Teilen zu löschen, bleibt unklar, zumal am Anfang offensichtlich Vergil erscheint, der das ganze Mittelalter über ein hochgeschätzter Autor gewesen ist.

Der Vorgang der Löschung erinnert an das früheste Fuldaer Bücherverzeichnis (s. Teil I), dessen erster Teil durch Rasur unleserlich gemacht wurde, vermutlich um die dort aufgeführte (inzwischen lesbare) „Paulus-Apokalyptse“ zu löschen. Bischoff beschreibt danach die Liste der Autoren [Diez 22]:

„Lucan, Statius, Terenz, Juvenal, Tibull, Horaz, Claudian, Martial, Iulius Victor, Servius (,De finalibus’), Cicero, Sallust, Achimus (d.i. wohl Alchimus Avitus), Arusianus Messius. Fast alle diese Autoren und Werke, die aufgezählt werden, müssen für die frühkarolingische Zeit *große Seltenheit gewesen sein, nachdem sie jahrhundertlang vergessen waren*; manche, wie Tibull und die Reden aus Sallusts ‚Historien’, sind es das ganze Mittelalter geblieben, die von Alchimus genannten Schriften sind sogar *verloren*.“

Wie Jahrhunderte lang vergessene Autoren und Werke plötzlich in Aachen wieder auftauchen konnten, bleibt unklar. Nirgends wird mitgeteilt, wo denn diese Texte ‚überwintert‘ hatten, was aber doch interessieren würde, zumal sich die immer wieder gern zitierten süditalienischen Überwinterungs-orte wie *Monte Cassino* oder das „Vivarium“ (Fischteich) des *Cassiodor* ernsthaft nicht in Frage kommen (s. Teil II), ganz abgesehen davon, dass Monte Cassino und Kalabrien überhaupt nicht zum karolingischen Einzugsgebiet zählten, sondern zum Herzogtum Benevent bzw. den Resten der ost-römischen Herrschaft.

Das Florilegium der Aachener „Hofbibliothek“ enthält die Autoren und ihre Werke betreffend jede Menge groben Unfugs, so dass man Mühe hat, sich überhaupt damit zu beschäftigen. Zu Recht urteilt eine Wissenschaftlerin:

„Die Aufspürung dieser berühmten, legendären Hofbibliothek ist so frustrierend wie [...] die Suche nach der Cheshirekatze: Von ihr bleibt nichts als ein geheimnisvolles Lächeln.“ [Villa 1995, 52]

Zu *Lucan* ist anzumerken, dass seine „Pharsalia“, ein Epos, das die Schlacht von Pharsalos zwischen einem truppenmäßig weit unterlegenen Caesar und Pompeius beschreibt (-48), bei der schließlich Caesars Elite-Infanterie die Kavallerie des Gegners überraschend besiegt und die Schlacht entscheidet, als „eines der *Grundbücher* des Mittelalters überhaupt“ gegolten hat [Hunger 1961, 516]. Allerdings lässt sich im Florenz des 15. Jhs. nur noch ein einziges Exemplar auftreiben [Ullman/Stadter 1972, Nr. 959], was für ein „Grundbuch“ lächerlich ist, zumal Boethius in elf, Cicero in acht und selbst ein unbedeutender Autor wie Priscian in der Niccoli-Bibliothek vier Mal vorhanden war.

Der *Lucan*-Text startet („sic incipit“) mit „Bella per Eamithios...“, was bereits Probleme schafft, denn etwelche „Eamithier“ sind historisch nicht nachweisbar. Ullman [1954] kommentiert daher *Lucan* auch nicht weiter und lässt den Leser ratlos zurück. Überdies ist *Lucans* „Bellum civile“ heute in 10 Büchern erhalten (das Gedicht bricht mitten im zehnten Buch ab), während es in Karl Hofbibliothek nur in fünf Büchern vorhanden war.

Das Florentiner *Lucan*-Exemplar wird als von Antonio Vespucci stammend mit 1499 datiert. Ansonsten gibt es noch einen „*Lucanus imperfectus et fragmentatus*“ in einem kleinen weißen Band und „valde antiquo“, in dem 3 Bll. 1471 ergänzt wurden [Nr. 945].

Statius erscheint mit seiner „Thebais“ in zwölf Büchern (die im Gegensatz zu der karolingischen Zählung bei *Lucan* bis heute 12 Bücher geblieben sind), was aber so recht nicht zu der Angabe „in volumine *parvo* [!; PCM]

albo in membranis“ passen will, die in Florenz unter Nr. 948 mit dem Hinweis erscheint, das Buch sei in Paris 1367 gekauft worden. Wie gehen wohl zwölf Bücher in einen „kleinen Band“? Im übrigen sind die viel berühmteren „Silven“ des Statius nur in einem einzigen Kodex auf uns gekommen, „den Poggio von einem schlechten Schreiber hatte abschreiben lassen“ [Hunger 409].

Terenz, der gelehrteste aller gelehrten Römer, erscheint mit „Terentii andria. libri multi“. Das mit den „libri multi“ kann sich nicht auf die „Andria“ beziehen, entspricht aber ansonsten seinen in ca. 620 Büchern erhaltenen 74 Werken durchaus. Allerdings der Eintrag bei Diez B 66 ist inkorrekt. Denn eine Zeile danach steht zu lesen:

„Incipit eunuchus. sic incipit thais meretrix / parmene servus. pamphilus aduliscens. sostra / tamuliere pamphi lusa duliscens. bachimeretrix / antichila mulier. clinia aduliscens. sirus servus“.

Tatsächlich trägt Eunuchus den Titel „Thais meretrix, Phaedria adulescens, Parmeno servus“. Die unter den Karolingern ausgelassene Phaedria ist ebenso unerklärlich wie die Schreibweise „*aduliscens*“ oder „*duliscens*“. Die übrigen Gestalten kommen im Eunuchus nicht vor, sondern in anderen Werken, die Terenz zugeschrieben werden.

Bei **Juvenal** fällt sofort der nächste Lateinfehler auf. Diez B 66 enthält „De incommodis *meritorum*“ (statt „maritorum“). Die weiteren Textproben, die angeblich aus Juvenals Satiren stammen sollen, konnten von mir vorerst nicht verifiziert werden, z.B. „spelunca domusignem que laremque“.

Tibull erscheint anschließend mit „lib. II“. Tatsächlich endet das älteste von ihm erhaltene Ms. mit den Worten „Explicit liber [Einzahl! PCM] Tybulii“ [Ullman 1954, 26]. Von Tibull sind außer Exzerpten und Florilegien laut Hunger [397 f.] nur eine „jetzt verlorene“ Hs. sowie Hss. bekannt, „von denen keine älter als das 14. Jh. ist“. Immerhin soll sich von seinen Elegien „*ein* Exemplar [...] ins MA. hinein gerettet haben“. Beruhigend zu wissen, dass dieses in Karls Hofbibliothek verfügbar gewesen sein muss! Vermutlich gilt das auch für **Catull** und **Propertius**, die zwar nicht in Diez B 66 erscheinen, von denen aber Hunger [400] zu berichten weiß, „daß sich von den drei Elegikern *je ein* (!) Exemplar in die karolingische Zeit gerettet hat“. Ob das mit übernatürlicher Fügung zusammenhängt?

Von **Horaz** berichtet Diez B 66: „ars poetica explicit“, was auf den Schluss („explicit“ als Gegenstück zu „incipit“) des Werkes hinweist. Die „Ars Poetica“ enthält *nur 476 Verse*, woraus sich beim besten Willen kein

Buch fabrizieren lässt. Selbst das großzügig geschriebene „Karlsepos“ bringt es mit seinen 536 Versen gerade mal auf elf Blatt! Gleich anschließend, noch in der Horaz-Zeile, berichtet Diez B 66 allerdings: „Incipit gaudiani [recte: claudiani!] deraptu [sic!] proserpinae lib. III.“

Dies würde bedeuten, dass der schmalbrüstige Horaz-Text mit einem etwas umfangreicheren Text zusammengebunden in Aachen vorlag. Allerdings ist dann zu fragen, was Karls Hofbibliothekare um alles in der Welt veranlasst haben mag, den überragenden Künster **Horaz**, einen Zeitgenossen des Augustus, nicht mit seinen anderen Werken zusammenzubinden (die unsterblichen „Oden“!), sondern mit **Claudian**, einem Zeitgenossen von Honorius und Stilicho (370-404), der durch ein in Versform dargebrachtes Histörchen auf sich aufmerksam zu machen versuchte.

Danach tritt in Diez B 66 ein **Claudius** auf: „Claudii in eutropium lib. III; Debello (sic!) Gothico; Debello (sic!) gildonico“. Dieser Autor lässt sich nicht konkret nachweisen, und die Vermutung der Forschung, es handle sich wohl ebenfalls um **Claudianus**, klingt wenig überzeugend. Die Ostgoten kamen erst nach dem Tod von Claudianus (404) gegen Rom zum Großeinsatz. Die Westgoten besiegten zwar die Römer 378 bei Adrianopel, eroberten aber Rom dann doch erst 410 unter Alarich. Da der Text des „Gothenkrieges“ eines „Claudius“ nirgends verfügbar ist, muss die Fantasie einspringen.

Beim Gildonenkrieg geht es besser. Gildo war ein „maurischer“ Potentat, der 397-8 gegen Rom rebellierte und die Hauptstadt vom Getreidenachschub abschnitt. Gildos 70.000 Mann (!) starke Armee verschwand schließlich zwischen Algerien und Tunesien, Gildo selbst wurde enthauptet. Die einzige Quelle für diesen Sachverhalt ist allerdings nicht Claudius, sondern Claudianus, der in Diez B 66 als „Glaudianus“ erscheint und zum Zeitpunkt von Gildos Tod 28 Jahre alt war.

Kommen wir zu **Martial**, von dem laut Diez B 66 in Aachen acht Bücher Epigramme aufscheinen. Bis heute sind es interessanterweise zwölf geworden. Die Differenz kann niemand erklären.

Weiter zu **Cicero**. „Incatelena“ (sic!) werden „libri VII“ angeführt. Dass dies Unsinn ist, wissen wir aus allen existenten Cicero-Ausgaben. Dass „Catilina“ wenig später unter „Incipit Sallusti crispi orationis ex catilena“ noch in anderer Schreibweise auftritt, dürfte nicht weiter überraschen. Der Hinweis von Ullman auf einen Katalog aus Cluny aus dem **12. Jh.** (!) runden das völlig verquere Bild ab [28].

Fazit: Diez B 66 kann niemals „karolingisch“ sein und jeder, der das behauptet, macht sich zum Gespött.

Noch ein Letztes: Hinter dem Eintrag „*Libri alchimi*“ in Diez B 66 auf der sechstletzten Zeile erscheint eine rätselhafte Fehlstelle, die nicht zu dem durchgehend eng gehaltenen Schreibduktus zu passen scheint, die aber mangels Einsichtsmöglichkeit in das Original nicht näher untersucht werden konnte (Abb. 7).

Ob der Schreibhiatus eine Bedeutung hat oder nicht: Immerhin kann nicht ausgeschlossen werden, dass wir es bei dem Wort „alchimi“ mit etwas zu tun haben, was die Karolinger-Forschung gar nicht schätzen würde, nämlich um *Alchemie*. „*Libri alchimi*“ wären Bücher von Autoren, die sich an der Kunst des „Steins der Weisen“ versucht hätten, die schon Bertholet in ihren Manuskripten als „durchaus apokryph“ und dem „Ende des Mittelalters“ zugehörend apostrophierte [Morosow 1912, VIII] und die sämtlich von arabischen Schriftstellern stammen sollen.

Das arabische Idiom war den Könnern der Karolingerzeit durchaus geläufig, wie sich aus Bern 207 ergibt, der mit Diez B 66 in engstem Zusammenhang steht (siehe oben).

Der berühmteste, in zahlreichen Auflagen erschienene Druck einer alchemistischen Schrift ist der von Peter Kertzenmacher, die in der EA 1534 unter dem Titel „*Alchimi* und Bergwerck“ erschienen war und der in einer Auflage von 1538 in Straßburg unter dem Titel „Alchimia. Wie man(n) alle farben, wasser, olea, salia und alumina, damit mann alle corpora, spiritus und calces preparirt, sublimirt und fixirt, machen sol“ gedruckt wurde.

Auf die Möglichkeit, dass der nach der Karolingerzeit rätselhaft verschwundene *Alchimus*, der in Karls Hofbibliothek erscheint, in Wahrheit der „Erfinder“ der Alchemisten-Kunst gewesen sein kann oder dass die Diez-Stelle auch als „*Libri alchimi(e)*“ gedeutet werden kann, muss zumindest aufmerksam gemacht werden. Dies umso mehr, als die Beziehungen zwischen den Höfen im **fränkischen** Aachen und im **arabischen** Bagdad (Harun-ar-Raschid!) sehr eng waren [Hägermann 2000, 518 ff.].

Man darf niemals den bekannten *Elefanten* vergessen, den Harun ar-Raschid dem Frankenkaiser geschenkt hat und der am 20. Oktober 802 in Aachen eintraf, was dem berühmten Mediävisten Hägermann [446] den Ausruf entlockt: „Eine logistische Meisterleistung!“ Dass der Elefant nicht nur mit Wärtern und Emissären von Bagdad nach Aachen getrottet ist, sondern auch begleitet von einem freundlichen Schreiben des Kalifen in dessen Sprache, dürfte sich von selbst verstehen. Gunnar Heinsohn hat inzwischen die

Karlselefanten-Story als ins 13. Jh. zu datieren und Friedrich II. zugehörig enttarnt [Heinsohn 2000, 228 ff.].

Der Diez-Schreiber B, von dem das Florilegium aus der Hofbibliothek stammt, hat seinen Text an **neun Stellen korrigiert**, teilweise durch Rasur, was bei den wenigen Zeilen verwundert, zumal diese Korrekturen an Stellen stattgefunden haben, die ein an einer kaiserlichen Bibliothek tätigen bzw. für sie schreibenden Hand eigentlich von vornherein hätte vermeiden müssen. So wird u.a. „uicera“ zu „uiscera“, „frida“ zu „frigida“ oder „pars“ zu „partis“, was bei solchen, jedem Lateiner geläufigen Standardwörtern verwundert.

Insgesamt dürfte das Ms. des weltberühmten Florilegiums der „Hofbibliothek“ Karls des Großen just das sein, was der Paläograph Bernhard Bischoff über Textteile von Diez B 66 ohnehin geurteilt hat: „**Aus einer trüben Quelle geflossen oder als Ulk entstanden**“.

Die Forschung ist auf einen Ulk hereingefallen und tut sich schwer damit es zuzugeben.

(Es folgt Teil IV: St. Gallen und Süddeutschland)

Literatur (als weitere Ergänzung zu Teil I u. II):

- Biard, Joel (1989): *Logique et théorie du signe au XIVe siècle*; Paris
- Bischoff, Bernhard (1965): „Die Hofbibliothek Karls des Großen“; in: *Karl der Große, Lebenswerk und Nachleben* 2, 54 u. 57-61; Düsseldorf
- Bammesberger, Alfred (Hg. 1991): *Old English Runes and their Continental Background*; Heidelberg
- Blum, Ralph (¹³2000): *Runen. Anleitung für den Gebrauch und die Interpretation der Gemeingermanischen Runenreihe*; Kreuzlingen · München
- Diez (1973) = Sammelhandschrift Diez. B. Sant. 66 (...) Vollständige Faksimileausgabe im Originalformat der Handschrift aus der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. Einführung Bernhard Bischoff; Graz
- Eco, Umberto (1989): „Denotation“; in: Eco/Marmo (Hg.): *On the medieval Theory of Signs*, 43-77; Amsterdam · Philadelphia.
- Elsner, Hildegard (²1994): *Wikinger Museum Haithabu: Schaufenster einer frühen Stadt*; Schleswig
- Heinsohn, Gunnar (2000): „Kaiserelefanten des deutschen Mittelalters: Karl der Große und Friedrich II. von Staufen“; in: *ZS* 12 (2) 228-233
- Kaczmarek, Ludger (1983): „Significatio in der Zeichen- und Sprachtheorie Ockhams“; in: Eschbach/Trabant (Hg.): *History of Semiotics*, 87-104; Amsterdam · Philadelphia

- King, David A. (1995): „A Forgotten Cisterian System of Numerical Notation“; in: *Citeaux*, fasc. 3-4, 183-217
- Leffler, Oliver (1995): *Wilhelm von Ockham: Die sprachphilosophischen Grundlagen seines Denkens*; Werl
- Koshi, Koichi (1999): *Die frühmittelalterlichen Wandmalereien der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Bodenseeeinsel Reichenau*, Text- und Tafelband; Berlin
- Martin, Paul C. (2000c): „Was las man den zur Karolingerzeit? Teil II“; in: *ZS* 12 (4) 639-661
- (2000b): „Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I“; in: *ZS* 12 (3) 449-475
- (2000a): „Können Münzen Karl den Großen retten?“; in: *ZS* 12 (1) 88-112
- Odenstedt, Bengt (1991): A New Theory of the Origin of the Runic Script: Richard L. Morris's Book *Runic and Mediterranean Epigraphy*, in Bammesberger 1991, 358-387
- Östlund, Krister (2000): *Johan Ihre on the Origins and History of the Runes. Three Latin Dissertations from the mid 18th Century*; Uppsala
- Seebold, Elmar (1991): „Die Stellung der englischen Runen im Rahmen der Überlieferung des älteren Futhark“; in: Bammesberger (1991), 439-569
- Siepe, Franz (2001): „Notizen zu Otto Pächts »Buchmalerei des Mittelalters«“; in: *ZS* 13 (1) 103-107
- Tachau, Katherine H. (1988): *Vision and Certitude in the Age of Ockham. Optics, Epistemology and the Foundation of Semantics*; Leiden et al.
- Winter, Ursula (1986): *Die Handschriftenverzeichnisse der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin*, Neue Folge, Erster Band: Die europäischen Handschriften der Bibliothek Diez, Teil 1 u. 2; Leipzig
- Wolfram, Herwig (1995): *Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit*; Wien · München

Dr. Paul C. Martin, CH-8304 Wallisellen, Säntisstr. 42

Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter ?

Gunnar Heinsohn · Joanna Sidorczak

I. Die Quellenlage zu den Slawen bis zum frühen 7. Jahrhundert

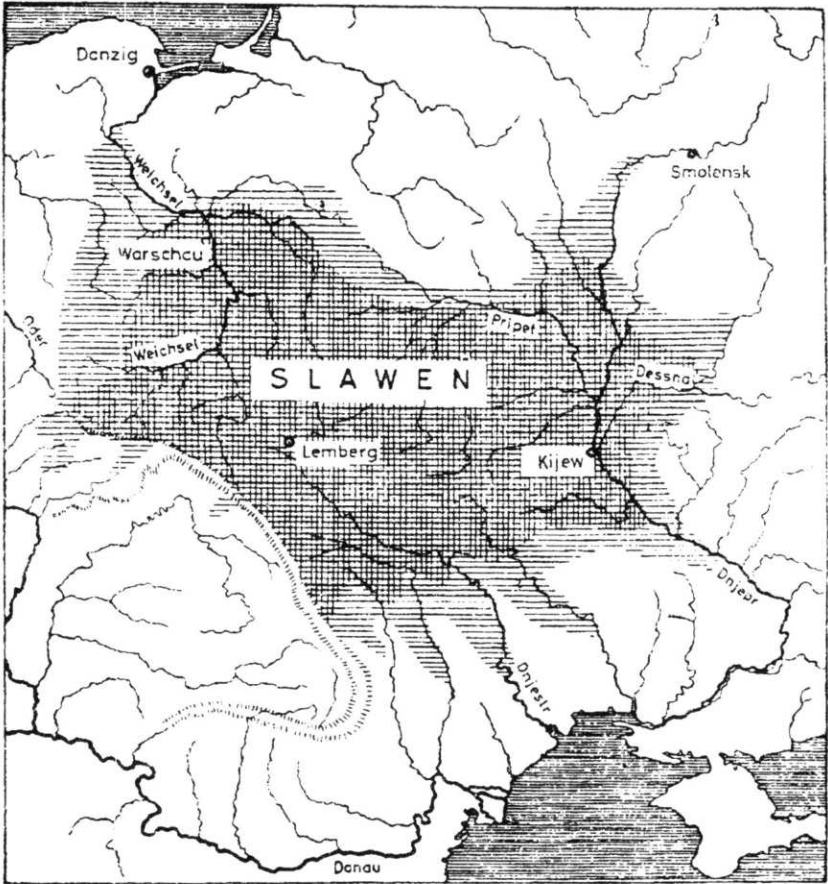
Sicher datierbare und zugleich ihnen unstrittig zuweisbare Artefakte bekannter stratigrafischer Herkunft, mit denen die Slawen des frühen Mittelalters zweifelsfrei von anderen – vor allem germanischen Ethnien – unterschieden werden können, sind bekanntlich selten. Auch deshalb sind Auskünfte von Historikern und Chronikenschreibern aus Antike und Mittelalter oftmals die wichtigsten Informationsgeber für die Erstellung der Chronologie der Slawen zwischen dem 7. und 10. Jh. und für das Schreiben allgemeinbildender Slawenhistoriografien für Schule und Universität.

Gerard Labuda (*1916), Historiker und Slawist an der Universität Posen sowie Mitglied der wissenschaftlichen Akademien in Krakau und Warschau, hat im Jahre 1999 einen neuen Überblick zu allen frühmittelalterlichen Textquellen vorgelegt, in denen von Slawen die Rede ist. Eine erste Auflage dieser Arbeit war im Jahre 1954 erschienen. Im nachfolgenden Artikel werden die Befunde Labudas zusammengefasst und zum Anlass für Fragen nach der textlichen Evidenz für die Slawen des frühen Mittelalters.

Im Altertum beginnen die Hinweise auf Slawen womöglich mit **Herodot** (484-420) im -5. Jh., der für die – als Variante der Skythen gedeuteten – Slawen bis in das -6. Jh. bzw. bis in die Zeit Darius des Großen (521-485) zurückgeht [*Historien* IV: 16-17; 51-53; 99-101; 104-109].

Nach Herodot setzt eine nicht gut verstandene Unterbrechung von fast vier Jahrhunderten ein. Diese Lücke mag als weiteres Indiz für die Überlänge von Achämeniden- und Hellenismuszeit herangezogen werden. Sie hat auch Zweifel an der Identifizierung von Herodots Dnjepr-Skythen mit frühen Slawen gesetzt [positiv jedoch Gimbutas 1971, 46].

Chronologisch weiter geht es dann mit Slawenhinweisen in *De chorographia libri tres* des **Pomponius Mela**. Dieser Autor lebt zwar erst im 1. Jh. u.Z., also über ein halbes Jahrtausend nach Herodot, bezieht sich aber auf eine verschollene Arbeit des **Cornelius Nepos** (99-24). Auch **Plinius d. J.** (23-79) in seiner *Naturalis Historiae*, **Tacitus** (55-120) in *De origine et situ*



Geographische Vorstellungen über die „Urheimat“ der Slawen seit Herodot
[Vana 1970, 34]

Germaniae und **Claudius Ptolemäus** (100-170) in seiner *Geographia* erwähnen die Slawen.

Nach dem 2. Jh. des Ptolemäus tut sich eine Lücke von etwa zwei Jahrhunderten bis zum Geographen **Vibius Sequester** auf, der – genaue Daten über ihn fehlen – gegen Ende des 4. und Anfang des 5. Jhs. gelebt haben soll und wahrscheinlich – da gibt es unabgeschlossene Kontroversen – Sorben/Serben erwähnt hat (*De fluminibus, fontibus, lacubus, nemoribus, paludibus, montibus, gentibus per litteras*).

Auch der als *Pseudo-Caesarius* geführte Text wird ins 4. Jh. datiert. Er enthält abfällige Bemerkungen zum slawischen Volkscharakter. Diesem Werk sollen durch spätere Interpolationen auch Informationen aus dem 5. oder gar 6. Jh. beigelegt worden sein.

Mit einer Unterbrechung von hundert Jahren nach den Aussagen des Vibius Sequester geht es bei **Jordanes** im 6. Jh. weiter mit Hinweisen auf Slawen. Es handelt sich bei ihm um einen germanischen Autor gotischer Herkunft. Man weiß nicht, ob er seinen Text *De origine actibusque Getarum* in Griechenland oder Italien verfasst hat. Auch seine Lebensdaten können nicht präzise festgelegt werden. Lediglich das 6. Jh. gilt als unstrittig.

Ab Jordanes verfügen wir über eine maximal siebzigjährige (550-620) und überdies recht dichte Sequenz von Quellen, in denen Slawen erwähnt werden. Die Geschichte der Gothenkriege *De bello Gothico*, die **Prokop von Caesarea** (490/507 - ca. 562) verfasst hat, also ebenfalls ins 6. Jh. gehört, weist etliche Passagen auf, die denen des Jordanes auffällig ähneln, ohne dass sicher wäre, wer wen nostrifiziert hat. Auch in Prokops *Historia arcana* aus der Mitte der 6. Jhs. werden die Slawen mehrfach erwähnt. Der byzantinische Autor **Menander Protektor** beschreibt die byzantinische Geschichte der Jahre 558-582 und erwähnt darin mehrfach die Slawen.

Johannes von Ephesus hat eine Geschichte der Kirche Caesareae bis auf das Jahr 585 verfasst. Vor allem für die Jahre 575-585, in denen er Augenzeuge oder doch wenigstens direkter Zeitgenosse der Ereignisse war, hat er zum Balkan und zu den Slawen etliche Hinweise gegeben. Auch dieser Autor gehört in das 6. Jh.

Auf den Juli 600 wird das *Registrum epistolarum* datiert, in dem **Papst Gregor I. der Große** (590-604) seine tiefe Sorge über Angriffe von Slawen auf Istrien und Italien ausdrückt.

Zu Beginn des 7. Jhs. erscheinen Slawen in den *Historiae* des **Theophylakt** (Theophylaktos Simokates; gestorben ca. 628), die vor allen den Ereignissen zur Zeit des byzantinischen Kaisers **Maurikios** (Flavius Mauricius

Tiberius; 582-602) gewidmet sind. Auch ein diesem Kaiser selbst unterschobenes Werk – *Pseudo-Maurikios* – erwähnt Slawen.

An den Beginn des 7. Jhs. gehört der Erzbischof *Johann von Thessaloniki*, der vor oder gegen 620 den ersten Teil der Lebensbeschreibung des hl. Demetrius vorgelegt hat. Der Heilige vermochte in den Jahren 586 bis 609 manches Rettungswunder zu bewirken, als die Awaren Thessaloniki bedroht und immer wieder mit Schiffen und Belagerungsmaschinen angegriffen haben. Der zweite Teil der Lebensbeschreibung des hl. Demetrius stammt von einem unbekanntem Autor. Auch das Datum der Abfassung dieses Teils ist nicht bekannt. Es wird tentativ, also ohne jeden harten Beleg, auf das Jahr 685 gelegt. Unstrittig dagegen ist, dass der hl. Demetrius nicht über das Jahr 609 hinaus gelebt hat.

Im 6. und zu Beginn des 7. Jhs. – genauere Daten fehlen – schreibt *Secundus von Trient* über Slawen bzw. ihr Vordringen an die Adria. Allerdings ist sein Werk verloren. Benutzt hat es *Paulus Diakonus* in seiner *Historia Langobardum*. Das Veröffentlichungsdatum dieses Werkes ist nicht bekannt. Es wird gerne in die zweite Hälfte des 8. Jhs. gesetzt, ohne dass dafür eine überzeugende Beweisführung zur Verfügung stände.

Die sogenannten *Itineraria Romana* stellen einen geographischen Bericht dar, dessen Autor zwar nicht bekannt ist, aber wohl aus Ravenna stammt (*Ravennatus Anonymus*). In diesem Bericht wird die Herkunft der Slawen in skythischem Gebiet verortet. Das Datum der Abfassung der *Itineraria Romana* ist nicht bekannt. Datiert wird der Text meist in das 7., gelegentlich aber auch – und wiederum ohne nachvollziehbare Stringenz – in das 8. Jh.

Ein anonymes französisches Werk, das als sogenannter *Fredegarius* (Fredegarius) geführt wird, schreibt recht ausführlich über Slawen und Merowinger. Insbesondere bis zum Jahre 613 gilt er als gut informiert, während er dann für die Zeit bis 642 eher sporadisch berichtet. Die Abfassungszeit des Werkes ist vollkommen ungesichert. Zwar wird sie gerne auf 650/660 gelegt, aber auch das 16. Jh. wird für möglich gehalten [Pichard 1966, 161]. Illig [1998, 142] hat Fredegars Text mithilfe einer Analyse des Kontextes anderer Texte und ihrer spezifischen Inhalte kurz vor 1150 platziert.

Mit Johann von Thessaloniki und seinem Jahr 620 für den hl. Demetrius brechen die einigermaßen sicher datierten zeitgenössischen schriftlichen Hinweise auf Slawen ab. Die Aussagen des Secundus von Trient mögen im selben Zeitraum entstanden sein. Bereits viel weniger sicher mutet die Datierung der Fredegarius-Passagen mit Slawenerwähnungen an. Gleichwohl zieht auch sie niemand über die erste Hälfte des 7. Jhs. hinaus.

II. Die verstörende Quellenlosigkeit zu Slawen von etwa 620 bis kurz nach 800

Zu Beginn des 7. Jhs. sind die Slawen in Europa von der Ostsee bis nach Griechenland vielfach tatsächlich nachweisbar. Sie haben sich fest angesiedelt:

„Die Slawen [haben] um die Mitte des 6. Jh. zwischen der oberen Weichsel, der unteren Donau und dem mittleren Dnepr [sic!] gesessen und sich spätestens am Ende des 6. Jh. schon bis an die mittlere Donau und die mittlere Ostsee herangeschoben“ [Goerke/Kälin 1992, 13].

„Slawische Landnahmegruppen und Stämme hatten bis zum Ende des 6. Jh. ein riesiges Gebiet bis zur Elbe, Ostsee, Adria und Ägäis zu besiedeln begonnen“ [Herrmann 1986a, 40].

Nun können die Slawen nach der gegen 615 abgeschlossenen Landnahme nicht über Jahrhunderte hinweg nur als frei umherschweifende Nomadenstämme aufgetreten sein. Dagegen spräche zumindest besagter Fredegar, der gerade die Attraktivität der Festigkeit slawischer Wohnplätze hervorhebt. Diese erscheinen für gänzlich unstrittige Nomaden – die Hunnen bzw. Awarer – nämlich allgemein verlockend:

„Jedes Jahr kamen die Hunnen zu den Slawen, um bei ihnen zu überwintern, und schliefen mit den Frauen und Töchtern der Slawen; die Slawen erduldeten auch andere Niederträchtigkeiten und leisteten den Hunnen obendrein Tribute. Die Söhne aber, die die Hunnen mit den Frauen und Töchtern der Wenden gezeugt hatten, vermochten schließlich diese grausame Unterdrückung nicht mehr zu ertragen, verweigerten den Hunnen den Gehorsam“ [Fredegar IV: 48].

Es gibt aber wohl nicht nur feste Dörfer, sondern auch bereits zu Beginn des 7. Jh. Adelshöfe und Fürstensitze, an denen Handwerker und Gewerbetreibende außerhalb der Bauerngemeinden unter der Macht des Hofherren angesiedelt wurden“ [Herrmann 1986b, 46].

Der Fredegartext verweist darauf, dass zu den Fürstensitzen – etwa mit der „Wogastisburg“ in Mähren – zu Beginn des 7. Jhs. auch veritable Burganlagen gehören. Die Obodritenburg beim Dorfe Mecklenburg verfügt bereits im 7. Jh. über einen Wall mit einer „Breite von 12 und einer Höhe von 7 m“ [Herrmann 1986a, 30, Abb. 12].

Die moderne Tendenz, aus den *Schriftquellen* des 6./7. Jhs. bekannte Slawenburgen auf archäologische Funde zu beziehen, die von den Ausgräbern momentan häufiger ins 9./10. als ins 6./7. Jh. datiert werden, ist in dieser Zeitschrift bereits behandelt worden [Zeller 1996]. Wir werden darauf in einer

späteren stratigraphischen Arbeit zum slawischen frühen Mittelalter zurückkommen.

Aufgrund der imponierenden Verbreitung der Slawen auch in festen Wohnplätzen und Adelsburgen, wie sie die **Texte** des 6. und 7. Jhs. belegen, erwartet die Forschung, dass für die Zeit nach dem ersten Viertel des 7. Jhs. die Menge der Slawen erwähnenden Quellen zu einem mächtigen Strom anschwillt — und zwar nicht nur bei den Nachbarn, sondern auch direkt aus der Hand der Slawen selbst.

Dieser erhoffte massive Quellensegen erweist sich jedoch für mindestens zwei Jahrhunderte nicht etwa nur als kümmerliches Rinnsal, sondern als schlichtes *nullum*. Man findet ab 620 nicht — wie allenthalben und mit berechtigter Logik erwartet — sehr viel mehr schriftliche Angaben über und von Slawen als für die Jahre der slawischen Landnahme zwischen 550 und 620, sondern auf einmal gar keine mehr.

Aus der Fachliteratur vernimmt man ob dieses verstörenden Sachverhalts eine nicht endende Jeremiade über die nach 620 aufreißende Quellenlücke zum Slawentum. Sie schmerzt kaum weniger als das totale Schweigen der byzantinischen Hochkultur zwischen 626 und 813. So klagt der Historiker und Schriftsteller Johannes Urzidil aus Prag, dass sogar das Herzland slawischer Hochkultur, also „Böhmen zwischen Samos Tod [1. Hälfte des 7. Jhs.] und dem Beginn des 9. Jhs. ohne artikulierte Geschichte ist“ [Urzidil 1960, 115; vgl. bereits Topper 1995, 478].

Ein anderer tschechischer Frühmediävist, Vladimir Vavrinek, zeigt sich kaum weniger fassungslos:

„Über das Schicksal der slawischen Stämme nördlich der Donau finden wir bis zum 9. Jahrhundert fast gar keine Nachrichten. Nur aus der Chronik des sogenannten Fredegar, erfahren wir, dass es im 7. Jahrhundert zu einem großen Aufstand der Slawen gegen die Awaren kam“ [Vavrinek 1967, 3].

Auch eineinhalb Jahrzehnte später hat sich die Kenntnislage in keiner Weise verbessert. Carsten Goehrke, Osteuropa-Ordinarius an der Universität Zürich, bekundet:

„Für das 7. und 8. Jahrhundert versiegen die schriftlichen Nachrichten zumindest über die Vorfahren der Ostslawen so gut wie ganz“ [Goehrke/Kälin 1992, 13].

Die Quälerei ist jedoch mit dem Ende des 8. Jhs. bzw. mit dem Jahr 800 keineswegs zu Ende. Denn auch im 9. und frühen 10. Jh. geben die slawischen Völker selbst nicht eine schriftliche Silbe von sich. Wiewohl sie ent-

schieden stumm bleiben, sollen wenigstens Außenstehende zwischen 800 und 900/915 über sie berichtet haben:

„Erst als sich im 9. und 10. Jh. mit dem Auftauchen der Wikinger (Wahräger) und der Hochblüte des Chasarenreiches die Einbindung Osteuropas in den internationalen Fernhandel verstärkte, begannen auch die schriftlichen Quellen über die osteuropäischen Repräsentanten des Slawentums reichlicher zu fließen“ [Goehrke/Kälin 1992, 5].

III. Die Qualität der Quellen über Slawen aus dem 9. Jahrhundert

Schauen wir nun, ob wenigstens die von außerhalb der slawischen Territorien kommenden Texte in die Zeit der Slawenstummheit von 800-900 gehören, also genuine Quellen sind. Zuvor sei allerdings darauf verwiesen, dass neben den beredten Klagen über die Quellenlücke von 620-800 auch Formulierungen in die moderne Fachliteratur Eingang gefunden haben, die das Fehlen von Quellen über Jahrhunderte hinweg durch eine gewisse Beiläufigkeit zu neutralisieren trachten. Als typisches Beispiel für einen derartigen klammheimlichen Sprung, vom 6./7. direkt ins 10./11. Jh. ohne weiteres Sichaufhalten bei der Zeit dazwischen, mag Bosko Babic herangezogen werden:

„Nach der slawischen Landnahme auf der Balkanhalbinsel im 6. und 7. Jh. entwickeln sich die einzelnen Stämme auf dem Territorium des heutigen Jugoslawien unter den teilweise sehr unterschiedlichen geographischen und politischen Bedingungen der einzelnen Landschaften. Im Unterschied zu den Südslawen in Bulgarien, die seit dem 7. Jh. im Bulgarenreich in einer kontinuierlichen staatlichen Organisation lebten, waren die Verhältnisse auf der westlichen Halbinsel heterogener. So hatten sich die makedonischen Slawen nur für eine kurze Zeitspanne während der Regierungszeit des Zaren Samuel und seiner Nachfolger (976-1018) in einem Stammesverband zusammengeschlossen“ [Babic et al. 1986, 81].

Was allein vorliegt, sind Aussagen über Zar Samuel, während die Ideen zu losen Stammesverbänden in den Jahrhunderten davor lediglich erschlossen werden, um zu diesen Jahrhunderten überhaupt etwas sagen zu können (vgl. ausführlich zur frühmittelalterlichen Lücke in Bulgarien auch Weissgerber [2001]).

Bis in das Jahr 817, in das gerne die Entstehung der *Chronographia* des Byzantiners *Theophanis* (*Theophanes Confessor*) datiert wird, fehlen im östlichen Mittelmeerraum Quellen zu den Slawen. Über fast zwei Jahrhunder-

te hinweg (ab Johann von Thessaloniki) sucht man also bis heute Hinweise auf die Slawen vergeblich. Zieht man aus dem Westen den sogenannten Fredegar (relativ zuverlässig nur für die Zeit bis zum Jahre 613) hinzu, dann bleibt dieselbe Lücke von 200 Jahren ohne Slawenerwähnungen.

Von der *Chronographia* des Theophanis sollen die – modern umgerechneten – Jahre 384 bis 813 abgedeckt werden. Slawen werden für die Jahre 6149, 6156 und 6180 seit Erschaffung der Welt erwähnt. Diese Zeitangaben hat man auf die Jahre 656, 663 und 686 christlicher Zählung gelegt. Nun ist allerdings das Original der *Chronographia* zu 100 % verloren. Zwar können sie von 813 bis 900 immer wieder abgeschrieben worden sein, aber auch solche Abschriften – wenn es sie denn gegeben haben sollte – sind mysteriöserweise zu 100 % verloren: „Byzantinische Originalwerke aus dem 9. Jahrhundert sind nicht mehr erhalten“ [Schreiner 1991, 11]. Vom *Chronographia*-Text, der aus dem 10. Jh. vorliegt, wird ausdrücklich vermerkt, dass er auch das 10. Jh. reflektiert. Deshalb durfte geschlossen werden, dass er eben auch erst in diesem 10. Jh. entstanden ist und keineswegs früher [Illig 1999, 163 f.; s. auch Weissgerber 2000, 424]. Wenn ein mögliches Original des 9. Jhs. aus der Hand eines Theophanis komplett verloren gegangen ist, und auch von möglichen zwischenzeitlichen Abschriften sich nicht einmal ein Schnipsel erhalten hat, können keinerlei Beweise gegen die Annahme beigebracht werden, dass die *Chronographia* eben erst aus dem 10. Jh. stammen. Damit entfallen sie als zeitgenössische Quelle für die Slawen des 7. bis 10. Jhs. (vgl. zu den byzantinischen Quellen bereits Friedrich [2001, insbes. 66 f.]).

Nach bzw. neben dem Werk des Theophanis aus dem Jahre „817“ finden sich im Westen Slawenerwähnungen in den sogenannten karolingischen Texten des *Einhard* – in den *Annales Regni Francorum* sowie in der *Vita Caroli Magni*. Die Fertigstellung der *Vita* wird von der herrschenden Lehre in das Jahr 830 datiert, Einhard selbst auf 770 bis 840. Dass die sogenannte Karlsbiographie frühestens im 13. Jh. abgeschlossen worden sein kann, ist an vielen Indizien vor allem von Illig deutlich gemacht worden. Der Autor hat sich dieser Sicht angeschlossen [Heinsohn 2000]. Die verblüffend früh kommende astronomische Präzision der „Reichsannalen“ wiederum verweist auf ein Entstehungsdatum „nach 1150“ [Illig 1998, 96], so dass auch sie nicht als Slawenquelle für das 9. Jh. herangezogen werden können. Dasselbe gilt für die mecklenburgischen Annalen bis 1066 (*Annales Mettenses*), die astronomisch ganz dem chronologischen Vorbild der einhardschen „Reichsannalen“ folgen und deshalb auch erst nach deren realem Abfassungsdatum geschrieben sein können.

In der modernen Lesart der sogenannten *Annales Fuldenses* decken diese die Jahre 714 bis 902 ab; Slawenerwähnungen werden auf die Jahre 805, 845-846, 870-872 und 895 gelegt. Diese Annalen sollen von Einhard begonnen und dann durch **Robert von Fulda** für die Jahre 838 bis 863 – allerdings ganz in der Art Einhards – fortgesetzt worden sein. Die Bedenken zu Einhard treffen auch den robertinischen Rest der Annalen. Der Text dürfte wiederum dem 12. Jh. angehören.

Der Bayernherzog und Karlsschwager sowie Karlsgegner Tassilo „III.“ (748-788) soll Slawen in einer Urkunde aus dem Kloster Kremsmünster erwähnen, die auf das Jahr 777 datiert wird. Nun scheint von Tassilos angeblich zahlreichen „großangelegten Bauten [...] keiner die Zeit überdauert zu haben“ [Schindler 1963, 49]. Die beiden ihm gerne zugeordneten Leuchter – wiederum aus Kremsmünster – werden stilmäßig auch von der herrschenden Lehre als Stücke des „11. oder gar 12. Jahrhunderts“ angesehen [Braunfels 1991, 52]. Der sogenannte Tassilo-Kelch – ebenfalls aus Kremsmünster – ist extrem anachronistisch vom Stil her, der mit seinen Oberflächenfiguren dann erst im 12. Jh. wieder angetroffen wird [Braunfels 1965, 366; vgl. Illig 1998, 133 ff.]. Kremsmünster Funde, die tatsächlich in das 8. Jh. gehören, sind mithin nicht nachzuweisen, so dass eine in diese Zeit gelegte Erwähnung von Slawen ihre Existenz nicht verbürgen kann.

Bonifatius/Wynfrith (745-746) soll im Auftrage Papst Gregors II. (715-731) missionierend an den englischen König Ethilbald/Ethelbert von Mercia (716-757) geschrieben haben, dass selbst die Slawen in lebenslänglicher Ehe lebten. Hier stellt sich die Frage, ob damit eine genuine Überlieferung vorliegt oder ob in dieser Tradition eine – nach dem 10. Jh. erstellte – Verdoppelung der Angelsachsenmission durch den Slawenkenner Papst Gregor I. (590-604) gegenüber dem englischen König Ethelbert von Kent steckt (zur Verbringung von Willibrord, dem Genossen des Bonifatius, ins 10. Jh. vgl. bereits Illig [1998, 320]; zur Verbringung von Bonifatius ins frühe 10. Jh. s. Weissgerber [1999, 589, 599 f.]).

Im Mai 873 schreibt angeblich **Papst Johannes VIII.** (872-882) an Hermyk, Bischof von Passau und beschwert sich über dessen Einkerkering des **Methodios**, der die slawische Sprache bei der Ostmission einsetzt. **Papst Stefan V.** (885-891) verbietet die Benutzung slawischer Sprachen in der Liturgie, was die Mission für Methodios und Konstantin erschwert. Am Ende werden diese Sprachen aber doch verwendet. Da die Christianisierung der Slawen realiter erst 988/89 erfolgt, bleibt eine davor liegende Datierung von

Pionieren der Slawenmission ein zweifelhaftes Fundament für einen genuin zeitgenössischen Slawennachweis im 9. Jh. und viele ohnehin erst an dessen Ende. Die gängige und zugleich umstrittene Unterteilung der Christianisierung in eine „erste Taufe der Rus“ um 867 [Goehrke/Kälin 1992, 148] und eine zweite ca. 120 Jahre später verweist aber darauf, dass hier auch die herrschende Lehre selbst Ungereimtheiten längst gesehen hat.

Alfred der Große, beinahe ein Wunderfürst wie Karl der Große, wird auf eine Regierungszeit von 871-899 gesetzt. Der Angelsachse überragt den Franken noch dadurch, dass er dem *Paulus Orosius* eine *Weltgeschichte* diktieren ließ. In dieser gerät ein angelsächsischer König namens Wulfstan in die Ostsee bis nach Preußen und begegnet dabei Slawen. Das angeblich von Alfred im 9. Jh. geschaffene Altenglisch wird erst im 11. Jh. greifbar und hat seinen wahrscheinlichen Schöpfer in Bischof Dunstan (960-988) von Canterbury [Illig 1999, 97]. Unstrittig ist mittlerweile auch, dass die einem Bischof *Asser* zugeschriebene Biographie Alfreds eine Fälschung ist [Smyth 1995; Sturdy 1995; Illig 1998, 161]. Bekannt ist auch Minimalität und Umstrittenheit des zugehörigen archäologischen Materials [Abels 1998; ein dankenswerter Hinweis von Frank Wallace, Toronto]. Man wird also sehr zögern, aus irgendwelchen Alfred-Schöpfungen einen Slawenbeweis für das 9. Jh. zu konstruieren.

Die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*, in der von Slawen südlich Kärntens die Rede ist, wird tentativ in die Mitte des 9. Jhs. gesetzt, kann aber auch später liegen. Der *Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae* erwähnt bezüglich Zollbestimmungen Slawen. Man hat dafür die Jahre 903-906 ermittelt, so dass hier auch die herrschende Chronologie bereits im 10. Jh. angelangt ist.

Die *Russische Chronik*, aus der Angriffe von Slawen auf Byzanz für 852-885 ermittelt werden, wird meist als Beleg für Slawen des 9. Jhs. herangezogen, stammt aber selbst erst aus dem 11. oder 12. Jh. und kann damit den erwünschten Dienst nicht überzeugend leisten.

Der Benediktinermönch *Widukind* (*Rerum gestarum Saxoniarum libri tres*) schreibt über Kaiser Heinrich I. (916-936) und kennt Slawen, äußert sich jedoch erst am Ende des 10. Jhs. und taugt deshalb nicht als zeitgenössischer Zeuge für Slawen des 9. Jhs.

Erzbischof *Thietmar* (*Chronicum*) schreibt – allerdings nur schlecht informiert – über Polens ersten König, Mieszko (960-992). Erst mit Boleslaw Chrobry (992-1025) kennt er sich recht gut aus. Für ein 9. Jh. der Slawen bietet er jedoch nichts, da seine Chronik erst aus dem Jahre 1018 stammt.

Der tschechische Chronist **Kosmas** (*Chronica Boemorum*) gilt gerade für die früheste Slawenzeit als unzuverlässig. Erst recht liefert er nichts Zeitgenössisches über das 9. Jh., da er erst am Beginn des 12. Jhs. schreibt.

Damit haben wir den europäischen und oströmischen Kulturkreis durchschritten. Was ab dem 2. Viertel des 7. Jhs. bis an den Beginn des 9. Jhs. gilt, setzt sich für den Rest des 9. Jhs. fort: Die Slawen selbst schreiben auch während des 9. Jhs. nicht. Und von den Schriften, die sie außerhalb der slawischen Territorien erwähnen, kann die Echtheit und/oder die Zugehörigkeit zum 9. Jh. nicht glaubhaft gemacht werden. Dabei können nach der Mitte des 9. Jhs. platzierte Texte, deren Echtheit an sich nicht strittig ist – wie etwa die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* –, ebenso gut in eine spätere Zeit gesetzt werden.

Auf einigermaßen sicherem Grund bewegt man sich bezüglich zeitgenössischer Slawenquellen erst wieder beim byzantinischen Kaiser Konstantin „VII.“ Porphyrogenitus (913-959). Für die drei Jahrhunderte des Frühmittelalters befindet sich mithin jeder, der eine Existenz der Slawen aus zeitgenössischen Quellen beweisen will, in allergrößter Verlegenheit. Bieten die islamischen Autoren einen Ausweg aus diesem Dilemma?

IV. Gibt es Slawenaussagen aus dem 9. Jahrhundert bei arabischen Autoren

Ibn Hurdadbeh ist persischen Ursprungs. Sein *Buch der Wege und Königreiche* wird gelegentlich in die zweite Hälfte des 9. Jhs., aber auch in das 10. Jh. datiert. Es erwähnt jüdische Händler mit Kontakten zu südeuropäischen Slawen. Die moderne Forschung wundert sich darüber, dass zu dieser Zeit – also dreihundert Jahre nach slawischer Landnahme und muslimischer Blüte – „die Kenntnis der Slawen bei den Muslimen immer noch in den Kinderschuhen steckte“ [Labuda 1999, 121]. Der Autor liefert also eher einen Hinweis auf eine zu lange Chronologie des Islam, aber nichts Verbindliches über Slawen des 9. Jhs.

Der Geograph **Gardizi** hat recht präzise über slawische Ehesitten geschrieben. Ihn hat man zwar gelegentlich in das 9. Jh. datiert, meist jedoch wird seine Autorschaft bei 1050 gesehen.

Abu'Ali Ahmad ibn Umar (ibn Rosteh; ibn Rusta) ist ebenfalls persischen Ursprungs und soll zwischen 903 und 913 seine *Geographie* geschrieben haben. Oft wird auch das Jahr 930 genannt. Sie erwähnt Slawen. Das hilft uns aber nicht für das 9. Jh. selbst. Deshalb wird als seine Quelle ein arabischer Autor aus der zweiten Hälfte des 9. Jhs. betrachtet, dessen Name

und Werk allerdings nicht bekannt ist. Auf eine solche Basis wird man einen unstrittigen Quellenbeweis für Slawen des 9. Jhs. nicht leicht hin stützen.

Ibrahim ibn Jakub, ein arabisch schreibender jüdischer Autor aus Spanien, macht in den Jahren 965-966 eine Reise durch Zentraleuropa. Sein Werk ist nicht erhalten. Fragmente werden von **al-Bekri** in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. erwähnt. Dieser erwähnt Slawen, ist aber nun einmal kein Text aus dem 9. Jh., dessen Quellenarmut ja abgeholfen werden soll.

Abul-Hassan al Masudi erwähnt eingangs des 10. Jhs. in *Die goldene Wiese* Slawen und ihre Sitten sehr ausführlich. Eine kritische Ausgabe seiner Schriften steht jedoch aus, und in das 9. Jh. gehört er ohnehin nicht. Damit bestätigen die arabischen Texte, was schon aus den europäischen und byzantinischen zu ermitteln war.

Es sind also nicht nur die Slawen selbst, die ca. drei Jahrhunderte zwischen dem frühen 7. und dem frühen 10. Jh. keine Silbe schreiben. Auch angeblich zeitgenössische Texte über die Slawen von außerhalb lassen sich in diesem Zeitraum nicht überzeugend unterbringen. Es soll deshalb in einer nachfolgenden Arbeit an einigen Beispielen geprüft werden, ob der fehlende Schriftbefund durch Stratigrafie und Archäologie wettgemacht werden kann oder ob auch aus diesem Blickwinkel eine Widerlegung der illigischen Chronologieverkürzung misslingt.

Literatur

- Abels, R. (1998): *Alfred the Great*; New York
- Babic, B. (1986), „Südslawen in Makedonien, an der Adria und zwischen Alpen und Donau“, in J. Herrmann, Hg., *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München
- Braunfels, W. (1991), *Karl der Große* (¹1972), Reinbek
- Hg. (1965), *Karl der Große – Werk und Wirkung. Ausstellung unter den Auspizien des Europarates in Aachen*, Aachen
- Fredegar (1982), „Die vier Bücher der Chroniken des sogenannten Fredegar“, in *Quellen zur Geschichte des 7. und 8. Jh.*, Darmstadt
- Friedrich, Volker (2001): „Nibelungen und Phantomzeit im Donauraum. Fiktives Awarenreich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm“, in *ZS* 13 (1) 50
- Gimbutas, M. (1971), *The Slavs*, New York · Washington
- Goehrke, C., Kälin, U. (1992), *Frühzeit des Ostslawentums*, Darmstadt
- Heinsohn, G. (2000), „Kaiserelefanten des deutschen Mittelalters“, in *ZS* 12 (2) 228
- Herrmann, J. (1986a), „Die Slawen der Völkerwanderungszeit“, in J. Herrmann, Hg., *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München

- (1986b), „Wegbereiter einer neuen Welt – die Welt der Staaten und Völker des europäischen Mittelalters“, in J. Herrmann, Hg., *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter*, München-Düsseldorf (1996; Erstfassung 1992 unter dem Titel *Karl der Fiktive, genannt der Große*)
- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Labuda, G. (1999), *Slowianszczyzna Starozytna i Wczesnosredniowieczna* (1954), Poznan
- Lowmianski, H. (1964), *Poczatki Polski: Z dziejow Slowian w I tysiacleciu n.e.*, Bd. II, Warszawa
- Pichard, J. (1966), *Die Malerei der Romanik*, Lausanne
- Schindler, H. (1963), *Große Bayerische Kunstgeschichte. Band 1: Frühzeit und Mittelalter*, München
- Schreiner, P. (1991), „Die byzantinische Geisteswelt vom 9. bis zum 11. Jahrhundert“, in Ew, A.v., Schreiner, P., *Kaiserin Theophanu: Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr der Kaiserin*, Bd. 2, Köln
- Smyth, A.P. (1995), *King Alfred the Great*, Oxford
- SSS (1961) = *Slownik Starozytnosci Slowianskich*, Bd. 1, Wroclaw
- Sturdy, D. (1995), *Alfred the Great*, London
- Topper, U. (1995), „Entstehung des Slawentums“, in *ZS* 7 (4) 461
- Urzidil, J. (1960), „Die Tschechen und Slowaken“, in Kohn, H., Kälin, U., *Die Welt der Slawen*, Bd. 1, Frankfurt am Main
- Vana, Z. (1970), *Einführung in die Frühgeschichte der Slawen*, Neumünster
- Vavrinek, V. (1967), „Grossmähren“, in *Grossmähren. Ein versunkenes Slavenreich im Lichte neuer Ausgrabungen: Ausstellung der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften im Museum für Vor- und Frühgeschichte, Schloss Charlottenburg Berlin (West)*, 22. 10. 967 – 8. 1. 1968, Berlin
- Weissgerber, K. (1999): „Zur Phantomzeit in Thüringen. Schriftquellen und archäologischer Befund. Teil II“, in: *ZS* 11 (4) 583
- (2000), „Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)“, in *ZS* 12 (3) 419
- (2001), „Zur bulgarischen Phantomzeit I“, in *ZS* 13 (1) 73
- Zeller, M. (1993), „Die Steppenvölker Südost-Europas in der Spätantike und im Mittelalter“, in *ZS* 5 (1) 55
- (1996), „Die Nordwestslawen im Frühmittelalter“, in *ZS* 8 (4) 499

Joanna Sidorczak

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Zur bulgarischen Phantomzeit II

von Klaus Weissgerber

7. Gedanken zur realen Herrscherabfolge und absoluten Chronologie

Alle Historiker gingen bis jetzt stillschweigend davon aus, dass die in der Bulgarischen Fürstenliste genannten Herrscher nacheinander regiert haben. Die Möglichkeit, dass in der Liste auch *Mitregenten* enthalten sind, wurde nicht einmal erwogen, obwohl das Doppelkönigtum bei Turkvölkern allgemein üblich war [vgl. z.B. Pohl 293 ff.]. So ging Pritsak auch auf die Institutionen der Turkvölker unter besonderer Berücksichtigung der Alt-Bulgaren ein. Nach seinen Darlegungen gab es in der Regel neben dem Hauptherrscher einen Mit-Herrscher sowie Unter-Herrscher:

„Es handelt sich vor allem um das Amt des Mit-Herrschers, das der vier, bzw. der beiden Unter-Herrscher (,die vier Ecken'; an sich 4 designierte Thronfolger), das der ,Sechs Ecken' [...] usw. Unsere Quellen weisen darauf hin, daß es auch im Reich der Donau-Bulgaren alle genannten Institutionen gegeben hat.“ [Pr. = Pritsak 39]

Er verwies auch darauf, dass nach den Denkmalsinschriften die bulgarischen Groß-Herrscher Krum, Malamir und Persian Mitherrscher hatten [Pr. 40]. Ich ergänze seine Angaben durch Hinweise auf die Inschriften, die Beschevliev veröffentlicht hat. So wurde in Inschriften des Krum [B. = Beschevliev Nr. 2, 47; vgl. Theophanes 491, 503] dessen namentlich nicht genannter Bruder ausdrücklich als Mitherrscher bezeichnet. In den Inschriften des Malamir [B. Nr. 13, 57] hieß dessen Mitherrscher (Titel: „*Kaw-Chan*“) Isbul, wobei ausdrücklich betont wurde, dass beide zusammen den Staat regieren. Dieser „Kaw-Chan Isbul“ wurde auch in einer Inschrift des Persias [B. Nr. 14] als Feldherr genannt. Wie aus den Inschriften hervorgeht, führte der Groß-Chan den Titel „Chan schübigi“.

Pritsak hat jedoch nicht einmal erwogen, dass auch in der Fürstenliste die Namen von Mit-Herrschern enthalten sein könnten. Lediglich Beschevliev [1981, 213] hielt es für möglich, dass Winech und Teletz gleichzeitig regiert haben. Vieles spricht jedoch dafür, dass auch Tyvirem und Sewar, beide aus der Sippe der Doulo, Mit-Herrscher des Groß-Chans *Terwel* gewesen sind. Das würde erklären, dass beide weder von den byzantinischen Autoren noch in alt-bulgarischen Inschriften genannt wurden.

In Quellen, die ich dem 10. Jh. (das nach der Phantomzeit-Konzeption dem 6. Jh. folgt) zuordnen möchte, wird ausdrücklich betont, dass *Kormi-*

soch der unmittelbare Nachfolger des Terwel gewesen ist. So ist bei Theophanes [497] davon die Rede, dass „Kormesios“ (Kormisosch) 716 einen Vertrag mit Byzanz abgeschlossen hat, während es an anderer Stelle [Th. 400] heißt, dass „Terfelis“ noch 719 Herrscher war. Kormisosch muss also zunächst Mitherrscher und dann Nachfolger von Terwel gewesen sein; er gehörte nicht der Duolo-Sippe, sondern der Wokil-Sippe an. In der *Chronica Albrici* heißt es, unter Berufung auf die Chronik des Hugo Foriacensis: „iam erat tertius rex nomine Cornesius“ [Pr. 46 f., Anm. 2].

Auch in der späten *Chronik von Byzanz* wurden ausdrücklich drei bulgarische Herrscher genannt, die nacheinander regierten: 1. Batthias (Isperich), 2. Terfelis und 3. Cornesius (Kormisosch). Pritsak [46 f., Anm. 2] führte diese Literaturbelege zwar an, lehnte sie aber entschieden als „unzuverlässig“ ab, weil sie seiner chronologischen Konzeption widersprachen. Ich bin anderer Meinung. Auch in späteren Quellen können (trotz falscher Datierungen) reale Informationen erhalten geblieben sein.

Wenn Tyvirem nur Mit-Herrscher war, kann es durchaus stimmen, dass er 28 Jahre (als Mit-Herrscher) regiert hat. Es ist nicht nötig, diese Regierungszeit auf drei Jahre zu mindern, mit der doch etwas schwachen Vermutung, ein Kopist habe irgendwann falsch abgeschrieben.

Der 11. Herrscher, *Winech* (Vinech), wurde von byzantinischen Schriftstellern nicht erwähnt. Da Nikephoros dafür einen Sabinos nannte, der in der Fürstenliste nicht vorkommt, werden beide allgemein identifiziert [M. II.262]. Ich habe Bedenken. Sabinos war nach Theophanes [433] Schwiegersohn des Kormisios (Kormisosch) und dürfte damit einer anderen Sippe als dieser Herrscher angehört haben. Nach der Fürstenliste gehörte Winech aber wie Kormisosch der Wokil-Sippe an; er dürfte Mitherrscher von Kormisosch gewesen sein.

Vieles spricht für die Identität von Sabinos mit Chan *Teletz*, der der Ougain-Sippe angehörte. Dieser Teletz soll laut Theophanes [433] 763 eine Niederlage bei Anchialos gegen Byzanz erlitten haben und dann gestürzt worden sein [Zlatarski 1918, 214; Runciman 38; Ostrogorsky 136]. Ihm wurde vorgeworfen: „Durch dich wird Bulgarien von den Romäern versklavt werden“ [Th. 433]. Nikephoros berichtete nichts über diese Niederlage, dafür als einziger davon, dass Sabinos von Umaros, seinem Nachfolger, gestürzt wurde [N. 60], ging aber mit keinem Wort auf das weitere Schicksal des Umaros ein. Hätte dieser nur 40 Tage regiert, so hätte Nikephoros dies mit Sicherheit erwähnt. Als Nachfolger des Teletz nennt die Fürstenliste Oumor, der der gleichen Wokil-Sippe wie Kormisosch angehörte.

Mit *Oumor* bricht die Bulgarische Fürstenliste ab. Dies stellt die konventionelle Geschichtsschreibung vor große Probleme. Zumeist wird behauptet, dass die Säulenschrift, die das Modell für die Fürstenliste gewesen sein soll, in ihrem letzten Teil zerstört war und der Übersetzer deshalb nicht mehr weiter wusste [Pr. 49]. Das erscheint recht unglaublich, da die Liste nach allgemeiner Auffassung – die ich teile – schon während des Ersten Bulgarischen Reiches übersetzt worden ist. Der Übersetzer hätte somit zwar noch die altbulgarischen Ausdrücke gekannt, aber überhaupt kein Geschichtsgedächtnis mehr gehabt! Pritsak schrieb z.B.:

„Warum bricht die Fürstenliste gerade mit der Nennung der 40-tägigen Regierung Oumor's ab? Warum steht nicht danach der Name des neuen Fürsten? Denn, da der Verfasser den Todestag Oumors gewußt hat, müßte er auch den Namen seines Nachfolgers gewußt haben. Wann und auf wessen Veranlassung ist die zweite Inschrift (die Vorlage unserer zweiten Liste verfaßt worden? Das sind die Fragen, die der Forscher bei der Behandlung sich stellen muß. Leider lassen sich diese Fragen auf Grund der verschiedenen Quellen nur hypothetisch beantworten.“ [Pr. 47]

Nach weiteren Analysen und viel Nachdenken bin ich auf eine verblüffend einfache Antwort gekommen: Die Bulgarische Fürstenliste wurde auf Veranlassung Oumors verfasst! *Oumor* ist keineswegs 40 Tage nach seinem Regierungsantritt verstorben. Die Säule mit der Inschrift wurde vielmehr am 40. Tag seiner Machtübernahme errichtet, weshalb in der Inschrift auch der Name seines Nachfolgers nicht enthalten war.

Ich identifiziere diesen Oumor mit Chan *Omurtag*, der durch viele Inschriften gut belegt ist. Omurtag soll konventionell 814-831 regiert haben; ich ordne ihn dem späten 6. Jh. zu. Hierfür spricht schon die Namensähnlichkeit. Es gibt auch eine Bauinschrift dieses Herrschers, in der abgekürzt nur von „Omur“ die Rede ist [B. Nr. 6]. Der Name dieses Herrschers wurde übrigens (in lateinischen Versionen) auch als Omortag und Omartag wiedergegeben [Zlatarski 1918, 292 ff.; M. II.218].

Das würde bedeuten, dass Kormisosch mit Chan *Krum* (konv. 803-814), dem Vater Omurtags, identisch war. Nach byzantinischen Quellen war Krum ein bulgarischer Usurpator, der aus Pannonien stammte. Wie wir gesehen haben, zogen nach dem Einfall der Awaren in Pannonien viele Bulgaren von dort ab, was einen Regierungsantritt des Krum um 568 an der Donau wahrscheinlich macht. Die Fürstenliste betonte, wie dargelegt, ausdrücklich, dass mit dem Regierungsantritt des Kormisosch, der die Doulo-Dynastie ablöste, eine neue Ära der bulgarischen Geschichte begonnen habe.

Winech dürfte der sonst namentlich nicht genannte Bruder des Krum und dessen Mitherrscher gewesen sein, dem als Mitherrscher Krums Schwiegersohn Teletz/Sabinos folgte. Nach der Vita Manueli gab es auch nach dem Tod von Krum Wirren; es wurden als kurzzeitige Übergangsherrscher Dokum und Dicevg genannt, ehe Omurtag die Macht ergriff. Die Identität dieser Personen ist sehr umstritten [vgl. M. II.120], Dicevg ist überhaupt als Person nicht greifbar. Ich möchte Dokum mit Teletz/Sabinos identifizieren; seine Alleinherrschaft dürfte allerdings nur sehr kurz gewesen sein.

In der konventionellen Herrscherliste (nicht in der Bulgarischen Fürstenliste) werden nach Umaros und vor Krum noch Toktu, Pagan, Telerig und Kardam als Herrscher genannt. Diese haben keine Inschriften hinterlassen; sie wurden nur von Theophanes und Nikephoros genannt. Ich gehe wohl nicht fehl mit meiner Annahme, dass diese Herrscher schlicht erfunden wurden, um die Verdopplung von Kormisosch/Krum und Umaros/Omurtag zu verschleiern und die leeren Jahrzehnte zu füllen. Etwas ausführlicher gingen diese Historiker aber nur auf *Telerig* ein, der gegen Kaiser Konstantin V. (konv. 741-775) erfolgreich gekämpft habe, dann aber von den Bulgaren gestürzt worden und nach Konstantinopel geflohen sei [Ostrogorsky 137]. Dies erinnert auffallend an das Schicksal des Teletz/Sabinos; anscheinend ist auch hier eine Verdoppelung erfolgt. Im Krieg gegen Telerig soll Kaiser Konstantin V. 775 gefallen sei. Auch dies erinnert an die Niederlage und den Tod des Kaisers Nikephoros (konv. 811) gegen Chan Krum, worauf ich noch zu sprechen komme.

In Übereinstimmung mit Pritsak und im Gegensatz zu den meisten anderen Historikern gehe ich davon aus, dass im zweiten Teil der Bulgarischen Fürstenliste reale Regierungszeiten angegeben worden sind. Diese beziehen sich allerdings ausschließlich auf den altbulgarischen *Tierkreiszyklus*, so dass eine konkrete Zuordnung zu Daten einer anderen Zeitrechnung sehr schwierig ist. Pritsak bemerkte grundsätzlich:

„Die Datierung mit Hilfe dieser Form eines Zwölferzyklus ist sehr unzulänglich. Man kann nach diesem System nur ein Datum, das im Zeitraum von 12 Jahren liegt, mit der Genauigkeit von einem Jahr bestimmen. Wenn in einer Quelle das Datum nur nach dem Zwölf-tierzyklus angegeben ist und in keiner anderen Quelle Anhaltspunkte zu finden sind, die uns erlauben festzustellen, innerhalb von welchen 12 Jahren das betreffende Ereignis stattfand, ist ein solches Datum für chronologische Zwecke unbrauchbar.“ [Pr. 25]

Pritsak versuchte, sich auf die von Theophanes und Nikephoros genannten (absoluten) Jahreszahlen zu stützen. Er ahnte noch nicht, dass es sich hier um erfundene Zahlen handelt und musste deshalb scheitern.

Unbelastet durch die konventionelle Chronologie habe ich **Berechnungen** über die tatsächlichen Regierungszeiten der bulgarischen Herrscher nach unserer Zeitrechnung vorgenommen. Ich gehe wie Pritsak davon aus, dass das Attila-Todesjahr 453 gesichert ist. Der Fürstenliste ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu entnehmen, dass **Ispersch** der Enkelsohn des Attila-Sohnes Irnik gewesen ist. Wenn man weiterhin berücksichtigt,

- dass Irnik der jüngste Sohn Attilas war, aber nach dessen Ableben schon einen Teil des Hunnenvolkes kommandiert hatte,
- dass Kuort/Kuwrat erst zwei Jahre nach dem Tod seines Vaters Herrscher wurde, also damals noch nicht volljährig war,
- dass Ispersch der dritte Sohn seines Vaters war,

dürfte Ispersch etwa 480 geboren sein. Ich gehe auch, wie Pritsak [76], davon aus, dass die 61 Jahre der Fürstenliste keine Regierungs-, sondern Lebensjahre gewesen sind, so dass Ispersch um 540 gestorben sein dürfte. Das entspricht auch meiner bereits im Abschnitt 3 geäußerten Annahme, dass die „bulgarische Landnahme“ 528/30 erfolgt ist.

Aus der Fürstenliste ist zu entnehmen, dass Irnik in einem Schlangenjahr die Macht übernahm. Wie Pritsak identifiziere ich dieses Jahr mit dem Attila-Todesjahr 453. Das bedeutet, dass im nächsten Jahrhundert z.B. die Jahre 525, 537, 549 und 561 Schlangenjahre waren. Tervel übernahm nach dem Tod seines Vaters (dass er dessen Sohn war, ergibt sich aus dem Suda-Buch, spätes 10. Jh.) in einem Hasenjahr die Macht. Nach dem alt-bulgarischen Zyklus gab es Hasenjahre zwei Jahre vor und zehn Jahre nach einem Schlangenjahr. Die Jahre 535, 547 und 559 waren somit Hasenjahre. Als Regierungsjahre der frühen bulgarischen Herrscher kommen somit in Betracht:

Ispersch	?	-535	-547	-559
Terwel	21 Jahre	535-556	547-568	559-580
Kormisosch/Krum	17 Jahre	556-573	568-585	580-597
Oumor/Omurtag	?	573-	585-	597-

Unter Berücksichtigung aller Umstände halte ich die mittlere Variante für die wahrscheinlichste. (Sie wird sich in den weiteren Analysen als die richtige erweisen.)

Für **Ispersch** möchte ich auf Grund der Nachrichten des Ioannes Malalas (s. Abschnitt 1) als erstes Regierungsjahr das Jahr 528 annehmen. Diese Datierung hat jedoch keinen Einfluss auf die folgenden Datierungen.

Kormisosch/Krum übernahm die Macht in einem Rindjahr. Das Jahr 568 war aber ein Mausjahr. Diese scheinbare Differenz ist leicht zu erklären. Die Fürstenliste gab nur Jahre an; die tatsächliche Regierungszeit dürfte aber einige Monate länger gewesen sein. Terwel kann somit etwas länger als 21 Jahre regiert haben, so dass Kormisosch tatsächlich erst im folgenden Rindjahr 569 an die Macht gekommen ist.

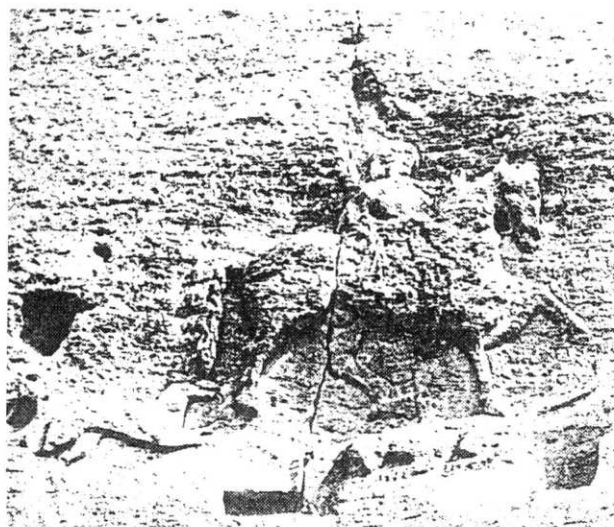
Oumor/Omurtag kam in einem Schlangenjahr zur Macht. Das Jahr 585 war ein Schlangenjahr! Glücklicherweise blieb auch eine Bau-Inschrift Omurtags erhalten, die für die absolute Datierung von großer Bedeutung ist und die ich im Abschnitt 9 analysieren werde.

8. Das Reiterdenkmal von Madara

Bei dem Dorf Madara unweit von Schumen (Nordost-Bulgarien) ist in einen steil abfallenden Felsen eines Hochplateaus das Abbild eines Reiters eingemeißelt worden. Das in natürlicher Größe geschaffene Relief befindet sich in 23 Meter Höhe; ich stand 1974 zu seinen Füßen und konnte mir ein Bild machen. Allerdings ahnte ich damals noch nicht, dass die Inschriften um den „Reiter von Madara“ einmal mein wissenschaftliches Interesse finden werden. Es handelt sich um das einzige frühmittelalterliche Monumentalrelief Europas, dem die Kunsttradition der Thraker (Votiv-Relief des thrakischen Heros) zugrunde liegt [Tschilingirow 125]; es ist in der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes verzeichnet.

Das Relief ist stark verwittert; Risse im Gestein gefährden seine Existenz. Von unten sind die Umrisse eines nach rechts gewandten Reiters zu erkennen, dem ein Hund folgt. Unter den Vorderbeinen des Pferdes liegt ein Löwe, der von einem Speer durchbohrt wurde. Zu beiden Seiten des Reliefs und unter ihm befinden sich Inschriften, die von unten natürlich nicht entziffert werden können. 1954 wurde am Felsen ein Gerüst errichtet, um die Inschriften näher in Augenschein zu nehmen. Es stellte sich heraus, dass nur noch Fragmente zu lesen sind. Sie sind in griechischen Großbuchstaben und in einem vulgären Griechisch [so M. I.303] verfasst; die eingemeißelten Buchstaben waren ursprünglich rot gefärbt. Hierbei handelt es sich um die ältesten bekannten protobulgarischen Inschriften, in denen die Herrscher Terwel, Krumesis und Omurtag mit Namen genannt und erstmalig die „Bulgaro!“ epigraphisch erwähnt wurden.

Das Denkmal wurde 1872 von dem ungarischen Reisenden Felix Kanitz entdeckt, die Inschriften erstmals 1925-1928 von dem ungarischen Wissenschaftler Geza Fehér wissenschaftlich untersucht. Fehér war der Auffassung, das Denkmal sei von Omurtag zu Ehren seines Vaters Krum (konv. 803-814)



Reiter von Madara: Felsenrelief mit Umschriften [Beschevliev 1963, 26, Taf. IV]

errichtet worden. Der erlegte Löwe sollte den besiegten byzantinischen Kaiser Leon symbolisieren. Er meinte damit Kaiser Leon V. (konv. 813-820), gegen den nach byzantinischen Quellen Krum gekämpft hatte. Diese Auffassung wurde noch 1986 von Tschilingirow [124] geteilt.

Beschevliev widersprach schon 1928 entschieden dieser Interpretation. 1954 war er als Nestor der Protobulgaristik Leiter der Expedition der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglieder die Madara-Inschriften in monatelanger Arbeit abschrieben. Die Interpretationen Beschevlievs gelten seitdem unbestritten als die einzig richtigen. Beschevliev hielt es nicht unter seiner Würde, noch 1961 über seinen einstigen wissenschaftlichen Gegner abfällig zu urteilen:

„Er [Beschevliev] zeigte, daß die Abschrift Fehérs zwar Beachtung verdient, seine Interpretationen eher unglaubwürdig und seine Ergänzungen oft willkürlich sind und auf vorgefaßter Meinung beruhen.“ [B. 9]

Ich werde darlegen, dass gerade die Interpretationen Beschevlievs auf einer vorgefassten Meinung beruhen.

Beschevliev unterschied mehrere Inschriften. Die Inschriften links (hinter dem Pferd), von denen fast nichts erhalten geblieben ist, bezeichnete er als Ia und Ib, die Inschriften rechts (vor dem Pferd) als Ic. Beide schrieb er ohne Begründung Terwel zu. In der Inschrift II (links unter dem Pferd) wird Krumesis, in der Inschrift III (rechts unter dem Pferd) Omurtag genannt.

Beschevliev vertrat die Auffassung, dass diese drei Inschriften zu verschiedenen Zeiten von den jeweiligen Herrschern veranlasst wurden. Schon die Vorstellung erscheint mir absurd, dass unter den damaligen technischen Bedingungen die Steinmetze dreimal hinauf- oder hinunterkletterten, um die vorhandenen Inschriften durch weitere zu ergänzen. Viel wahrscheinlicher ist doch, dass sowohl das Reiterrelief wie auch die Inschriften in einem Zug in den Stein gehauen worden sind, wofür auch der einheitliche Schriftstil spricht. Initiator kann m.E. nur Chan **Omurtag** gewesen sein, von dem die letzte Inschrift stammt, die leider fast völlig zerstört ist. Zu lesen ist nur noch (Zeile 4):

„... er wurde aufgezogen ... brachen und der Archon von Gott Omurtag schickte den ...“ (Zeile 10)“... hilf(?) mir“ [B. Nr. 1, S. 99]

Beschevliev [B. 123] deutete dieses Fragment so, dass von einem gebrochenen Frieden die Rede sein müsse, wobei er auf den 30-jährigen Frieden zwischen Omurtag und Byzanz hinwies. Allerdings meinte er, dass aus den Quellen nichts von einem Vertragsbruch durch Byzanz bekannt sei und stellte Überlegungen an, ob nicht die Franken gemeint waren. Das Problem ist bei unkonventioneller Geschichtsbetrachtung leicht zu lösen. Gemeint sein kann

nur der von Theophylaktos Simokattes geschilderte Vertragsbruch von 594 (vgl. Abschnitt 3). Das Jahr 594 würde auch in die von mir angenommene Regierungszeit des Omurtag gut passen.

Beschevliev lehnte es entschieden ab, das *Reiterbild* Krum zuzuordnen, gab aber selbst keine Erklärung desselben. M.E. symbolisiert der Reiter den Stammherrn Irnik, der einen Löwen („Leon“) erlegt hatte. Immerhin ist in einem Fragment des Priscos Rhetor [EL 17; vgl. Maenchen-Helfen 123] davon die Rede, dass 463/464 Bulgaren gegen Kaiser Leon I (457-474) gekämpft hatten. Besonders befremdet mich die Auffassung Beschevlievs, dass Krum auf keinen Fall der Krumesis der zweiten Inschrift gewesen sein könne. Er schrieb diese ohne nachvollziehbare Begründung dem Kormesios (Kormisosch) zu, obwohl er selbst ein Indiz für Krum anführte: Da aus der Inschrift II zu entnehmen ist, dass *Krumesis* einen Friedensvertrag mit Byzanz geschlossen haben muss, verwies er auf den Vertrag zwischen Krum und Byzanz (konv. 812), ohne im folgenden hierauf näher einzugehen.

Warum sollte aber Omurtag seinen Vater, der als großer Chan gilt, nicht in einer Inschrift verewigt haben? Da ich jedoch Kormisosch mit Krum identifiziere, halte ich es nicht für notwendig, hierauf weiter einzugehen.

Der Inhalt der Inschrift selbst ist wegen seiner Lückenhaftigkeit unklar. Es ist die Rede von Kriegen, die der Archon Krumesis mit den Griechen führte, die die Verträge gebrochen hätten und von Gold, das der Archon Krumesis von ihnen erhalten und verteilt hat. Diese Sätze sind mit der überlieferten Vita des Chan Krum durchaus in Einklang zu bringen [Text: B. Nr. 1, S. 99; Analyse B. 117 ff.].

Von den *Inschriften Ia und Ib* (hinter dem Reiter) sind nur einige Sätze erhalten geblieben, die Beschevliev wie folgt wiedergab:

„(Z. 9) „... Jus... der Kaiser“

(Z. 13) „schloß einen Vertrag und versuchte ...“ [B. Nr. 1, 99]

„Jus...“ kann Justinianos oder Justinos bedeuten. Beschevliev schrieb in der Übersetzung „Justinianos“ und meinte hiermit J. II., um den Text mit der Inschrift Ic (vor dem Reiter) in Verbindung zu bringen, da in letzterer Justinianos namentlich nicht genannt wurde. Sein eindeutiges Ziel (und damit Vorurteil) bestand darin, die Nachrichten des Theophanes und Nikephoros über den fiktiven Kaiser Justinianos II. (konv. 685-695, 705-711) und dessen Beziehungen zu Chan Terwel epigraphisch zu untermauern.

Natürlich ist es müßig, darüber zu spekulieren, welche Inschriften tatsächlich links vom Reiterrelief gestanden haben. Da die Inschriften nach meiner Überzeugung von Omurtag stammen, halte ich es für wahrscheinlich, dass Ispersch, der Begründer des „Ersten Bulgarischen Reiches“, hier gewür-

diget worden ist. Da dieser nach meinen Thesen zur Zeit des Kaisers Justinian I. regiert haben muss, verweist das zitierte Fragment auf einen Vertrag, den dieser Kaiser mit Ispersch geschlossen hat. Die Reste der Inschrift Ic gab Beschevliev [B. Nr. 1, 99] wie folgt wieder:

(Z. 5) „... die Bulgaren ... und zu Tervel kam er. Der Kaiser Rhinotmetos“

(Z. 10) „vertrauten nicht meine Onkel in Thessaloniki, und in die Kisinschen (Dörfer?) zogen sie fort. Sein ... einer ... durch Vertrag Tervel, der Archon“

(Z. 5) „gab dem Kaiser ... 5000 ... der Kaiser siegte mit mir gut“.

„Rhinotmetos“ bedeutet „mit der abgeschnittenen Nase“. Dies ist der konventionelle Beiname des Kaisers *Justinianos II.* Zum besseren Verständnis ist es notwendig, kurz wiederzugeben, was Theophanes über diesen, nach der Phantomzeit-Theorie fiktiven Kaiser berichtet hat.

Danach wurde dieser mit 16 Jahren (685) Nachfolger seines frühverstorbenen Vaters Konstantin IV., des angeblichen Urenkels des Herakleios I. Er führte zunächst einen Feldzug gegen die Slawen, die Thessaloniki bedrohten, siedelte diese nach Bithynien (Kleinasien) um und presste sie zum Kriegsdienst. Während des Krieges gegen die Araber unter Kalif Abd al-Malik liefen diese slawischen Soldaten zu diesem über, woraufhin Justinian sämtliche Slawen in Bithynien niedermetzeln ließ. Ostrogorsky [108] schenkte dieser Schauergeschichte wenig Glauben. Justinian II. soll auch eine umfangreiche Bautätigkeit entwickelt haben, von der, im Gegensatz zu den Bauten seines Vorgängers Justinian I., niemals eine Spur gefunden wurde. Justinian II. werden auch Münzen zugeschrieben; diese können aber durchaus von Justinian I. geprägt worden sein.

695 wurde Justinian II. durch eine Empörung der „Blauen“ gestürzt. Seine Berater wurden im Hippodrom hingerichtet und er selbst unter dem Hohnschrei der Zuschauer um die Rennbahn gejagt, wonach ihm die Nase abgeschnitten wurde. Seitdem hieß er „Rhinotmetos“. Anschließend wurde er nach Cherson verbannt, von wo er zu den Chasaren floh. Dort blieb er einige Jahre und heiratete sogar die Schwester des Chans. Als Byzanz seine Auslieferung verlangte, floh er über das Schwarze Meer zu den Donau-Bulgaren, die er um Hilfe bat [Th. 373]. Chan Tervel soll tatsächlich mit einem Heer nach Konstantinopel gezogen, aber an den Mauern der Stadt gescheitert sein. J. II. soll sich aber mit einigen Gefährten nachts durch die Wasserleitung in die Stadt geschlichen und handstreichmäßig die Stadt besetzt haben. Nach diesem Bericht war seine Rache grenzenlos, auf Einzelheiten möchte ich verzichten. Sogar seinen Retter Tervel soll er dann 708 bekriegt haben, aber

bei Anchialos geschlagen worden sein [Th. 376, N. 49; vgl. Byz. 7. Jh. 144, Anm. 3]. In den folgenden Jahrhunderten sollen übrigens mehrfach Schlachten bei Anchialos stattgefunden haben: so 763 zwischen Konstantin V. und Chan Teletz (hier sollen die Bulgaren verloren haben) und 917 zwischen Zar Simeon und Kaiser Romanos Lakapenos [Ostrogorsky 466]. Nur der letztgenannte bulgarische Sieg dürfte historisch sein.

Justinian II. fiel 711 einer Verschwörung zum Opfer. Terwel soll daraufhin noch einmal erfolglos vor Konstantinopel gezogen sein [Th. 382; N. 47-49].

Die Inschrift Ic des Madaradenkmals scheint auf den ersten Blick diesen romanhaften Bericht zu bestätigen. Allerdings fällt auf, dass in dem erhalten gebliebenen Text Ic kein Justinian erwähnt wird. Studiert man die byzantinische Geschichte, so fällt auf, dass gestürzte Kaiser oder Thronprätendenten nicht immer getötet wurden; mitunter wurde ihnen die Nase abgeschnitten, weil man glaubte, dass sie mit diesem Makel nie wieder Autorität erlangen können. So soll es z.B. Heraklonas, dem Sohn des Herakleios I. 641 ergangen sein [Ostrogorsky 93]. Über Leontios, dem Nachfolger des Justinian II., heißt es:

„Der gestürzte Leontios wurde in einem Kloster eingeschlossen, nachdem ihm, ebenso wie dem vor 3 Jahren durch ihn gestürzten Justinian, die Nase abgeschnitten worden war.“ [Ostrogorsky 114; vgl. Thieß 758]

Ostrogorsky [115] betonte, ohne Beispiele anzuführen, dass diese „Disqualifizierung“ im 7. Jh. „häufig“ angewandt wurde. Ich halte somit diese Maßnahme nicht für eine Erfindung der Autoren der Phantomzeit; sie muss schon im 6. Jh. praktiziert worden sein.

Ich gehe davon aus, dass Tervel ein Herrscher des 6. Jhs. gewesen ist; seine Regierungszeit hatte ich auf 547 bis 568 angesetzt. Das war die Regierungszeit der Kaiser Justinianos I. (527-565) und Justinos II. (565-578). Dank Prokopios steht die Regierungszeit des Justinian I. im vollen Licht der Geschichte. Um so mehr fällt auf, dass wir über die Zeit des *Justinos II.* so gut wie nichts wissen. Es gibt vier Schriftquellen, die aber nur einige grobe Konturen seines Lebens erkennen lassen.

- Der zeitgenössische Dichter Corippus verfasste ein Lobgedicht *In laudem Iustini*, dem kaum konkrete Fakten zu entnehmen sind [Byz. 7. Jh., 347]
- Euagrius von Epiphania schrieb eine bis 593 reichende Kirchengeschichte, in der mitunter auch kritisch auf Justinos II. eingegangen wurde. Der Wahrheitsgehalt seiner Berichte wird mitunter angezweifelt [Thieß 818, Anm. 1], er selbst wird als „äußerst leichtgläubig“ [Schoell III.320] bezeichnet, jedoch gilt er als die einzige Quelle, der einige Fakten zu entnehmen

sind. Diesem Euagrios verdanken wir es übrigens, dass Fragmente des Werkes von Priskos Rhetor gerettet wurden.

- In der schon erwähnten Kirchengeschichte des Johannes von Ephesos [II.10] wurde nur die Abdankung Justins II. dargestellt.
- Die späte Chronik des Georgios Kodinos (11. h.) versuchte, die bestehenden Lücken notdürftig zu füllen; ihre Zuverlässigkeit wird zu Recht angezweifelt [ausführlich: Groh 1889; Stein 1919a].

Euagrios berichtete darüber, dass nach dem Tod des kinderlosen Justinian I. ein Kampf um den Thron begann. Es gab zwei gleichnamige Rivalen: Kuropalat Justinos (der spätere Justinos II.) und Justinos, den ältesten Sohn des Germanos. Justinian I. hatte zwei Geschwister: einen Bruder (dessen Name nicht überliefert wurde) und eine Schwester, Vigilantia. Justinos II. war der Sohn dieser Schwester; überdies war er verheiratet mit der ehrgeizigen Aelis Sophia, der Nichte der Theodora, der legendären Gemahlin des Justinian I.

Germanos, der Brudersohn des Justinian I., wurde in den Werken des Prokop öfters erwähnt. Er war ein bedeutender Feldherr und Nachfolger des Belisar in Italien. In zweiter Ehe war er verheiratet mit Matasuntha, der Enkeltochter Theoderichs des Großen und Witwe des Ostgotenkönigs Witigis. Germanos starb schon 550; aus seiner ersten Ehe mit Pessara stammten die Söhne Justinos und Justinianos, die beide bedeutende byzantinische Feldherren wurden. Dieser Justinos führte im Auftrag des Kaisers Verhandlungen mit den Awaren [Pohl 18, 44, 46]; als der Kaiser 565 starb, war er Statthalter in Armenien. Er war in männlicher Linie mit dem verstorbenen Kaiser verwandt und deshalb sein legitimer Erbe.

Der schon recht angejahrte *Kuropalat Justinos* nutzte die Abwesenheit seines Rivalen aus und ergriff mit Hilfe des Befehlshabers der Leibgarde, Tiberios, und seiner ehrgeizigen Gemahlin handstreichartig die Macht. Der andere Justinos gab aber nicht auf. Bald wurde er jedoch als Chef einer Verschwörung „entlarvt“ und nach Ägypten verbannt. Dort soll er vor dem 3. Oktober 566 ermordet worden sein [Byz. 7. Jh., 66 ff; Stein 1991a]. Diese Geschehnisse wurden nur von Euagrios erwähnt, der aber auch nur Zeuge vom „Hörensagen“ war. Ich halte es für hochwahrscheinlich, dass dem unterlegenen Justinos nach seiner „Entlarvung“ die Nase abgeschnitten worden ist, um ihn als Kaiser unwürdig erscheinen zu lassen. Möglich ist auch, dass er zu den Bulgaren geflohen und von Chan Terwel unterstützt worden ist. Sein Schicksal dürfte Theophanes als Vorbild für seine Romanfigur Justinianos II. gedient haben.

Auch Justinos II. wurde bald (573) von seinem Feldherrn Tiberios gestürzt, der den Namen Konstantinos annahm, aber schon 582 „in der vollen

Kraft seiner Mannesjahre“ einer tödlichen Krankheit erlag [Thieß 202; 843, Anm. 6]. Erneut brachen Thronkämpfe aus, an denen sich auch **Justinianos**, der zweite Sohn des Germanos aus erster Ehe, beteiligte. Dieser hatte schon vorher gegen Tiberios Konstantinos gekämpft: „Zweimal versuchte ihn Justinianos zu stürzen, doch vergeblich“ [Byz. 7. Jh., 167]. Über das weitere Schicksal dieses Justinianos ist nichts bekannt. Auch er könnte die Modellfigur des Justinianos II. gewesen sein.

Mehr wird wohl hierzu kaum zu ermitteln sein. Wie ich schon betont habe, ist das Werk des Menandros Protektor, das gerade diesen Zeitraum beschrieben hat, bewusst vernichtet worden. Diese Vernichtung hat m.E. einen Grund gehabt: Um die Romangeschichte des Justinianos II. zu schaffen, musste die wahre Geschichte des „Rhinotmetos“, wie sie von Menandros beschrieben worden sein muss, in Vergessenheit geraten. Nur der Name des Bulgarenherrschers Terwel blieb, zeitlich versetzt, erhalten. In diesem Sinn deute ich auch die Inschrift Ic am Reiterrelief von Madara. Beschevliev gebe ich nur insofern Recht, dass er den Hinweis auf die Onkel in Thessaloniki, die dem „Rhinotmetos“ die Unterstützung verweigerten, auf Kuwer, dem Bruder des Isperrich, bezog. Nur ordne ich diesen, wie auch dessen Neffen Terwel, ins 6. Jh. ein.

9. Krum, Omurtag, Malamir und Presnjam

Glaubt man alten und neuen Geschichtsbüchern, war Chan **Krum** (konv. 803-814) einer der größten Feldherrn des Ersten Bulgarischen Reiches, das unter ihm seine größte Ausdehnung erlangt haben soll:

„Er unternahm siegreiche Feldzüge auch gegen Westen, wo die Franken das Awarenreich zerstört hatten, und eroberte einen großen Teil Ungarns, so daß sich sein Reich schließlich von der Theiß bis zur Tschaldschalinie erstreckte“ [Floericke 15].

Das so „vergrößerte Bulgarien“ stellte nach der Auffassung von Ognjanoff [67] „praktisch die dritte Großmacht des damaligen Europa“ dar. Krum soll auch Singidunum (Belgrad) und 909 Serdika (Sofia) erobert, 911 ein byzantinisches Heer unter Kaiser Nikephoros vernichtend geschlagen und Konstantinopel ernsthaft bedroht haben. Die Eroberung der Stadt gelang ihm aber nicht, da er am 13. April 914 an einem „Blutsturz“ verstarb. Er soll auch ein großer Gesetzgeber gewesen sein, der das bisherige Gewohnheitsrecht schriftlich fixiert hat [Ognjanoff 69]. Krum erscheint so als würdiger Zeitgenosse Karls des Großen, gewissermaßen als sein östliches Spiegelbild. Trotzdem betrachte ich ihn als reale Persönlichkeit, dokumentieren doch protobulgarische Inschriften seinen Namen und seine wirklichen Taten.

Ich hatte schon dargelegt, dass er nach meiner Überzeugung mit Kormisios/Kormisosch identisch war und ins 6. Jh. gehört. Theophanes hat ihn verdoppelt; auch seine Mitteilungen über „Krumos“ sind schon von Übertreibungen geprägt. Nationalistischen bulgarischen Historikern gebührt der zweifelhafte Ruhm, auf diesen Grundlagen ein phantastisches Geschichtsbild geschaffen zu haben.

So berichtete Theophanes nichts von Kämpfen Krums gegen Karl den Großen, von dessen Existenz er, obwohl angeblicher Zeitgenosse, keine Ahnung hatte. Er berichtete nur, dass Krum aus Pannonien kam, einen Aufstand der dort lebenden Bulgaren gegen die Awaren geführt und mit diesen Bulgaren nach Mösien zog, wo er schließlich die Macht ergriff. Dem entspricht die Mitteilung der Fürstenliste, dass Kormisosch die bisher hier herrschende Duolo-Dynastie abgelöst hat. Der Zug Krums kann dem von Menandros [EL 14] geschilderten Zug der Kutriguren von Pannonien nach Süden entsprochen haben. Auch Ähnlichkeiten zu dem Zug Kuwers fallen auf. In keiner Quelle ist jedoch davon die Rede, dass Krum Pannonien dem Bulgarischen Reich einverleibt hat.

Der „Gesetzgeber“ Krum hat keine einzige Inschrift hinterlassen, die als Gesetz gedeutet werden kann. Auch Theophanes wusste nichts hiervon. Einzige diesbezügliche Quelle ist das späte und obskure Suda-Buch [Zlatarski 1918, 421; M. 1.514]. Wenn man Floericke [16] glauben kann, erscheint diese „Gesetzgebung“ recht obskur:

„Auch als Gesetzgeber lebte der ‚graue Krum‘ im Funde des Volkes fort, das er vor Entsittlichung und Verweichlichung durch byzantinische Einflüsse zu bewahren suchte. Er soll sogar geboten haben, die Weinreben zu vernichten, um sein Volk nüchtern und stark zu erhalten. Diebstahl und Verleumdung bestrafte er als byzantinische Laster hart, wollte dagegen Verbrechen wie Totschlag nur fallweise und individuell beurteilt wissen.“

Die Eroberung, genauer Verwüstung Serdikas wird in einer protobulgarischen Inschrift (B. Nr.2) geschildert:

„...und sein Bruder ließ ihn nicht im Stich und begab sich auf den Feldzug, und Gott gab ihm, die folgenden Orte und Festungen zu verwüsten: Serdika, Debeltos, Konstantia, Bersinikia, Adrianopel. Diese starken Festungen nahm er. Und den übrigen Festungen flößte Gott Furcht ein, und sie (die Byzantiner. V.B.) verließen sie und flohen. Und das Unterland vergaß er (nicht), die Gegend, von der aus der alte Kaiser selbst, der kahle, den Feldzug unternommen hatte mit seinem ganzen Heervolk und unsere Dörfer verbrannt und alles erobert hatte und die Eide vergessen

hatte und es brach auf gegen (ihn) der Archon Krum, um Krieg zu führen ... und ging, um zu ... verwüsten.“

Wer war der „alte, kahle Kaiser“ dieses Berichtes? Selbst Beschvliev [134] bekam „auf den ersten Blick“ Zweifel, ob hierbei, wie allgemein angenommen, wirklich Kaiser Nikephoros I. gemeint war, da es einen Bericht gibt, wonach dieser Kaiser langhaarig gewesen ist. B. führte in diesem Zusammenhang an, dass Kaiser Justinian I. laut Malalas [425] im Alter kahl gewesen sei. Das dürfte auch für den recht bejahrten Kaiser Justin II. zutreffen haben. Da m.E. Krum im 6. Jh. gewirkt hat, gehe ich davon aus, dass in der zitierten Inschrift entweder Justinian I. oder Justin II. gemeint waren.

Als Hauptleistung Krums gilt die Vernichtung des byzantinischen Heeres unter Kaiser *Nikephoros I.* in der Nacht vom 25. zum 26. Juli 911. Floericke [15 f.] schrieb:

„In der grauenvollen Schlacht, die nun anhub, wurde das kaiserliche Heer bis zum letzten Mann vernichtet. Der abgeschlagene Kopf des unglücklichen Kaisers, der seinem hochtönenden Namen („Siegbringer“) so wenig entsprochen hatte, wurde dann auf einer Lanzenspitze im bulgarischen Lager herumgetragen. Krum, der es auch liebte, den ihm so gewogenen Kriegsgöttern umfangreiche Menschenopfer zu bringen, ließ sich den Schädel des Überwundenen in Silber fassen und trank daraus bei üppigen Zechgelagen seinen übermütigen Bulgaren zu.“

Diese Schilderung beruht auf Theophanes [491]. Sie entspricht auffallend dem Bericht des Paulus Diaconus [1.27] über den Langobardenführer Alboin, der 568 den in Silber gefassten Schädel des geschlagenen Gepidenkönigs Kuni-mund als Trinkgefäß benutzte. Wer hat von wem abgeschrieben?

An dem von Theophanes geschilderten Siegesmahl nahmen viele Heerführer mit slawischen Namen teil. Es war ein gemeinsamer Sieg der Protobulgaren und Donau-Slawen. In diesem Zusammenhang möchte ich daran erinnern, dass Theophylaktes von Angriffen der „Hunnen“ und Slawen gegen Byzanz in den Jahren 579 und 583 geschrieben hat [Angelov 55]. Hierbei dürfte es sich um die Feldzüge des Krum gegen Byzanz gehandelt haben.

Der bulgarische Feldzugsbericht [B. Nr. 3], der auf einer Marmorplatte eingemeißelt war, ist leider nur in Fragmenten erhaltengeblieben. Er wurde anscheinend von Omurtag, dem Sohn Krums [so B. 145] verfasst:

(a) „... und jener, als er siegte, ging ... die Griechen nach Markellai... Greif. Und hinein ging Nikephoros ... aus seinem Zorn, daß sich nicht sammeln (?) ... die Griechen Gott machte ... Gott machte und ... und ihn trafen die Griechen ... Stadt und blieb in ... kam nach Adrianopel und... die Heerführer“

(b) „... seine Heere ... siegte Krumos und ging ... brachte am Meer ein Opfer ...“

(c) „... Bruder ... und starb ... der Kaiser ...“

In dieser Inschrift wurden sowohl Krum wie auch Nikephoros genannt. Es fällt aber auf, dass Nikephoros nicht mit dem Kaisertitel bezeichnet und sein Tod nicht erwähnt wurde. Lediglich ein nicht mit Namen genannter Kaiser soll nach Fragment c irgendwann gestorben sein.

Wer war Nikephoros? Nach Theophanes soll ein Nikephoros an der Spitze einer Beamtenverschwörung 802 die legendäre Kaiserin Eirene (Irene) gestürzt haben und dann selbst zum Kaiser gekrönt worden sein. Ich kann hier nicht näher auf Eirene eingehen, die nur von Theophanes erwähnt wurde, sonst aber nirgends belegt ist, gleichwohl aber eine wesentliche Person im Zyklus der späten Karls- und Harun-Legenden geworden ist. Nach meiner Überzeugung haben Eirene und ihr Nachfolger niemals gelebt.

Zu prüfen ist jedoch, ob es ein Vorbild für die Gestalt des Nikephoros im 6. Jh. gegeben hat. Es gibt keinen Beleg dafür, dass in diesem Jahrhundert ein byzantinischer Kaiser in Südosteuropa gefallen ist. Theophanes [671, 673] berichtete jedoch von einem Feldherr Nikephoros, der unter Kaiser Konstans II. (konv. 641-668) gegen Kalif Mu'awiya und in Armenien gekämpft hatte, über den aber sonst nichts bekannt ist. Da ich Mu'awiya ins frühe 7. Jh. einordne [W. 2000b, 421 ff.], könnte dieser Nikephoros im späten 6. Jh. auch gegen die Bulgaren gekämpft haben.

Es gibt aber auch Berichte über einen Feldherren *Phokas*, der in Thrakien gekämpft [ausführlich Thieß 324 ff. mit Quellenangaben] und nach einem Staatsstreich 602 die Macht in Konstantinopel ergriffen hatte. Ich machte schon darauf aufmerksam, dass die Jahreszahlen um die Wende vom 6. zum 7. Jh. dubios sind [W. 2000b, 423 ff.]; die Machtergreifung des Phokas dürfte somit etwas früher erfolgt sein. Von diesem Phokas ist seltsamerweise der Vorname nicht bekannt, was insofern verwundert, da die Angehörigen der Phokas-Familie im 10. Jh. durchweg Vornamen trugen [vgl. Ostrogorsky 229]. 963 bis 969 regierte Kaiser Nikephoros II. Phokas, der zweifellos eine historische Gestalt war und möglicherweise bewusst den Namen seines Vorfahren angenommen hat.

Interessant ist eine Mitteilung des Theophylaktes Simokattes [VIII 8.37], wonach Phokas den Frieden mit „Anten und Slawen“ mit Gold erkaufte hatte. Ähnliche ‚Geschäfte‘ mit den Bulgaren sind wahrscheinlich. In der Inschrift des Krumesis unter dem Reiterrelief von Madara ist davon die Rede, dass Byzanz den Frieden mit den Bulgaren mit Gold erkaufte, dann aber gebrochen habe. Spricht dies nicht für die Identität der Feldherren Nikephoros und Pho-

kas? Im bulgarischen Feldzugsbericht findet sich hinter dem Namen Nikephoros eine Lücke. Kann hier nicht Phokas gestanden haben?

Es gibt keine Primärquelle außer Theophanes, die von dem Tod des Nikephoros in einer Schlacht berichtet. Es gibt allerdings eine spätere Quelle, die den Bericht des Theophanes in einem seltsamen Licht erscheinen lässt. Angelov [129] erwähnte eine altbulgarische Chronik, die *Istoriki* des Konstantin von Preslaw, die lediglich die Übersetzung einer byzantinischen Quelle darstellt:

„Immerhin findet sich in der Chronik ein Zusatz, der im griechischen Original fehlt: die Mitteilung, daß der byzantinische Kaiser Nikephoros im Land der Bulgaren getötet worden ist.“

Der byzantinische Chronist wusste somit noch nichts von dem Tode des Nikephoros in der Schlacht gegen Krum! Im zitierten bulgarischen Feldzugsbericht [B. Nr. 3] ist vom Tod eines Kaisers die Rede. Unklar bleibt, wer dieser Kaiser gewesen ist. Es kann sich durchaus um Kaiser Justin II. oder einen seiner Nachfolger gehandelt haben. Nach Beschevliev [B. 143] soll vom Namen des hier erwähnten Kaisers zum Teil die linke senkrechte Haste des ersten Buchstabens erhalten geblieben sein. Der Name hat demnach mit N oder M begonnen. Wenn dies stimmt, kommt Kaiser Maurikios in Betracht, der von Phokas gestürzt wurde.

Von allen bulgarischen Herrschern hat Chan *Omurtag* die meisten Inschriften hinterlassen. Ohne Zweifel handelt es sich um eine historische Gestalt, die nur chronologisch richtig eingeordnet werden muss. Seinen Regierungsbeginn hatte ich bereits auf 585 datiert. Nach konventioneller Geschichtsschreibung soll er etwa 17 Jahre regiert haben, wofür ich allerdings bis jetzt keinen Beleg fand. Runciman berechnet seine Regierungszeit auf 15 Jahre. Da es für meine Beweisführung hier auf zwei Jahre nicht ankommt, lasse ich es bei den konventionellen 17 Regierungsjahren, so dass er von 585 bis 602 regiert haben dürfte. In den Inschriften [z.B. B. Nr. 13] wurde er ausdrücklich als Sohn des Chan Krum bezeichnet.

Omurtag hinterließ hauptsächlich Bauinschriften und Inschriften zu Ehren gefallener und verstorbener Würdenträger. Erhalten blieb der wesentliche Text eines Friedensvertrages, den er für 30 Jahre mit Byzanz abgeschlossen hatte [B. Nr. 47]. Wie bereits dargelegt, erwähnte er in seiner Madara-Inschrift den Bruch dieses Friedensvertrages durch Byzanz. Es muss sich um den Zwischenfall von 594 gehandelt haben, über den Theophylaktes Simokattes [VII.4] berichtet hat. Interessant ist, dass Omurtag in einer *Bauinschrift* [B. Nr. 56] noch nach der altbulgarischen Zeitrechnung datiert hat:

„Die Zeit war, als man baute, bulgarisch sigor elem, griechisch die 15. Indiktion.“

Das entspricht der Bezeichnung „schegor alem“ in der *Bulgarischen Fürstenliste*, also dem 1. Monat des Pferdejahres. Wenn meine chronologische Annahme richtig ist, dürfte dieser Bau entweder 586 oder wahrscheinlicher 598 erfolgt sein (Das Pferdejahr folgt dem Schlangenjahren, in dem Omurtag zur Macht kam). Die byzantinische *Indiktionszeitrechnung*, die von Kaiser Konstantin I. eingeführt wurde und die für das 6. Jh. typisch war (eine Zeitrechnung ab Wertschöpfung war damals noch nicht bekannt) rechnete mit 15-Jahres-Zyklen, die im September 312 begannen. Innerhalb eines Zyklus wurden die Jahre als Indiktionen nummeriert [Mazal 191]. Eine 15. Indiktion begann im September 597, dieses Jahr ging bis August 598. Insofern wird mein chronologischer Ansatz auch auf diesem Weg bestätigt. Ich betrachte dies nicht als Zufall, weil nur alle 60 Jahre das Zusammentreffen eines Jahres der Indiktionszeitrechnung (15-Jahre-Zyklus) mit einem Jahr der altbulgarischen Zeitrechnung (12-Jahre-Zyklus) mathematisch möglich ist. Immerhin hat kein konventioneller Historiker es gewagt, das Datum der Omurtag-Inschrift zu bestimmen, obwohl dies, wie ich zeigte, möglich ist. Ich habe Überprüfungen nach der orthodoxen Chronologie vorgenommen. In keinem denkbaren Fall fiel das Zusammentreffen in die konventionelle Regierungszeit Omurtags (814-831)!

Der Name Omurtags erscheint auch in den *fränkischen Reichsannalen*. Danach soll „Kan Omurtag“ 824 eine Gesandtschaft zu Kaiser Ludwig dem Frommen geschickt haben. Eine weitere Gesandtschaft soll 845 in Paderborn beim ostfränkischen König Ludwig dem Deutschen erschienen sein, bis es 852 in Tulln/Donau zwischen Gesandten des Bulgaren-Chans Bogoris, die den Regierungsantritt desselben mitteilten, zu einem Friedensvertrag gekommen ist, mit dem die Feindseligkeiten um Pannonien beendet wurden [Marquardt 1903, 117]. Ich halte diese Berichte für Fälschungen des 10. oder 11. Jhs. Eine Begründung kann in diesem Beitrag, der sich mit ganz anderen Problemen befasst, leider nicht erfolgen [vgl. vorerst W. 1999]. Auf Omurtag komme ich im nächsten Abschnitt noch einmal grundsätzlich zu sprechen.

Nachfolger Omurtags wurde *Malamir*, der in einer Inschrift [B. Nr. 13] ausdrücklich als Enkel von Chan Krum und als Sohn von Omurtag bezeichnet wurde. Die Malamir-Urkunden fallen schon deshalb auf, weil in ihnen ausdrücklich von einer Doppelherrschaft die Rede ist:

„Chan schübigi Malamir, von Gott Archon. Sein alter Boilas Kaw-Chan Isbul machte diesen Springbrunnen und gab ihn dem Archon, und der Archon gab den Bulgaren viele Festessen und Trinkgelage, und den Boi-

len und Bagainen machte er große Geschenke. Möge Gott dem Archon von Gott für würdig halten, hundert Jahre zu leben zusammen mit dem Kaw-Chan Isbul.“ [B. Nr. 57]

Noch deutlicher ist eine andere Inschrift:

„(Chan schübigi Malamir) von Gott Archon, mein Großvater Krum fand mit und diese Werke (?). Und mein Vater, Archon Omurtag, machte Frieden für 30 Jahre und lebte gut mit den Griechen. Anfangs lebte ich auch gut, aber die Griechen verwüsteten unser Land. Und Archon Malamir, der zusammen mit dem Kaw-Chan Isbul herrschte, zog mit einem Heer gegen die Griechen und zerstörte die Festung Probaton und die Festung Burdizon und das Land der Griechen und erwarb sich jede Art Ruhm und kam nach Philippopol und die Griechen flohen. Damals hatte der Kaw-Chan Isbul zusammen mit dem ruhmreichen Archon eine Unterredung mit den Bewohnern von Philippopol.“ [B. Nr. 13]

Beschevliev [163] bemerkte, dass die in dieser Inschrift erwähnten Ereignisse in keiner „zeitgenössischen Chronik“ erwähnt wurden. Für die Mitte des (fiktiven) 9. Jhs. trifft dies gewiss zu, nicht aber für das frühe 7. Jh., in dem bulgarisch-byzantinische Kriege gang und gäbe waren [vgl. Abschnitt 3].

Als Nachfolger Malamirs gilt **Presiam**, dessen Namen aber nur von Konstantinos VII. in dessen Schrift *De administrando imperio* genannt wurde, dem einzigen Beleg für seine Existenz [M. II.257]. Konstantin erwähnte ihn im 32. Kapitel, in dem er die frühe serbische Geschichte behandelte. Hier heißt es, dass nach bisherigem Frieden Presiam, Fürst („Archon“) von Bulgarien, unvermittelt die Serben, die damals von Fürst Wlastimiros geführt wurden, angegriffen habe, aber nach dreijährigem verlustreichen Krieg geschlagen worden sei. Nach dem Tode des Wlastimiros habe Borisis-Michail, der Sohn des Presiam, Serbien erneut angegriffen, scheiterte aber auch. Es wurde sogar der Sohn von Bosoris, Wladimiros, mit zwölf Großbojaren gefangengenommen. Schließlich kam es zum Friedensvertrag zwischen Borisis und Muntimiros, dem Sohn und Nachfolger des Wlastimiros [K. 154]. Nach der konventionellen Geschichtsschreibung soll der serbische Fürst („Župan“) Wlastimiros von 839 bis 843 regiert haben [Dershawin 246 ff.].

Konventionelle Historiker verweisen noch auf eine Schrift des 11. Jhs., die *Passion der 15 Märtyrer* des **Theophylaktos**, Erzbischof von Achrida (heute Ochrid) in Makedonien, in der kurz auch die bulgarische Geschichte dargestellt wurde. In dieser Schrift ist allerdings von Presiam keine Rede, dafür wird aber über die Zeit nach Omurtag berichtet. Demnach soll Chan Omurtag drei Söhne gehabt haben: Entrawatos, Zvinica (Swinitis) und Malamir. Zwinica sei vor dem Vater gestorben, der älteste Sohn Entrawatos

wurde vom Vater enterbt, der dafür Malamir als Nachfolger eingesetzt habe. Malamir habe eine antibyzantinische Politik verfolgt und die Christen verfolgt. So habe er auch seinen Bruder Entrawatos, der überzeugter Christ war, enthaupten lassen. Weiter heißt es, dass der spätere Fürst Boris I. der Enkel des Zwinica gewesen sei. Dessen Vater wurde allerdings nicht mit Namen genannt [Th.Achr. 193, 196].

Aus diesen beiden Quellen wurde geschlossen, dass Presiam der Vater des Boris gewesen sei und seinem Onkel Malamir, wohl nach dessen Sturz, als Fürst gefolgt sei. Ognjanoff [75] bezeichnete somit Chan Boris als „Ururenkel“ des Chans Omurtag; einige Jahrzehnte bulgarischer Geschichte bekamen so ihre Grundlage. Ansonsten ist aber über diesen Presiam, der 16 Jahre (836-852) regiert haben soll, überhaupt nichts bekannt. Obwohl seine (angeblichen) Vorgänger Krum, Omurtag und Malamir eine Vielzahl von Denkmälern hinterlassen haben, wurde keine einzige Inschrift gefunden, die seinen Namen enthält. Mitunter wird allerdings auf eine Platte verwiesen, die bei Ausgrabungen in *Philippi/Makedonien* gefunden wurde und die folgende Inschrift trägt:

„Persian, von Gott Archon der vielen Bulgaren, schickte den Kaw-Chan Isbul, indem er ihm Heere gab und den Itschurgu bila und den Kana boila kolobros. Der Kaw-Chan zu den Smoljanen ... Wer die Wahrheit sucht, sieht Gott, und wer lügt, sieht Gott. Den Christen taten die Bulgaren viel Gutes, und doch vergaßen die Christen, aber Gott sieht es.“ [B. Nr. 14]

Beschevliev [168] schreibt diese Inschrift Presiam zu. Es fällt aber auf, dass in ihr Kaw-Chan Isbul erwähnt wird, den wir schon aus mehreren Inschriften Malamirs als dessen Mitherscher kennen. Manche Historiker [z.B. Ostrogorsky 462] hielten es deshalb für möglich, dass Presiam (gemeint ist Persian) mit Malamir identisch war. Marquardt [195] machte darauf aufmerksam, dass der in der Inschrift erwähnte Feldzug auffallend einem Feldzugsbericht ähnelt, der in der Chronik des Symeon Logothetes enthalten ist [vgl. auch Angelov 94]. In dieser Chronik trägt der bulgarische Herrscher allerdings den Namen Michail. Im ersten Bulgarischen Reich trug nur ein Herrscher diesen Namen, Groß-Chan Boris I., der nach seiner Taufe diesen Namen angenommen haben soll. Die Verwirrung ist also groß.

Ich möchte mich hier jedoch nicht mit unsubstantiierten Spekulationen aufhalten, zumal es eine ganz andere Lösungsmöglichkeit dieses Problems gibt, auf die ich im nächsten Abschnitt eingehen werde.

10. Der heilige Boris

Mit dem Namen des Chans **Boris I.** (konv. 852-889) wird die Bekehrung der im heutigen Bulgarien lebenden Turkbulgaren und Slawen verbunden, die 865 erfolgt sein soll [Zlatarski I.2, 27 ff.; Runciman 104; Ostrogorsky 186 u.a.]. An der Taufe soll der byzantinische Kaiser Michael III. (konv. 842-867) als Pate teilgenommen haben, wonach Boris dessen Name als Zweitnamen annahm. Boris gilt als einer der größten Heiligen der orthodoxen bulgarischen Kirche, über den es mehrere, allerdings sehr späte Heiligenlegenden gibt. Trotzdem gibt es nur wenige Ereignisse seines Lebens, die eindeutig zu belegen sind.

Der Beginn seiner Regierung wird allgemein auf das Jahr 852 datiert. Diese Jahreszahl ergibt sich aber nur aus den ostfränkischen Reichsannalen, auf die ich schon im Zusammenhang mit Omurtag eingegangen bin und die ich für gefälscht halte. Konstantinos VII. hat seinen Bericht über den Feldzug des Boris gegen die Serben nicht datiert, so dass nur vermutet werden kann, wann dies geschehen sein soll. Nach der Geheimschrift dieses Kaisers [Kap. 31; K. 150] soll er auch einen Feldzug gegen die Kroaten geführt haben. Im *Theophanes continuatus* [162 f.] wurde er nur beiläufig erwähnt [M. II.96]. Seine Taufe wurde von **Ioseph Genessios** [97; vgl. M. I.319] geschildert, dessen Werk von der Konstantinos-Schule zusammen mit dem *Theophanes continuatus* geschaffen wurde. Nach offizieller Darstellung wurde Genessios von Konstantin VII. beauftragt, die Vorgeschichte des Basileios, des fiktiven Großvaters des Kaisers, niederzuschreiben. Er beschrieb die byzantinische Phantomzeit von 813 bis 867 [Schoell III.266], in der bulgarische Ereignisse ansonsten kaum eine Rolle spielten.

Als Hauptquellen für das Leben des heiligen Boris gelten deshalb kirchliche Schriften des 11. und 13. Jhs., die in Makedonien entstanden. **Theophylaktos**, Erzbischof und zuvor Erzieher der Söhne des byzantinischen Kaisers Michael VII. Dukas (1071-1078) schrieb die bereits erwähnte *Passion der 15 Märtyrer*, die sich auf die Regierungszeit des antichristlichen Kaisers Julian Apostata (361-363) bezieht. In dem diesem Werk folgenden Kurzabriss der bulgarischen Geschichte wurde besonders Boris erwähnt [Th.Achr. 197-213; vgl. M. I.537 f.]. Etwas ausführlicher wurde Boris in der Lebensbeschreibung des – angeblich 916 verstorbenen – Hl. Klemens („Sweti Kliment“), die **Demetrios Chomatianos** (1216-1235 Erzbischof von Ochrid) verfasst hat [B. 319; vgl. M. II.96], eine wirklich sehr späte Quelle. Kliment soll das kyrillische Alphabet nach dem Vorbild des glagolitischen Alphabet des Kyrillos, des Lehrers des Kliment, geschaffen haben. Fast alles, was wir über Boris zu wissen glauben, ist in den beiden erwähnten Schriften enthalten. Es ist wenig genug.

Boris soll nach diesen Schriften die Brüder Kyrillos (eig. Konstantinos) und Methodios, die Apostel der Mährer und Bulgaren und Erfinder der glagolitischen Schrift, gefördert haben. In den *Pannoninischen Legenden*, den ältesten Viten der beiden Brüder, wurde aber sein Name nicht ein einziges Mal erwähnt.

Konkret wird in den Schriften von Ochrid allerdings das Ende des Fürsten geschildert. Er soll 889 die Herrschaft seinem Sohn Wladimir übertragen und ins Kloster gegangen sein. Da aber Wladimir vom Christentum abfiel und eine antibyzzantinische Politik betrieb, kehrte Boris zurück. Er setzte Wladimir 893 auf einer Reichsversammlung in Preslaw ab und übergab die Herrschaft seinem anderen Sohn Symeon, der geistlich erzogen worden und anscheinend zum Patriarchen von Bulgarien bestimmt gewesen war. Wladimir wurden auf Befehl seines Vaters die Augen ausgestochen. Diese Untat hinderte jedoch nicht die Heiligsprechung des Chans, der ins Kloster zurückkehrte, wo er am 15. Mai 907 gestorben sein soll.

Boris soll nach seiner Taufe zwischen der römisch-katholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche geschwankt haben. Hierbei ging es für ihn vor allem darum, dass er ein eigenes bulgarisches Patriarchat bekam. Der Papst soll gezögert haben, woraufhin Boris sich von ihm abwandte und mit Byzanz wieder Verhandlungen aufnahm. Schließlich soll ihm auf dem Ökumenischen Konzil 869/870 ein autonomes Erzbistum zugestanden worden sein, worauf er zur orthodoxen Kirche zurückgekehrt sei. Als Hauptquellen gelten die umfangreichen „Erwiderungen des Papstes Nikolaus I. auf die Fragen der Bulgaren“, die auf das Jahr 866 datiert werden [Angelov 112 ff.], zwei Briefe des bereits genannten Photios, in denen von sieben Kirchenkonzilien die Rede ist, die sich auch mit dieser Problematik beschäftigten [M. 1.475] und ein Brief des Patriarchen Nikephoros an Papst Leo III. [Schoell III.323]. Es ist Glaubenssache, ob man diesen kirchlichen Schriften vertraut.

Vor allem fällt auf, dass Boris, der ja 47 Jahre (!) regiert haben soll, auf bulgarischem Territorium keine einzige Inschrift hinterlassen hat, obwohl er als einer der größten Fürsten Bulgariens gilt. Lediglich in Albanien, in den Ruinen des Klosters von Balschi, wurde vor 1919 auf dem Fragment einer Marmorsäule eine Inschrift gefunden, in der sein Name enthalten ist. Diese Inschrift gilt jedoch als verschollen; Beschevlev [174] konnte sie deshalb nicht sehen. Der Text ist stark verstümmelt (Ergänzungen in Klammern):

„(Getauft wurde) Boris (von Gott Archon Bulgariens), genannt Michael, mit dem von ihm von Gott anvertrauten Volk im Jahre 6374“ [B. Nr. 15]. Das byzantinische Jahr 6374 (ab Welterschöpfung) entsprach dem Jahr 865/6. Selbst wenn es sich um ein echtes Denkmal gehandelt hätte und der Text richtig ergänzt wurde, handelt es sich zweifellos um kein zeitgenössisches

Denkmal, sondern um ein spätes Glaubensdenkmal, das an die Christianisierung des bulgarischen Volkes erinnern sollte. Immerhin gehörte Albanien erst im „Zweiten Bulgarischen Reich“ (1187-1396), in dem Boris sehr verehrt wurde, zu Bulgarien. Obwohl zwei Bleisiegel mit dem Namen von Boris [M. 1.504] gefunden worden sind (diese können von Boris II., stammen), liegt die Vermutung nahe, dass Boris I. eine erfundene Person ist.

Beim nochmaligen Studium von *Marquardts* genialem Werk *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge* bin ich jedoch auf eine hochinteressante Information gestoßen. Keineswegs ablehnend bemerkte Marquardt [1903, 194, Anm. 1], dass Chan Malamir, der Sohn von Omurtag in den Werken von Georgios Monachos und Leon Grammatikos „Wladimir“ genannt wurde. Marquardt wies darauf hin, dass beide Schriftsteller offensichtlich hier Wladimir, den Sohn des Boris I. und Bruder des Symeon gemeint haben. Die bereits dargelegten Berichte über Malamir und Wladimir ähneln sich so, dass ihre Identität auf der Hand liegt.

Allerdings vertiefte Marquardt seine Erkenntnis nicht weiter, da diese offensichtlich im krassen Widerspruch zum konventionellen Geschichtsbild steht und er noch nichts von einer Phantomzeit-Theorie ahnen konnte. Kein Historiker ist meines Wissens bis jetzt auf diese Anmerkung Marquardts, die es in sich hat, eingegangen. Die Konsequenzen sind tatsächlich umwerfend. Wenn Wladislaw mit Malamir identisch war, dann muss *Boris mit Omurtag* und *Presiam mit Krum* identisch gewesen sein !

Fehér [114] hatte schon 1928 die Vermutung vertreten, Krum könne mit Presiam identisch gewesen sein, da er dessen Namen („Prace“) in der Inschrift des Madara-Felsens, die Krumesis (= Krum) gewidmet war, gelesen hat. Beschevliev, der sonst keine Gelegenheit ausließ, um Fehér lächerlich zu machen, übergab diesen Hinweis Fehérs mit Schweigen. In seiner Lesung der Inschrift II, Z. 16 stehen völlig isoliert die griechischen Großbuchstaben P E N H (deutsch: R E I N [B. 99]). Ich möchte hierauf nicht weiter eingehen, da ich keine Möglichkeit habe, die Richtigkeit der Lesungen zu überprüfen, möchte aber daran erinnern, dass byzantinische Schriftsteller davon berichteten, Krum habe (zeitweilig?) Singidunum (Belgrad) erobert. Dem entspricht der Bericht Konstantins VII. über den dreijährigen Krieg Presiams gegen die Serben.

Omurtag hat einen 30-jährigen Friedensvertrag mit Byzanz geschlossen. Auch Boris wird ein 40-jähriger Friedensvertrag mit Byzanz zugeschrieben [Tschilingirow 157]. Erst der Nachfolger des Omurtag wie auch der Nachfolger des Boris sollen die Kampfhandlungen wieder aufgenommen haben. Omurtag soll, begünstigt durch den langjährigen Frieden mit Byzanz, Kriege im

Westen, z.B. um Singidinum (Belgrad) geführt haben [Angelov 94]. Dem entsprechen die Berichte Konstantins VII. über die Feldzüge des Boris I. gegen Kroaten und Serben. Wie Boris I. wurden auch Omurtag Feldzüge gegen einfallende „Ugrer“ (Magyaren) zugeschrieben [Dershawin 229].

Über Ormutag heißt es in den ostfränkischen Reichsannalen, dass er in ständigem Kampf gegen die Bojaren deren Macht gebrochen und nach byzantinischem Vorbild mit dem Aufbau eines zentralisierten Staates begonnen habe [Angelov 105 f.]. Über Boris berichtet die Vita Bertiani, dass er 52 widerpenstige „Boilen“ (Bojaren) mit ihren Familienmitgliedern hingerichtet und so seine Macht gefestigt habe [Angelov 106]. Obwohl ich diese Quellen für Niederschriften des 10. Jhs. halte, können in ihnen wirkliche Ereignisse des 6. Jhs., nur falsch datiert, beschrieben worden sein.

Kritiker könnten mir vorwerfen, dass nichts davon bekannt sei, ob Omurtag zum **Christentum** übergegangen und sein Land christianisiert habe. Dazu ist zu bemerken, dass sowohl Theophanes und Nikephoros wie auch Konstantin VII. in seiner Geheimschrift Chan Omurtag überhaupt nicht erwähnten (K. VII. nannte nur Michail-Boris). Die späteren Schriften waren nicht nur vom einsetzenden Boris-Kult geprägt, sondern hatten ein auffallendes Interesse daran, die neue Zeitrechnung mit künstlich geschaffenen 300 Jahren weiter auszubauen. Dazu passte bestens, dass man Omurtag zum „Ururgroßvater von Boris“ [so Ognjanoff 75] erklärte, obwohl er wahrscheinlich mit diesem identisch war.

Völlig überzeugt von der Richtigkeit meiner These hat mich die Analyse der doch zumeist glaubhaften zeitgenössischen **Inschriften**. Es ist bekannt, dass die byzantinischen Kaiser ihren offiziellen Dokumenten und Inschriften ein Kreuz voraussetzten und sie mit einem Kreuz beendeten. Byzantinisten sprechen von der „*invocatio symbolica*“ oder „*programmatica*“. In den Inschriften des „Heiden“ Krum ist, so wie sie Beschevliev wiedergegeben hat, kein Kreuz zu erkennen. Bei Omurtag ist das anders. Es gibt Inschriften von ihm, die kein Kreuz tragen (z.B. die von mir auf 598 datierte Bau-Inschrift B. Nr. 56), es gibt aber auch Inschriften mit dem Kreuzzeichen. Ich kann diese Tatsache nur so interpretieren, dass Omurtag zunächst „Heide“ war, dann aber zum Christentum übergegangen ist und seitdem seine Inschriften mit dem Kreuz gekennzeichnet hat. Dies beginnt mit den Madara-Inschriften. In den Terwel und Krumesis gewidmeten Inschriften ist kein Kreuz zu erkennen, die Inschrift Omurtags (der Anfang ist nicht zu lesen) endet aber deutlich mit einem Kreuz [B. Tafel VIII]. Beschevliev hielt es nicht für nötig, in seinem Kommentar hierauf einzugehen.



ϜΚΑΝΑΣ ΒΒΗΓΗΩΜΘΡΤΑΓ
 ΩΚΟΡΣΗСОΚΟΠΑΝΟΣ ΘΡΕ
 ΠΤΟΣΑΝΕ ΓΟΠΙΟСΜΟΥΕΓΕ
 ΝΕΤΩΚΕΑΠΕΛΘΟΉΣΤΟΦΟ
 САТОНΕΠΗΓΗΗΣΤΟΠΟ
 ΤΑΜΟΝΤΟΙΔΑΝΑΠΡΗ
 ΗΤΩΔΕΓΕΝΕΑΣΤΖΑΚΑΡΑΡΗΣ

Zwei Inschriften Omurtags: Abklatsch der einen mit Kreuzeszeichen, Umschrift der anderen mit Christus-Monogramm [Beschevliev 1963, Taf. XLII, LXXII]

Mit einem Kreuz wurden weiterhin eine Bau-Inschrift [B. Nr. 55] und eine Grabinschrift [B. Nr. 61] versehen. Omurtag beließ es aber nicht hierbei: Er verwendete auch das Christus-Monogramm Φ . Er ließ dieses zu Beginn der Grabinschriften für Kopan Okorsis und für Zera Turchan Onegavon [B. Nm. 58 f.] anbringen. Ich kann mir keinen besseren Beweis dafür vorstellen, dass Omurtag tatsächlich zum Christentum übergegangen ist und Bulgarien christianisiert hat.

Beschevliev ist es anzurechnen, dass er diese christlichen Zeichen in den von ihm veröffentlichten Inschriftstexten wiedergegeben hat. Zur Erklärung äußerte er nur kurz, dass Omurtag in seinen Inschriften wohl byzantinische Vorbilder nachgeahmt habe, keinesfalls sei er ein Christ gewesen [B. 249]. Ich kann mir deutlich vorstellen, wie er reagiert hätte, wenn er Inschriften von Boris I. mit solchen christlichen Monogrammen gefunden hätte! Das Beispiel zeigt deutlich, wie voreingenommen konventionelle Historiker sind. Er erwähnte sie nur in einer schwer auffindbaren Anmerkung.

Sowohl Malamir wie auch Wladimir wird Christenfeindlichkeit vorgeworfen. Keine der drei Inschriften von Malamir (von Wladimir gibt es keine) trägt das Kreuzzeichen. Marquardt hatte seine Erkenntnis aus dem Studium der Chroniken des *Georgios Monachos* und des Leon Grammaticus gezogen. Georgios Monachos gilt als Schriftsteller des 9. Jhs, der die Zeit von Adam bis 842 beschrieben hatte. Ihm verdanken wir die Nachricht, dass Omurtag (angeblich 822) während des Aufstand des Thomas Byzanz zu Hilfe kam [M. I.277 ff.]. Das Werk dürfte der Konstantinos-Schule zuzuordnen sein; es beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Bilderstreit. *Leon Grammaticus* war ein Schriftsteller des späten 10. Jhs., der die Zeit von 813 bis 945 behandelte [Schoell III.255].

Dieses Beispiel zeigt, dass auch in Werken der Fälscher-Schule Spuren realer Ereignisse erhalten geblieben sein können. Kein Fälscher arbeitet fehlerfrei! Einen weiteren Beleg für die zeitliche Nähe des Boris I. zu den ersten bulgarischen Groß-Chanen führte Pritsak an [14, Anm. 1]:

„Auch der Gebrauch des Zwölf-tierzyklus war zu jener Zeit noch lebendig, wie es die Nachschrift des Mönches Tudor Duksov aus dem Jahre 907 beweist. Dieser Mönch, der auch als Übersetzer unserer Liste [der Bulgarischen Fürstenliste. K.W.] in Frage kommt, war ein Neffe von Zar Boris I.“

Boris I. war somit nicht der „Ur-Ur-Urenkel Chan Krums“ [Ognjanoff 61], sondern dessen Sohn. Omurtag war mit Boris I., und Malamir mit Wladimir identisch. Die Persian-Inschrift möchte ich dem späten Boris I. zuschreiben, zumal Isbul damals schon Kaw-Chan gewesen sein dürfte. Die letzten erhal-

tenen Sätze der Inschrift tragen christlichen Charakter. Da Anfang und Schluss fehlen, ist nicht nachprüfbar, ob die Inschrift mit Kreuzen versehen war.

11. Die bulgarischen Zaren des 10. Jahrhunderts

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass **Symeon** (konv. 893-927), **Petyr** (927-969) und **Boris II.** (969-972) historische Gestalten waren. Sie werden durch viele zeitgenössische Schriftquellen gut belegt. Auch Konstantin VII. hat Symeon und Petyr in seiner Geheimschrift erwähnt [K. 72, 158, 160, 176, 250].

Es blieben drei Bleisiegel von Symeon und vier Bleisiegel von Petyr erhalten [M. 1.505]. Aufgefunden wurde auch eine Grabinschrift für einen gewissen Mostitsch [B. Nr. 69] in einer zerstörten Kirche unweit von Preslaw. In dieser heißt es, dass Mostitsch bis zu seinem 80. Lebensjahr als Würdenträger („Tschargubilja“) den Zaren Symeon und Petyr gedient hat. Diese Inschrift wurde bereits in kyrillischer Schrift und in alt-(kirchen-)slawischer Sprache niedergeschrieben. Dem entspricht auch die Überlieferung, dass Symeon die slawische Sprache auf der Reichsversammlung von Preslaw (konv. 893), auf der er zum Groß-Chan proklamiert wurde, zur offiziellen Amtssprache erklärt hat [Angelov 121]. Die Assimilierung der Protobulgaren hatte ihren Abschluss gefunden.

Gewisse Bedenken habe ich allerdings, ob die überlieferten chronologischen Daten in Bezug auf diese Herrscher ganz der Wirklichkeit entsprechen, da die byzantinischen Geschichtsfälscher das Geschehen des frühen 10. Jhs. in ein gewisses Dunkel gehüllt haben. Immerhin handelt es sich nach der Phantomzeit-Theorie um die „Übergangszeit“ zwischen der Vor-Phantomzeit zur Nach-Phantomzeit. War Herakleios I. identisch mit Romanos oder folgte Romanos dem Herakleios? [Zur Problematik ausführlich W. 2000c, Abschnitt 2.5].

Symeon führte Feldzüge gegen die Serben und Magyaren („Turkoi“) und vor allem gegen Byzanz. Im Jahr 919 erklärte er sich zum „Zar der Bulgaren und Romäer“; sein Ziel war die Herrschaft sowohl über das Bulgarische wie auch über das Byzantinische Reich. Nach den byzantinischen Schriftquellen war sein Gegenspieler Kaiser Romanos I. Lakapenos (konv. 920-944). Den Höhepunkt der Feldzüge Symeons bildete die Belagerung von Konstantinopel, die 923 stattgefunden haben soll. Die Berichte über diese Belagerung ähneln auffallend denen über die Belagerung der Stadt durch die „Awaren“, die 626 stattgefunden haben soll. Zwischen 626 und 923 liegen genau 297 Jahre! Es fällt außerdem auf, dass der Anführer der „Awaren“ nicht mit Namen genannt wurde. Somit kann Zar Symeon durchaus dieser Anführer gewesen sein.

Laut Georgios Pisides haben neben Bulgaren und „Hunnen“ (Awaren) auch „Skythen“ an der Belagerung teilgenommen. Er könnte hierunter die „Rus“ verstanden haben. Die altrussische *Nestor-Chronik* [38 ff.] berichtet von einer Belagerung Konstantinopels durch die „Rus“ unter Großfürst Oleg, die im Jahr 907 (6415 n. Sch.) stattgefunden haben soll. Diese Belagerung wird in keiner anderen Schriftquelle erwähnt. Sie dürfte mit den Belagerungen von 626 und 923 identisch gewesen sein.

Zar Symeon soll am 27. Mai 927 verstorben sein. Sein Sohn und Nachfolger **Petyr** war damals erst 24 Jahre alt. Beraten von seinem Onkel Sursubul schloss er einen Friedensvertrag mit dem Kaiser. Die bestehenden Grenzen wurden anerkannt, Symeon verzichtete auf den Titel „Zar der Romäer“, wofür ihn Byzanz als „Zar der Bulgaren“ anerkannte. Romanos gab ihm auch seine Nichte Maria zur Frau.

Petyr regierte 52 Jahre; während seiner gesamten Regierungszeit hatte der mehrfach verlängerte Friedensvertrag Bestand (manche Historiker scheuen sich nicht, Petyr deswegen als „schwachen“ Herrscher zu bezeichnen). Es war die Zeit der kulturellen Blüte des Ersten Bulgarischen Reiches. Damals entstand auch die Bogomilen-Bewegung, die sich später bis nach Frankreich ausbreitete („Katharer“).

Nach Petyrs Tod (30. Januar 969) überfiel 971 der russische Großfürst Swjatoslaw Bulgarien; Boris II, der Sohn und Nachfolger Petyrs, wurde gefangengenommen [*Nestor-Chronik* 76 ff.]. Die Byzantiner unter Kaiser Johannes I. Tzimiskes (969-976) kamen Bulgarien zu „Hilfe“: Swjatopolk wurde geschlagen und Boris II. „befreit“, d.h. er kam in byzantinische Gefangenschaft und wurde bei einem Fluchtversuch getötet. Byzanz okkupierte Bulgarien, nur West-Bulgarien (Makedonien) blieb nach heftigen Kämpfen unter dem neuen makedonischen Zar Samuil selbständig. So endete das Erste Bulgarische Reich.

12. Fazit

Der archäologische Befund zeigt, dass es auch in Bulgarien eine fundlose Phantomzeit von etwa 300 Jahren gegeben hat. Davon ausgehend, habe ich umfangreiche Analysen der einschlägigen Schriftquellen und zeitgenössischen Inschriften durchgeführt, wobei ich zu Ergebnissen gekommen bin, die dem konventionellen Geschichtsbild krass widersprechen.

Die turksprachigen Altbulgaren bildeten den Kernverband des hunnischen Attila-Reiches und operierten auch nach dessen Untergang weiter im 5. und 6. Jh. in Südosteuropa. Auch das „Großbulgarische Reich“ im nördlichen

Schwarzmeergebiet ist dem späten 5. und frühen 6. Jh. zuzuordnen. Die „bulgarische Landnahme“ unter Iperich fand nicht 679, sondern 528 statt.

Auf Grund meiner Analysen der Primärquellen, insbesondere der Bulgarischen Fürstenliste und der zeitgenössischen Steininschriften, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass manche Herrscher der konventionellen Herrscherabfolge nur Mitregenten („Kaw-Chane“) gewesen waren und dass einige Herrscher mit anderen (Kormisosch = Krum = Preiam; Oumor = Omurtag = Boris I.; Malamir = Wladimir) identisch gewesen sein müssen. Meine Berechnungen auf Grund des altbulgarischen Tierkreiszyklus machten es möglich, eine absolute Chronologie zu erarbeiten. Da in einer Bauinschrift des Chans Ormutag auch die byzantinische Indikationsrechnung verwendet wurde, konnte diese eindeutig auf das Jahr 598 datiert werden. Ich betrachte somit die von mir rekonstruierte Herrscherabfolge zumindest bis 598 als gesichert:

	Groß-Chane	Kaw-Chane
528 - 547	Iperich (Asparuch)	
547 - 568	Terwel	Tyvirem; Sewar
568 - 585	Krum (Kormisosch, Presiam)	Winech; Teletz (Sabinos)
585 - 602	Omurtag (Oumor, Boris I.)	
602 - 606	Malamir (Wladimir)	Isbul
606 - 614	Symeon	
911 - 927	weiterhin Symeon	
927 - 969	Petyr	
969 - 972	Boris II.	

Da ich wissenschaftliches Neuland betreten habe, bin ich mir bewusst, dass mein Beitrag trotz meiner persönlichen Überzeugung nur Diskussionscharakter tragen kann. Für jeden sachlichen Hinweis bin ich deshalb sehr dankbar.

Nachbemerkung

Dieser Bulgarien-Beitrag ist Teil meines (für eine Buchpublikation vorgesehenen) Manuskriptes „Zur Phantomzeit in Osteuropa“, in dem ich auch die frühmittelalterliche Geschichte der Slawen, Chasaren, Awaren und Magyaren analysiert habe. Der archäologische Befund beweist, dass die Awaren nur relativ kurz in Pannonien geherrscht haben können und noch im 6. Jh. von den Magyaren abgelöst worden sind. Bezeichnend ist, dass nur der Name eines einzigen awarischen Herrschers (Baian) bekannt ist.

Friedrich [ZS 2001, 50-72] hat zu Recht auf die Rolle der Bulgaren in der pannonischen Geschichte des 6. Jhs. hingewiesen. Nicht akzeptieren kann ich

jedoch seine These, dass die Awaren mit den Bulgaren identisch waren. In den zeitgenössischen Quellen des 6. Jhs. wurde stets zwischen Awaren und Bulgaren unterschieden, beide wurden jedoch als „Hunnen“ bezeichnet. Gregor von Tours [IV. 29 ff.] schrieb keineswegs, wie Friedrich [64] meint, von „Awaren“, die ins Frankenreich einfielen, sondern von „Chunni“, die aus zwei Völkern bestanden. Wie ich dargelegt habe, waren dies die Awaren *und* die Bulgaren [ZS 1999, 502; 2001, 88]. Der Awarenbund existierte zwar nur einige Jahrzehnte, war aber keineswegs fiktiv.

Druckfehlerberichtigung

zu dem Artikel: „Zur islamischen Phantomzeit“ [ZS XII (3) 419]

- S. 420: Kalif Abd al-Malik regierte konventionell **685-705** (wie S. 421)
- S. 433: Harun ar-Raschid regierte konv. **786-809**
- S. 438: Die Belegstelle im dritten Absatz lautet richtig: [Huart I, 241; vgl. August Müller 277]
- S. 440 + 437: (Abb. C) Der Silberdirham wurde 79 n.H. (698 u.Z.) geprägt [Müller 396]
- S. 441 + 437: (Abb. E) Der Silberdirham wurde 190 n.H. (806 u.Z.) geprägt [Müller 482]
- S. 446: (Gewond) Richtige deutsche Übersetzung: „Die Geschichte der Kalifen des Wardanet Gewond“
- S. 446: U. Haarmann: Das Werk erschien nicht 1887, sondern 1987

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

Leserbrief zu Klaus Weissgerber

(„Zur islamischen Phantomzeit, Islamica I“ [ZS 3/2000, 419])

von Günter Lüling

Für seinen Versuch der Begründung der illigischen Phantomzeit auch im Islam hat Klaus Weissgerber mich mehrfach und ziemlich ausführlich zitiert [a.a.O. 428 ff., 432], um sich für seine Begründung auf meine Feststellungen positiv zu berufen. Als Heribert Illig selbst dies erstmals getan hatte [VFG IV/2/1992, 26-41], hatte ich mich schon an ihn gewandt, um ihn darauf hinzuweisen, dass seiner Deutung ein schwerwiegendes Missverständnis meiner Aussagen zugrunde liegt: Meine wörtlich auf einen Aufsatz von Rudi Paret [„Die Lücke in der Überlieferung über den Urislam“, in: FS Rudolf Tschudi, Wiesbaden 1954, 147-153] bezugnehmende Feststellung bezieht sich im Einklang mit Rudi Paret im Prinzip nur auf die Religionsgeschichte, d.h. auf die islamische Darstellung oder Unterdrückung der Nachrichten über die Entstehung der Religion des Islam. Die Profangeschichte ist von einer solchen dogmatisch bedingten „Lücke“ nicht wesentlich betroffen, obschon es natürlich auch in der frühen Profangeschichte des islamischen Kulturkreises eine, vergleichsweise geringere Menge von Gegenständen gab, die zwecks Durchsetzung und Verteidigung des von der entstehenden Orthodoxie erfundenen Bildes von der Entstehung des Islam ebenfalls unterdrückt worden sind. Auf diese von Rudi Paret apostrophierte „Lücke“ in der Überlieferung können sich Verfechter einer Phantomzeit also nicht berufen.

Auch die Aussage Heribert Illigs [VFG IV/2,39; wiederholt von Weissgerber a.a.O. 430] „wir kennen den frühen Islam nur durch die Brille des 10. und noch späterer Jahrhunderte“ ist grundsätzlich falsch. Da ich seinerzeit nicht eigens auf diese Fehleinschätzung eingegangen bin, möchte ich dazu hier noch folgendes speziell hinzufügen:

Wenn immer wieder in der islamistischen Fachliteratur betont wird, dass fast alle arabischen Traditionen über die Entstehungszeit des Islam praktisch nur in Editionen nach dem Beginn des neunten Jahrhunderts (also nach 800 und damit rund 200 Jahre nach den Ereignissen) vorliegen, so kann dies infolge der Eigenart der arabischen Schrift nicht bedeuten, wir hätten keine authentischen Aussagen aus diesen wichtigen frühen 200 Jahren selbst.

Man muss leider einräumen, dass von der anglophonen (britischen, kanadischen und US-amerikanischen), Revisionismus genannten Forschungsrichtung (mit Publikationen aus 1977 begründet von John Wansbrough, Mi-

chael Cook and Patricia Crone) genau dies vertreten worden ist, mit daraus resultierenden Thesen, die durchaus mit denen von Erich von Däniken konkurrieren können: Der Islam sei gar nicht in Mekka, sondern irgendwo nördlich in Syrien oder Mesopotamien entstanden; die frühe Literatur des Islam sei bestimmt durch die Umdeutung aller arabischen Überlieferungen über den syrisch-mesopotamisch entstehenden Islam, auf dass sie sich hinfort auf Mekka und Zentralarabien bezögen; der Koran sei erst um 800 CE entstanden.

Diese Thesen werden mittlerweile von ihren ursprünglichen Vertretern selbst nicht mehr ernst genommen, obgleich aber auch noch nicht öffentlich und eindeutig widerrufen, weil es natürlich schwer fällt, sich von vielen liebgewonnenen und dennoch unzutreffenden Einzelthesen zu trennen. Das Charakteristikum dieser Richtung war es, dass sie die arabische Überlieferung in Bausch und Bogen als unglaubwürdig verwarf, weil sie zweifellos auffallend spät ediert worden ist. Man glaubte, aus Gründen korrekter Wissenschaftlichkeit auf diese arabischen Quellen ganz verzichten zu sollen, um sich nur auf außerarabische, insbesondere syrisch-christliche Quellen und auf archäologisch gesicherte arabische Inschriften verlassen zu dürfen. Den konservativen gegnerischen Fachgenossen warf man vor, sie nähmen die spät edierten arabischen Quellen *at face value*, obgleich man einräumte, dass die konservativen Kollegen, wenn auch angeblich erfolglos, versuchten, die in den späteren Editionen zweifellos enthaltenen älteren und ältesten Überlieferungen zu verifizieren oder zu falsifizieren und eventuell in ihrem ursprünglichen Wahrheitsgehalt zu rekonstruieren. Die Revisionisten beurteilten solche Rekonstruktion als *not easy* und überließen selbst, grundsätzlich und programmatisch auf Rekonstruktionen verzichtend, solches Vorgehen als nutzlos der konservativen Wissenschaft mit ihren traditionellen Methoden.

So liegt tatsächlich der Makel des *at face value*-Beurteilens eigentlich auf den Revisionisten, weil sie *at face value* die reichen arabischen Traditionen wegen ihrer späten Editionen in Bausch und Bogen als nicht vertrauenswürdig verwerfen! Doch trifft jedenfalls zu, dass solche konservative Forschungsarbeit mit ihren in der Regel stückhaften, weil sehr stark detailbezogenen Fortschritten kein Aufsehen und keine großen Auflagen erregen konnten, wie das die leicht fertigen, revisionistischen Global-Thesen durchaus taten. Es trifft aber andererseits auch wohl zu, dass es von jeher nicht Sache der anglophonen (Oxbridge-)Wissenschaft gewesen ist, sich tiefeschürfend mit theologisch-dogmenkritischen und philologisch-textkritischen Problemen herumzuschlagen. Nach dem nahezu völligen Aussterben der auf diesem Feld einst weltweit bewunderten deutschen dogmenkritischen Forschung (beispielhaft Julius Wellhausen 1844-1918, als Alttestamentler und Arabist/

Islamist gleichermaßen weltberühmt) war das Unternehmen der anglophonen Revisionisten der fehlgeschlagene Versuch, an die Stelle der konservativen deutschen Wissenschaftstradition etwas Besseres zu setzen – übrigens in enger Anlehnung an die fragwürdigen Methoden der deutschen, im Vergleich zur früheren liberalen Dogmenkritik restaurativ-reaktionären Neo-Orthodoxie („oral tradition, Gemeindebildung, Formgeschichte, Heilsgeschichte“) der letzten drei Viertel des 20. Jahrhunderts.

Der grundsätzliche Fehler der anglophonen revisionistischen Islamistik ergibt sich aus ihrer völligen Fehleinschätzung des Wesens der arabischen Schrift (auch der arabischen Sprache und der religiösen und kulturellen, prä-islamischen Vorgeschichte Arabiens, aber das bleibe hier außen vor)! Es gibt neben der arabischen Schrift keine andere auf Erden, die infolge der Ambivalenz vieler ihrer Konsonanten-Schriftzeichen so sehr für absichtliche oder unabsichtliche Missdeutung anfällig war und tatsächlich in reichstem Maße zu dogmatisch bedingten Umdeutungen ausgenutzt worden ist – ganz zu schweigen von der Tatsache, dass das Arabische zu keiner Zeit geneigt war und noch ist, seine grundsätzliche Konsonantenschrift mit diakritischen (in Sonderfällen notbehelfsmäßig hinzugesetzten) Vokalzeichen zu versehen. Auch heute noch sind alle Bücher, Zeitungen und Zeitschriften unvokalisiert!

Die gesamte arabische Tradition ist unmittelbar nach dem Tode des Propheten Muhammad 632 CE zum Zwecke der völligen Umdeutung seiner ursprünglichen Absichten entweder überhaupt verdrängt, d.h. vernichtet worden – die Ambivalenz der arabischen Schrift bereits um das 6. Jahrhundert CE ist schon an sich ein Zeichen für die Existenz einer unvorstellbar reichen aber dann im wesentlichen vernichteten Schriftkultur in vorislamischer Zeit, denn solche Ambivalenz der Schrift ist sicher nicht dem anfängerhaften Unvermögen, sondern nur einer in Jahrhunderten abgeschliffenen ursprünglichen Distinguiertheit zu verdanken –, oder aber diese arabische Tradition wurde sehr tiefgreifend, oft geradezu ins Gegenteil umgedeutet.

Solche tatsächlich immer den Ur-Sinn vergewaltigende Umdeutungsarbeit durch Lesung anderer als der ursprünglich gemeinten Konsonanten in ein ambivalentes Schriftzeichen, und sowieso durch Hinzufügung anderer als der ursprünglich intendierten Vokale hat aber in jedem Falle immer mehr oder weniger auffällige Fehler hinsichtlich Grammatik und Lexikographie untrüglich hinterlassen. Sehr auffällig macht sich dies oft dadurch bemerkbar, dass überlieferte Texte ältester Tradenten in einer syntaktisch und semantisch so ungewöhnlichen, um nicht zu sagen abstrusen Form des Arabischen überliefert sind, dass sie dann später nur weitertradiert werden in einer nach Wortwahl und Syntax völlig anderen, aber nun in einer den zuvor abstrus ausge-

drückten Sinn ganz neu, elegant und sprachlich korrekt wiedergebenden Form. Es leuchtet wohl jedem ein, dass die sprachlich ältest-überlieferte, abstruse Form des Textes daher rührt, dass dieser Text die vergewaltigte Form eines früheren Textes mit völlig anderer, oft entgegengesetzter Aussage ist. Und es dürfte auch klar sein, dass auf der Grundlage der Anwendung der strengsten und allgemeinsten Regeln der arabischen Syntax und Semasiologie auf den gegebenen, abstrus gedeuteten Text – und unter Verzicht auf Veränderung der Syntax und der normalen Semantik und also unter Verzicht auf eine elegante und korrekte Umformulierung des durch umdeutende Vergewaltigung verschrobenen Textes – letztendlich der ursprüngliche Sinn dieses ursprünglich einmal grammatisch einwandfrei und semantisch schlüssig gewesenen Textes wiedererkannt und wiederhergestellt werden kann. Und dies ist in Tausenden von Fällen gelungen, und auch und besonders den Text des Koran betreffend.

Tatsächlich ist auf diese Weise das der islamischen Orthodoxie gegensätzliche, tatsächliche Bild der Entstehung des Islam in der Zeit von ca. 500 bis 800 CE mit dem Zentrum der Auswanderung (Hidschra) des Propheten im Jahre 622 mit äußerst präzisen Nachrichten erhellt, die versteckt waren in umgedeuteten Texten. Und diese Texte sind deshalb so spät ediert worden, weil sie das schwerwiegend umgedeutete Religions- und Geschichtsbild der islamischen Orthodoxie darstellen, die mit diesem Umdeutungsprozess zwar sofort nach dem Tode des Propheten begonnen hatte, aber noch lange brauchte, bis sie dieses dogmatische Bild von der Entstehung des Islam so befestigt hatte, dass es einer Kritik standhielt – auch weil kaum noch jemand Mut zur Kritik aufbringen wollte oder konnte. Es war schon immer bekannt, dass es die vormaligen, quraischitischen Gegner des Propheten in Mekka waren, die nach dem Tode des Propheten wieder in ihre althergebrachte Vormachtstellung gelangten, nun nominell unter dem Islam.

Sicherlich ist die Wiederherstellung der einst umgedeuteten Texte nur möglich, wenn man die gesamte geistige Umwelt der fraglichen Zeit sowohl profan- als auch religionsgeschichtlich genauestens kennt, so dass man diese präzise bekannten Umstände in den abstrus scheinenden ambivalenten Texten wiedererkennen kann. Und es ist eine sehr umfangreiche Kenntnis des Arabischen nötig – die man gewöhnlich nicht an heimischen deutschen Universitäten erlangen kann, sondern nur durch jahrelangen Aufenthalt im Orient, unter ständigem Arabisch-Stress bis zum Alptraum auf Arabisch –, so dass man in einem ambivalenten Konsonantentext durch die Unterstellung möglichst vieler variiertes Möglichkeiten endlich den einstigen präzisen Sinn unter Anwendung korrekter Grammatik, Syntax and Semantik wiedererkennen

kann. Diese Umstände treffen nur für das Arabische mit seiner so ambivalenten Schrift zu, so dass sie für einen Europäer ohne Arabischkenntnisse kaum angemessen vorstellbar sind.

Unter diesen Aspekten geht dann die sich siegessicher gebende Herausforderung Klaus Weissgerbers, „dass jedem Gegner der illigschen Phantomzeit-Theorie die Frage gestellt werden muss, warum mehrere Jahrhunderte Geschichte nur mit so späten Schriftquellen belegt werden können!“ [a.a.O. 432 f.] völlig ins Leere.

Erstens ist die islamische Geschichte, wie gezeigt, keineswegs „nur mit so späten Schriftquellen belegt“. Im Gegenteil: Die verborgen unter Umdeutungen durch mehr als ein Jahrtausend zu uns transportierten, wiedererkennbaren Nachrichten sind weit besser geschützt transportiert und deshalb glaubwürdiger als früheste ungeschützte Aussagen, weil die am ehesten ausgemerzt oder umformuliert wurden.

Und zweitens geht diese Herausforderung ins Leere, weil sich die Frage, warum die arabischen Quellen über den Frühislam in der Regel nur in im 9. Jahrhundert CE und später redigierten Quellen vorliegen, ganz selbstverständlich und plausibel ohne jeden Bezug auf eine eventuelle Phantomzeit im frühmittelalterlichen Islam schlüssig beantwortet: Weil die islamische Orthodoxie nach dem Tode des Propheten die tatsächlichen Intentionen seines Wirkens als Prophet völlig umgedeutet und in wesentlichen Hinsichten ins Gegenteil verkehrt hat und dies entweder durch Vernichtung oder aber durch Umdeutung und Redaktion aller Überlieferungen verschleiert werden musste. Das ist mutatis mutandis offenbar schon mit den Religionen des Judentums und des Christentums der Fall gewesen, aber im Gegensatz zu den hebräischen und griechischen Urkunden dieser beiden Religionen macht allein das Arabische (nur in weit weit geringerem Maße auch das Hebräische) auf Grund seiner Schrift es möglich, die ursprünglichen Texte, soweit sie umgedeutet auf uns gekommen sind, wiederherzustellen. Mit einer Phantomzeit haben diese Umstände also im Prinzip überhaupt nichts zu tun.

Was Klaus Weissgerbers weitere Argumente zur Begründung einer islamischen Phantomzeit betrifft, so kann ich, sicher im Einklang mit allen Fachgenossen der Arabistik und Islamistik, seine Ausführungen über die Chronologie jener Zeit in Zentralarabien nur mit Kopfschütteln zur Kenntnis nehmen: Es bleibt eine reine Behauptung, wenn er annimmt, es habe eine Zeitrechnung nach dem „Jahr des Elefanten“ gegeben. Aus der reichen alt-arabischen Literatur – und sie ist umfassender, als sich das ein Nichtarabist realiter oder im Traume vorstellen kann – lässt sich ein Beleg dafür nicht

beibringen. Eher ließe sich aus Mangel an altlateinischen Quellen noch behaupten, dass es eine Zeitrechnung nach Hannibals Überquerung der Alpen mit Elefanten gegeben habe. Denn auf dieser Ebene der Kuriosität liegt der Bericht über den verrückten Einfall Abrahams mit Elefanten vom Jemen in die Wüsten Zentralarabiens. Dass der Prophet Muhammad zufällig ungefähr (plus minus 1 oder 2) im Jahr des Elefanten-Feldzugs geboren ist, hat infolge der Verrücktheit und Einzigartigkeit dieses Unternehmens natürlich dazu geführt, dass man an diesem Ereignis sein Geburtsdatum festmachen konnte. Aber mit einer angeblichen zentralarabischen Zeitrechnung hat diese Eselsbrücke ebenso wenig zu tun wie die angebliche Phantomzeit mit der Tatsache der späten Redaktion der arabischen Überlieferung über die Entstehung des Islam.

Der Schreiber dieser Zeilen versteht sich nicht als Gegner der These einer Phantomzeit, denn als Gegner müsste man engagiert sein, oder anders ausgedrückt: Ein prinzipielles Desinteresse begründet keine engagierte Gegnerschaft. Und das Desinteresse gründet sich auf die Vermutung, dass sich diese angebliche Phantomzeit doch wohl nicht begründen lässt, eine Vermutung, die durch die bisher vorgebrachten Argumente bislang nicht erschüttert ist. Geschichtliche Fakten erhalten überhaupt ihren Sinn erst und immer nur durch ihre irgendwie richtungweisende Bedeutung für das Schicksal der Menschheit insgesamt und für das einzelne Individuum. Bedeutung in diesem Sinne kann man wohl kaum in einer lediglichen Veränderung in den Zahlen der ohnehin abstrakten Zeitrechnung finden. Im Gegenteil, es ginge Bedeutung verloren, und die Konstatierung einer so grandiosen Fälschung hätte nur eine sehr negative Bedeutung. Angesichts der Fülle von noch aufzudeckenden wahren Bedeutungen des Lebens, verborgen unter Fehl- oder Umdeutungen, fällt dem Verfasser die Wahl zwischen solchen Bedeutungen oder einer Beschäftigung mit der Feststellung eines Nichts in der Chronologie als Objekt der Wissensbegierde nicht schwer.

Es sind übrigens solche Lebensbedeutungen in der Überlieferung z.B. von und über Karl den Großen oder von und über Tacitus, die dem Verfasser dafür sprechen, dass diese Überlieferungen zwar im Laufe der Zeit mehr unwissentlich als wissentlich verfärbt und verzerrt worden sind, dass sie aber im Grunde nicht erfunden sind, und zwar weil diese Quellen von Dingen berichten, die sehr bald nach ihrer Niederschrift in ihrer Bedeutung nicht mehr erkannt wurden. Wenn aus dem heutigen weiten Wissen jeder Art erkennbar wird, dass eben z.B. von Tacitus und Karl Dinge berichtet werden, die sehr bald nach ihrer Zeit nicht mehr verstanden wurden und bekannt wa-

ren, dann kann zumindest dieses wenige nicht von Späteren erfunden worden sein.

Jede These, auch eine letztendlich nicht verifizierbare und nicht verifizierte, hat ihre Berechtigung, allein schon weil sie von jemand vertreten wird, und oft ziehen gerade ihre Gegner einen großen Nutzen aus ihr. In diesem friedlichen Sinn im Umgang mit der Phantomzeittheorie – glücklicherweise enthalten die „*Zeitensprünge*“ noch sehr viel anderes, erfreulich gegen den Strich Gedachtes – möchte ich hier den unentwegt weiter chronologisch Forschenden den vielleicht nützlichen Hinweis geben, dass in einem jüngst erschienenen Buch einiges Interessante über eine wichtige Sonnenfinsternis mit Bezug auf das letzte Lebensjahr des Propheten Muhammad zu lesen ist, nämlich in: Mondher Sfar, *Le Coran est-il authentique?*, Les Editions Sfar, 1, rue Cassini, Paris XIV^e, 2000, im dortigen Annex „L’Eclipse du Soleil du 27 janvier 632: l’unique datation scientifique dans l’histoire du Coran et dans la vie de Muhammad“, p. 129-143. Vermutlich wird dieser Essay dazu beitragen, die m.E. weitgehendst unbegründeten und unbegründbaren Vorstellungen Klaus Weissgerbers über die Chronologie des alten Zentralarabien auf den richtigen Weg zu führen.

Dr. Günter Lüling, 91052 Erlangen, Liebigstr. 8

Antwort an Günter Lüling (Islamica II)

von Klaus Weissgerber

Mit großem Interesse habe ich den Leserbrief von Herrn Dr. Lüling, dessen Werke ich sehr schätze, zur Kenntnis genommen. In meinem Islam-Beitrag [ZS 3/2000, 419] hatte ich Thesen vertreten (zu denen ich nach wie vor stehe), die wissenschaftliches Neuland betreten und deshalb natürlich Diskussionscharakter tragen. Die Meinung eines Spezialisten und zugleich (zumindest religionsgeschichtlich) kritischen Islamisten ist mir deshalb nicht gleichgültig. Aus seinem von mir ausgiebig zitierten Werk habe ich viele Erkenntnisse gewonnen. „Vereinnahmen“ wollte ich Lüling keineswegs, ich achte seine eigene Meinung. Zitiert habe ich ihn unbestritten korrekt.

Nachdem ich Lülings Leserbrief mehrfach gelesen und ‚verinnerlicht‘ habe, bin ich zu dem Eindruck gekommen, dass es ihm weniger um meine Thesen, sondern vielmehr um die Phantomzeit-Theorie selbst ging, die er a priori als „unbeweisbar“ bezeichnet. Ich muss gestehen, dass ich genauso dachte, als ich 1991 von Illigs kühnen Thesen Kenntnis nahm. Mein Ziel bestand zunächst darin, Illig zu widerlegen. Aber gerade meine sehr konkreten Studien haben mich zu der Erkenntnis geführt, dass Illig, zumindest grundsätzlich, Recht hat. Überzeugt haben mich vor allem die auffallenden archäologischen Fundlücken und das Fehlen zeitgenössischer Schriftquellen in den fraglichen Jahrhunderten. Als promovierter Historiker habe ich die islamische Problematik mit wissenschaftlichen Methoden zu erfassen versucht (schon der Zusatz „Islamica I“ sollte zeigen, dass ich von einem abschließenden Urteil noch weit entfernt bin). In seinem Leserbrief ging Lüling leider auf mein Hauptargument, die auffallende archäologische Lücke in den ersten islamischen Jahrhunderten, mit keinem Wort ein.

Dass keine zeitgenössischen Schriftquellen erhalten geblieben sind, steht in jeder mir bekannten arabischen und persischen Literaturgeschichte. Ich bin in meinem Islam-Beitrag ausführlich hierauf eingegangen; Lüling hat dies auch nicht bestritten. Er legt stattdessen Wert auf die These, dass zwar die ursprünglichen Werke vernichtet oder verfälscht worden sind, aber durch richtige Interpretation ihr ursprünglicher Inhalt rekonstruiert werden kann. Als Nicht-Islamist kann ich seine Methodik, die sich bewusst nur auf religionsgeschichtliche Fragen beschränkt, nicht im einzelnen nachvollziehen. Grundsätzlich wende ich aber keine andere Methodik an. In allen meinen Beiträgen habe ich die späten Schriftquellen nicht nur unter dem Aspekt der Fälschung, sondern auch unter dem Aspekt geprüft, ob in ihnen nicht alte

Überlieferungen enthalten sind, die ich dann der „Vor-Phantomzeit“ zugeordnet habe. Insofern halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass schon im 6. und frühesten 7. Jh. frühislamische Werke entstanden sind, die später nicht nur religionsdogmatisch überarbeitet wurden. Eine meiner Grundthesen lautet, dass Muhammad ein Vierteljahrhundert früher gewirkt hat, als konventionell angenommen wird. Alle erhalten gebliebenen frühislamischen Quellen gehen davon aus, dass der Prophet im „Jahr des Elefanten“ geboren wurde (nicht vorher und nicht nachher). Hier nur zwei Zitate:

„Der Prophet wurde am Montag, dem 17. des Monats Rabi I, im Jahr des Elefanten geboren.“ [Ibn Ishaq 39].

„Zur Zeit des Chosrau Anoscharwan ward der Gesandte Gottes geboren und zwar in dem Jahre, da Abraha Akram Abu Jaksum mit den Abessiern gegen Mekka zog und den Elephanten mitbrachte, in der Absicht, Gottes heiliges Werk zu zerstören“. [at-Tabari 252]

In meinem Islam-Beitrag [441 ff.] habe ich auch außerislamische Quellen berücksichtigt und dargelegt, dass nur das Jahr 544 das „Jahr des Elefanten“ gewesen sein kann. Auch dies war nicht meine Erkenntnis. Viele Wissenschaftler haben schon vorher hierauf hingewiesen. Lüling ging in seinem Leserbrief leider mit keinem Wort auf diese m.E. sehr wesentliche Problematik ein. Stattdessen behauptete er, es gäbe keine einzige islamische Quelle, aus der hervorgehen würde, dass die Araber in Mekka bis zur Einführung der Hidschra-Zeitrechnung ab dem „Jahr des Elefanten“ gerechnet hätten. Er stützte sich hierbei auf ungenannte Islamwissenschaftler, die eine solche These „nur mit Kopfschütteln zur Kenntnis nehmen“ würden. Anscheinend hat Lüling verdrängt, dass die konventionellen Islamisten auf seine auch kühnen Thesen nicht nur mit „Kopfschütteln“, sondern mit Lehrverbot reagiert haben („Nicht sein kann, was nicht sein darf.“).

Natürlich habe ich meine „durch nichts bewiesene“ These nicht erfunden, sondern der einschlägigen islamischen Literatur entnommen. Meine Quellen hatte ich angegeben, doch Lüling hat sie übergangen. Ich stützte mich hauptsächlich auf Ali Dashti (1896-1981), einen studierten islamischen Theologen, der sich zeitlebens mit der Muhammad-Problematik beschäftigt hatte und deshalb der orthodoxen Geschichtsschreibung sehr kritisch entgegentrat, ohne von Illigs Thesen etwas zu ahnen. Ali Dashti [137; meine Hvhg.] schrieb als „Experte“ zur Einführung der Hidschra-Zeitrechnung:

„Der Hauptgrund für die gläubigen Muslime, Muhammads Auswanderung (hijra) zum Beginn ihrer Zeitrechnung zu bestimmen, war schlicht religiöser Enthusiasmus und Eifer. Die alten Araber hatten zuvor keine vernünftige Zeitrechnung besessen. Erst nach der Niederlage der abessi-

nischen Truppen, die Mekka im sogenannten ‚Jahr des Elefanten‘ bedroht hatten, *zählten manche Araber von diesem Zeitpunkt ausgehend*. Die christliche Zeitrechnung war nur unter den Christen geläufig."

Ali Dashti gab hierzu keine Quellen an; ich bin überzeugt, dass er diese hatte. Sein kritisches Werk wurde unterdrückt. ‚Ausgegraben‘ hatten es die gleichfalls kritischen Islamisten Bahram Choubine und Judith West, die auf Seite 361, Anm. 168 ihrer Edition schrieben:

„Ein abessinischer Herrscher war Mitte des sechsten Jahrhunderts mit Elefanten gegen Mekka gezogen, um die Kaaba zu zerstören, erlitt jedoch eine Niederlage. *Das war der Ausgangspunkt für die Zeitrechnung der vorislamischen Araber*. Der Koran spielt auf dieses Geschehen in der Sure 105 an."

Wegen der Quellenlage habe ich die beiden Herausgeber angeschrieben und hoffe, dass ich in *Islamica III* weitere gewichtige Quellenbelege anbringen kann. Ich stützte mich weiterhin auf den anerkannten Islamisten August Müller. Dieser schrieb eher beiläufig, ohne Quellenangabe, über die Einführung der Hidschra-Zeitrechnung:

„Letztere fand im J. 16 (637) statt; es heißt, daß Omar geschwankt habe, ob er die Jahre von der Geburt oder von der Berufung des Propheten zählen solle, auf Alis Rath aber habe er sich für die Flucht entschieden."

[Müller 1885, 277]

Ich kann hieraus nur schließen, dass vorher die Zeitrechnung ab Geburt des Propheten bzw. seit dem Jahr des Elefanten durchaus üblich war. (Allerdings halte ich das angegebene Jahr 607 für fiktiv.) Unbeirrt von Lüling gehe ich davon aus, dass der Prophet Muhammad im Jahr 544 geboren worden ist. Ibn Ishaq [113] schrieb:

„Der Prophet kam nach Medina am Montag, dem zwölften des Monats Rabi I, genau am Mittag. Er war damals dreiundfünfzig Jahre alt, und seit seiner Sendung waren damals dreizehn Jahre verstrichen."

Danach dürfte die Hidschra spätestens 597 erfolgt sein; spätestens deshalb, weil der Autor gewiss Mondjahre gemeint hatte. Ich würde mich sehr freuen, wenn Lüling auf diese konkrete Problematik mit seinem Sachwissen näher eingehen könnte,

Literatur

- Dashti, Ali (1997): *23 Jahre. Die Karriere des Propheten Muhammad*; Aschaffenburg
Ibn Ishaq (1999): *Das Leben des Propheten*; Kandern
Müller, August (1885): *Der Islam im Morgen- und Abendland*; Berlin
at-Tabari (1879): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden*; Leiden

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

Marianisches bei Papst Paschalis I. ?

Nachtrag zu ZS 1/2001, S. 132 - 161

Franz Siepe

Mein Beitrag in ZS 1/2001 hatte möglicherweise den Eindruck erweckt, als sei mit der dortigen chronologischen Relativierung marianischer Kunstwerke der dunklen Jahrhunderte zumindest annäherungsweise Vollständigkeit angestrebt worden. Das ist nicht der Fall, wenngleich feststeht: Sakralkunstgeschichtlich ist das Quantum marianischer Produktion in der Ära der Karolinger alles andere als imposant.

Im obengenannten Aufsatz hatte ich mich größtenteils am kunstgeschichtlichen Teil des „Karolingerzeit“ betitelten Artikels des *Marienlexikons* [III, 512 ff.] orientiert, welcher zwar das Emailkreuz des Papstes Paschalis I. anführt, aber keine sonstigen Artefakte aus dessen Zeit.

Inzwischen haben mich ein Rombesuch und die Lektüre von Illig [1996] davon überzeugt, dass es ein unstatthaftes marienkundliches Unterlassen war, nicht nur das Emailkreuz, sondern auch die Mosaiken aus der Pontifikatszeit Paschalis' I. zu übergehen. Das Versäumte möchte ich hier – umständehalber in sehr gedrängter Form – nachholen und zugleich darauf hinweisen, dass ich beabsichtige, Ausführlicheres zum Muttergottesthema im Mantis-Verlag folgen zu lassen.

Das goldene Emailkreuz aus dem Schatz der Cappella Sancta Sanctorum, heute in die siebenjährige Amtszeit Paschalis' I. (817-824) datiert, gilt als Beweis „für die Marienfrömmigkeit in der Phase unmittelbar nach der Regentschaft Papst Leos III. (795-816)“ [Kunst und Kultur der Karolingerzeit II, 651]. Vom Stil her ist diese Arbeit einerseits „einzigartig und unvergleichlich, im Osten wie im Westen“ [OE III, 82]; andererseits:

„Für die kleinen, unteretzten, gedrungenen Gestalten [...] finden sich die ganze *Spätantike* hindurch genügend Beispiele. Die Elfenbeinschnitzkunst ist davon nicht minder voll als die Sarkophagplastik“ [III, 82; *fettkursive* Hvhg. hier und im weiteren von F.S.].

Erstmals berichtete P. Lauer über das Kreuz, das auf seiner Rückseite in der Technik des Goldzellenschmelzes Szenen der Kindheit Jesu präsentiert, und hielt es für ein Werk aus dem späten 5. oder frühen 6. Jh. [Morey 595]. Die heutige Zuweisung an die Zeit Paschalis' I. geht nach meiner Recherche auf das Jahr 1937 zurück, als Morey die Randinschriften des Kreuzes:

„1.) OAT; 2.) PEQVAES; 3.) QVOD; 4.) OAD; 5.) MINA; 6.) EGINA MVN-DIH; 7.) HO; 8.) XILLVM CRVCIS; 9.) CHALIS; 10.) TIP; 11.) MEAR; 12.) EPISCOPT“,

mittels einiger notwendiger Konjekturen als einen Text rekonstruiert, der auf Deutsch lautet:

„Empfange, ich bitte dich, meine Herrin, Königin der Welt, dieses Zeichen des Kreuzes, das dir Bischof Paschalis darbietet“ [OE 82].

Morey hebt hervor, dass die Platten mit der Randinschrift zwar offenbar speziell für das Kreuz angefertigt wurden, aber nicht an ihrer ursprünglichen Stelle platziert sind. Jedoch diskutiert er nicht, ob diese Randinschrift möglicherweise eine spätere, hochmittelalterliche Zutat zu einem spätantiken Stück sein könnte. Meines Erachtens empfiehlt es sich aber, diesen Gedanken einmal genauer zu prüfen, zumal die Wendung „meine Herrin (*domina mea*)“ auf die Epoche zu verweisen scheint, als Troubadour- und Minnelyrik sich mit der Marienverehrung verschwisterte. Immerhin verzichtet das *Lexikon der christlichen Ikonographie* [II, 585] auf die Herstellung eines expliziten Zusammenhangs dieses Kreuzes mit Papst Paschalis I., denn es datiert das Werk unentschlossen auf das „8./9. Jh.“.

Eine Replik des „Paschalis“-Kreuzes“ wird derzeit von der Firma Albrecht GmbH, Kirchenbedarf seit 1931, als „das ideale Geschenk zur Erstkommunion“ angeboten. Erstaunlicherweise aber setzt die Firma Albrecht die kunstgeschichtliche Zuordnung „byzantinisch, 6. Jahrhundert“ [Albrecht GmbH] in ihrem Onlineprospekt hinzu, als wollten hier katholische Insider die Frühdatierung Lauers wieder ins Recht gesetzt wissen.

Sofern man mit Illig [1996, 320 f.] in Paschalis I. eine Projektion des Papstes Paschalis II. (1099-1188) zu vermuten geneigt ist, verdient die Argumentationslinie Aufmerksamkeit, mit der Morey hinsichtlich des Paschalis-Kreuzes diese Vermutung, antizipierend, nur recht zurückhaltend und halbherzig von sich weist: „Ein Bezug zu Paschalis II. kommt nur schwerlich in Betracht“ [1995, FN 9; Übersetzung F.S.], andere Zeugnisse der Marienverehrung des frühmittelalterlichen Papstes herbeizitierend; unter anderem den **Silberbehälter für das verlorene Gemmenkreuz**, ebenfalls aus dem Schatz von Sancta Sanctorum. Darin wurde ein Stoffkissen gefunden, das von einem gewissen Cecchelli vor das 8. Jh. datiert wurde [OE 85].

Besonders aber das **Apסיםosaik von S. Maria in Domnica** in Rom gilt üblicherweise als Beleg für die Marienfrömmigkeit des ersten Paschalis. Man sieht hier eine byzantinisierende thronende Muttergottes mit axial-frontal sitzendem Jesuskind auf dem Schoß (Nikopoia-Typus); zu ihrer Rechten, vor ihr kniend, unseren Paschalis mit blauem rechteckigem Nimbus (Quadratnimbus), der ihn, wie man sagt [LCI III, 325], als noch Lebenden ausweist.



Emailkruz aus Sancta Sanctorum, Ausschnitt [Haseloff 111; dort seitenverkehrt]

(Bereits von Illig [316 ff.] wurde diese Deutung der ikonographischen Funktion des Quadratnimbus in Zweifel gezogen. Zusätzliche Kraft bezieht der Zweifel aus der Tatsache, dass in der Paschalis I.-Kirche S. Prassede (Zenokapelle) die *verstorbene* Mutter des Heiligen Vaters Paschalis' I. [Ladner 134] ebenfalls musivisch quadratnimbiert dargestellt ist.) Wenn aber Paschalis wirklich zu Beginn des 9. Jhs. gelebt hat, dann ist angesichts der Widmungsinschrift des Apsismosaiks von S. Maria in Domnica Verwunderung darüber angezeigt, dass er hier – völlig anachronistisch – das Wort „*aula*“ zur Benennung des Gotteshauses verwendet [Ladner 138], das in konstantinischer Zeit in feierlichen Weiheinschriften gebraucht wurde, 500 Jahre später aber längst obsolet war [Krautheimer 130].

Drei Kirchen Roms sind es, die dem Stifter Paschalis I. zugeschrieben werden: **S. Prassede**, **S. Cecilia in Trastevere** und eben **S. Maria in Domnica** [Ladner 131]. Der Mosaikschmuck ist überall dort gestaltet nach

„Schemata, die aus frühchristlichen Modellen in Rom oder deren Ableitungen aus dem 6. Jahrhundert entnommen waren“ [Krautheimer 145].

Oder, wie Wisskirchen [1991, 108] in ihrer Untersuchung zur Zenokapelle in S. Prassede formuliert:

„Zur Verherrlichung der alten und neuen Größe Rom betont er [Paschalis I.; ...] **frühchristliche Dekorationsschemata**.“

Solche Befunde verpflichten dazu, skeptischen Auges auf die Mosaikproduktion zu blicken, die man kunstgeschichtlich mit dem Namen des Marienverehrsers Paschalis I. verbindet. Für eine Umdatierung in die Spätantike spricht manches. Und mancher Anachronismus würde sich dann im Licht der Phantomzeitthese erhellen. Hören wir nochmals Krautheimer [144]:

„Das Material, das die karolingischen Mosaikkünstler verwendeten [...], war auch von ihren Vorgängern **300 oder 400 Jahre zuvor** verwendet worden. Tatsächlich scheinen die Glaswürfel selbst aus beschädigten antiken Mosaiken genommen worden zu sein. Ebenso sind auch die ikonographischen Schemata der fernen christlichen Vergangenheit entnommen.“ [Hvhg. F.S.]

300 oder 400 Jahre später wiederum als die sonstige musivische Ausstattung der Zenokapelle in S. Prassede ist nach gängiger Auffassung das dortige **Altarbild** – ebenfalls eine Muttergottes des Nikoipoia-Typs – anzusiedeln, wenn man A. Venturi (datiert ins 12. Jh.) oder E. Lavagnino (datiert ins 13. Jh.) folgt [Oakeshott, 228, FN 18]. Oakeshott seinerseits [220] hält eine Datierung dieses Marienmosaiks auch ins 9. Jh. für akzeptabel. Folglich haben wir am Altar der Zenokapelle ein Marienbild zu bewundern, das in einen künstlerischen Kontext eingebettet ist, der auf die Spätantike verweist, das aber

durchaus ins Hochmittelalter passt, sofern man es nicht im 9. Jh. belassen möchte.

Doch wo ist der heilige Paschalis geblieben? Katholischerseits wird behauptet, seine Überreste lägen in S. Prassede [Lexikon der Päpste 267], wovon die profane Wissenschaft in persona Rotraut Wisskirchen [1992, 7] nichts wissen mag: „Sein Grab ist unbekannt.“

Paschalis I. – ein seltsamer Heiliger fürwahr. Dieser Bauherr hatte die Vision von einem imperialen Papsttum, die knappe 300 Jahre vor dem Investiturstreit jedoch „realpolitisch nicht durchzusetzen“ war [Wisskirchen 1991, 99]. H. Fuhrmann [passim] übergeht ihn in seiner Papstgeschichte ganz und tut so, als hätte es ihn überhaupt nicht gegeben. Und 1963 entschloss sich selbst die *Catholica*, ihn aus dem Martyrologium zu streichen [LCI XIII, 121], nachdem sie sein Fest am 14. Mai jedes Jahres zu feiern gepflegt hatte. Grund genug eigentlich für Antikonventionalisten, dieses marienfrommen Mannes neugierig fragend zu gedenken.

Literatur

- Albrecht GmbH, <http://www.christlicheartikel.de/shop/p137.html>
Fuhrmann, Horst (1984): *Von Petrus zu Johannes Paul II.*; München
Haseloff, Günther (1990): *Email im frühen Mittelalter*; Marburg
Illig, Heribert (1996): „Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik“; in: *ZS VIII (3)* 302-326
Krautheimer, Richard (1987): *Rom. Schicksal einer Stadt*; München
Kunst und Kultur der Karolingerzeit, Katalog der Ausstellung in Paderborn (1999); Mainz
Ladner, Gerhard B. (1941): *Die Papstbildnisse des Altertums und des Mittelalters*; Città del Vaticano
LCI = *Lexikon der christlichen Ikonographie* (1994, Hg. W. Braunfels); Rom et al.
Lexikon der Päpste und des Papsttums (2001); Freiburg et al.
Marienlexikon (1988-1994); hrsg. im Auftrag des Institutum Marianum; Erzabtei St. Ottilien
Morey, C. R. (1937): „The Inscriptions on the Enameled Cross of Pascal I“; in: *The Art Bulletin XIX*, 595-596
Oakeshott, Walter (1967): *Die Mosaiken von Rom vom dritten bis zum vierzehnten Jahrhundert*; Wien · München
OE = *Ornamenta Ecclesiae*, Katalog zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle (1985); Köln
Siepe, Franz (2001): „Muttergottes in dunkler Zeit“; in: *ZS XIII (1)* 132-161
Wisskirchen, Rotraut (1991): „Zur Zenokapelle in S. Prassede/Rom“; in: *Frühmittelalterliche Studien 25*, 96-108
- (1992): *Die Mosaiken der Kirche Santa Prassede in Rom*; Mainz am Rhein

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Straße 25

Ein Anti-Illig-Buch, das ganz ohne ihn auskommt

Willibald Katzinger

Max Kerner (2000), *Karl der Große. Entschleierung eines Mythos*; Böhlau Verlag, 334 Seiten + 24 Seiten Abb.

Die „Illig-Krise“ der Mittelalterhistoriker

Es dürfte sich bis in den letzten Winkel sämtlicher Institute für mittelalterliche Geschichte aller Universitäten im deutschen Sprachraum herumgesprochen haben, dass ein Privatgelehrter aus Gräfelfing bei München drauf und dran ist, als freier Schriftsteller den meist fest besoldeten ZunftkollegInnen ganz öffentlich rund ein Drittel ihres Stoffes wegzunehmen. Deshalb ist es nur zu verständlich, wenn sie sich dagegen wehren und zu diesem Zweck zu allen denkbaren Mitteln greifen, ob sie nun fair oder unfair, intelligent oder dumm, arrogant oder verzweifelt sind. Dass diese wiederum ganz selten auf wissenschaftlicher Basis stehen, sollte niemand wundern, denn um diese geht es im Grunde ja. Von der Warte eines Zunftangehörigen, dem während seines Studiums neben den historischen Fakten auch das Prinzip der wissenschaftlichen Redlichkeit eingetrichtert wurde, stehen nämlich längst nicht mehr Heribert Illigs Theorien im Vordergrund des Interesses, sondern die Art und Weise, wie sich die KollegInnen ihrer zu entledigen versuchen. Früher oder später wird so die Illig-Krise der Mittelalterhistoriker ein interessantes Forschungsfeld für die KollegInnen von der Soziologie abgeben, die in Kooperation mit den Psychoanalytikern ein Psychogramm dieser Bewegung zeichnen werden können.

Ein neuer „Anti-Illig“

Einen Baustein dazu wird das vorliegende Buch liefern, welches um vieles wissenschaftlicher und emotionsloser ist, als fast alles, was bisher gegen Illig geschrieben worden ist. Das macht den Autor und das Buch schon fast sympathisch. Daran, dass es sich um ein „Anti-Illig-Buch“ handelt, besteht dennoch kaum ein Zweifel, auch wenn dieser leibhaftige „Gott sei bei uns“ insgesamt nur drei Mal erwähnt wird – und das nur jeweils en passant in der Einführung [3, 7, 13]. Der Rest des Buches kommt ohne ihn aus.

Im Grunde genommen handelt es sich um den längst fälligen Versuch, die Gestalt Karls des Großen auf die zeitgenössische oder zumindest zeitnahe Überlieferung zu reduzieren und aller späteren Zusätze und Mythen zu entkleiden, deren Ursprung und Werdegang („jeder Epoche ihren Karl“) aufgezeigt wird. Freilich erinnert dieses redliche Bemühen an eine Flucht nach vorne: Wenn schon am Image der überragenden historischen Figur gekratzt werden muss, dann wenigstens von einem aus der Zukunft, der gleichzeitig dafür sorgt, dass ein erklecklicher Rest bleibt. Allerdings lässt sich dabei nicht vermeiden, dass der Autor gelegentlich in die Hände Illigs arbeitet, ja ihn dort und da in der kritischen Betrachtungsweise sogar überholt.

Der historische Karl und seine Quellen

Beim „historischen“ Karl jedoch [19-93] lässt sich der Autor auf keine Debatten ein und festigt das Karlsbild der Historiker, ohne auch nur einen Gedanken an Illigs Thesen zu verschwenden, geschweige denn, ihn selbst zu nennen. Selbstverständlich fehlt auch dessen neues Buch im Literaturverzeichnis. Doch wer sollte denn in der „damnatio memoriae“ geschulter sein als die Historiker selbst?

Ganz anders steht Max Kerner zu allen übrigen Autoren bis hin zu Einhard, dem Verfasser der „*Vita Karoli magni*“, dem nicht erst Illig seine Authentizität abgesprochen hat. Vielmehr hatte ihn kein geringerer als Leopold Ranke wegen der vielen Fehler schon in starkem Verdacht, doch blieb ihm nach damaligen Kenntnissen der Quellenkritik keine andere Wahl, als seine Aussagen anzuerkennen. Auch Max Kerner bleibt nichts anderes übrig, will er ‚seinen‘ Karl nicht ganz verlieren. Da opfert er nach einer textkritischen Analyse schon eher die Geschichte vom Hochverrat Herzog Tassilos III. und bezichtigt die *Reichsannalen* der Manipulation. Mit der Überlieferungsgeschichte der übrigen historiografischen Quellen gibt sich der Autor allerdings weniger ab. Von den 260 Urkunden hingegen, die auf Karl den Großen zurückgehen sollen, opfert er ohne weiteres 104 Stück, meist gefälscht im 12. und 13. Jh.

Die „Entschleierung“

Im zweiten Teil des Buches [93-230] widmet sich der Autor dem Nachleben Karls des Großen, seinen rezeptionellen Performances von Kaiser Otto III. bis zu Adolf Hitler, und wenn man so will, bis zum „ersten Kaiser, der Europa zu regieren wusste“, exakt so, wie ihn die Baumeister der EWG wie Adenauer, Schumann und De Gasperi brauchten und wie sie ihn von den Histori-

kern bei der Aachener Karlsaustellung 1965 auch geliefert bekamen. Schließlich mussten diese ja bei allem Eifer für die Objektivität ihrer Wissenschaft auch von etwas leben, ohne dabei jedoch reich zu werden, wie sie dies Heribert Illig gern, mal offen, mal unterschwellig, immer wieder vorwerfen!

So interessant zu lesen dieses Kapitel auch ist, von einer „Entschleierung des Mythos“ Karls des Großen kann indes nichts bemerkt werden. Vielmehr wird so manchem Wissenschaftler die Maske der Redlichkeit vom Gesicht gerissen, und dies ist immerhin ein vielleicht heilsames Kapitel der Wissenschaftsgeschichte, für welches dem Autor zu danken ist, wenn er das Genre auch nicht selbst erfunden hat.

Aachener Konfusionen

Der dritte und letzte Teil des Buches [233-281] führt uns nach Aachen (Der Aachener Karl), was verständlich ist, wenn man dem Lokalpatriotismus sein Recht lässt, denn Max Kerner lehrt an einer Aachener Hochschule Geschichte. Doch wird er auf vertrautem heimischen Boden plötzlich unvorsichtig und verliert offenbar nicht nur jede Kritikfähigkeit, sondern auch die notwendige Übersicht.

Der Trick mit der Marienkirche

Auf der anderen Seite arbeitet er mit einem scheinbar raffinierten Trick: Jene Pfalzkapelle, die einen zentralen Punkt in der Argumentationskette Heribert Illigs einnimmt, bezeichnet Max Kerner konsequent als „Marienkirche“ und glaubt damit offenbar, das ‚Gespenst‘ Illig bannen zu können. Zumindest enthebt ihn die geänderte Namensgebung scheinbar der Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit jenem. Besser kann man Vogel-Strauß-Politik gar nicht betreiben!

Wir können hier unmöglich auf alle Argumente Illigs eingehen, die in diesem Buch mit vornehmen Schweigen umgangen werden, doch weiß der zeitgenössische Biograf Karls des Großen (Einhard), welcher den Bau dieser Kirche in einem eigenen Kapitel beschrieben hat, anscheinend von einer Kuppel nichts zu berichten. Mit einer solchen wäre Illig ja zumindest teilweise zu widerlegen.

Wichtig für Kerner ist hingegen, dass die Marienkirche von Anfang an auch Stiftskirche für Kanoniker gewesen ist. Damit fällt sie als reine Pfalzkapelle aus! Der Herrscher aller Christen hat demnach auf eine eigene Kirche verzichtet, ja mehr noch, er hat die Marienkirche sogar noch als Pfarrkirche (!) zur Verfügung gestellt [247]. Damit hat Karl der Große offenbar den multi-

funktionellen Bau erfunden – vergleichbar den Stadt- und Kongresszentren unserer Tage, was bis jetzt in der Forschung allem Anschein nach übersehen worden ist! Mit einer für uns vorstellbaren frühmittelalterliche Herrschervorstellung hat dies allerdings nichts mehr gemein! Und für Karl zu retten ist die Kirche auch mit dieser unbewiesenen Behauptung nicht. Denn dies wäre ja wohl die Absicht des ganzen Tricks!

Das ‚Kombi-Begräbnis‘

Und so tappt der Autor in seinem Bemühen, für alles Seltsame rund um Karl eine Erklärung zu finden, gleich in die nächste Falle, jene mit der Grablege. Bleibt man dabei, dass Karl der Große in der Marienkirche seine letzte Ruhestätte gefunden hat, erhebt sich das Problem, dass diese trotz aller archäologischen Forschungen bis jetzt nicht gefunden wurde, obwohl sie seinerzeit mit dem Bild des Kaisers in einem goldenen Bogen und einer Inschrift deutlich gekennzeichnet war, wie Einhard berichtet. Wo wurde nicht überall gesucht: im Ostjoch, im westlichen Atrium, in der Vorhalle, im Oktogon usw. Und was wurde nicht alles gesucht: eine Sitzbestattung, ein Bogengrab, ein Zweikaisergrab, ein Erstgrab, ein Zweitgrab etc. etc. Da ist von einem oberirdischen Nischengrab mit dem Proserpinasarkophag, auf dem eine sitzende Kaiserstatue thronte, ebenso die Rede wie von einem Doppelgrab, in dem auch Otto III. bestattet worden sei. Eine Zeichnung des 11. Jhs. verweist uns auf ein Hochgrab vor dem Eingang der Minoritenkirche usw. usw.

Großzügig wie alle seine Vorgänger geht der Autor mit der mangelnden Karlstradition um. Der Hinweis auf den (archäologisch nicht nachweisbaren) Überfall der Normannen 882 genügt ihm völlig. Damals ist das Grab eben vermauert worden, so dass sich schon ein Jahr später niemand daran erinnern konnte! Aber die Kanoniker des Stiftes beteten fleißig weiter, wussten sie doch, dass da irgendwo ihr Gründer liegen musste! Unglaublich, was die Leute damals und die Historiker heute alles glaub(t)en! Aber die Sachlage ist ja auch schwierig genug!

Einhard hat berichtet, dass Karl richtiggehend begraben worden ist, und zwar in einem Erdgrab („tumulus“)! Es handelte sich demnach um eine ‚normale‘ Erdbestattung.

Nun gibt es aber noch den oben erwähnten Proserpinasarkophag, der zwar in der gesamten Überlieferung zum Begräbnis, der Wiederentdeckung des Grabes durch Otto III. und der Umbettung durch Friedrich Barbarossa, also bis in das 12. Jh., nirgendwo erwähnt wird. Aber er ist nun einmal da, und die Überlieferung will, dass Karl darin seine (vorläufig) letzte Ruhestätte gefunden hat.

Also kommt unser Autor [254] zu einer interessanten Mischkulanz, zu einem ‚Kombi-Begräbnis‘: Karl der Große sei am 28. Jänner 814, einem Samstag, im römischen Proserpinasarkophag beigesetzt und im Westbau der Kirche in einem Erdgrab bestattet worden, und zwar in einer Laube, wo sich das bei Einhard erwähnte Grabmal mit Bogen, Bild und Inschrift befunden hat. Ist doch fein, wenn man allen Recht geben kann, nicht wahr? Da werden die Gegner bis auf einen immer weniger, und wenigstens ein Problem scheint zumindest vorläufig gelöst zu sein.

Der Karlsthron

Gäbe es da nicht auch noch den berühmten Karlsthron, ein eher primitives Gebilde aus fünf weißgelben Marmorplatten in zweiter Verwendung mit einer Innenkonstruktion aus Holz, dessen Sitzfläche über sechs Stufen erreichbar ist, von denen vier durch Teilung einer Säulentrommel gewonnen worden sind. Dieser historisch-erhabene Stuhl soll bei, über oder vor dem Karlsgrab gestanden haben. Auf jeden Fall wurde auf diesem (?) Thron im Jahre 936 Otto I. zum König gekrönt, wobei die Chronisten des Ereignisses von der Nähe eines Karls entweder nichts wussten oder sie aus politischer Ranküne einfach verschwiegen.

Seltsam bleibt, dass innerhalb einer anscheinend prächtigen und kostbar ausgestatteten Kirche, für die Säulen sogar aus Ravenna und Rom importiert wurden, der „Erzstuhl des Reiches“ aus Recyclingmaterial gezimmert wurde. Kostbarer wird er erst, wenn stimmt, was der Bauhistoriker Sven Schütte vermutet, dass nämlich der Marmor aus Jerusalem und hier wieder angeblich vom Grab Christi stammt. Fehlt nicht viel, dass irgend jemand behauptet, dass die Bauteile von Harun-al Raschid persönlich mit den besten Empfehlungen nach Aachen geschickt worden sind! Das kann aber kaum vor 1010 gewesen sein, weil die Gotteshäuser der Stadt erst damals von Kalif Hakim Biamrillah zerstört worden sind.

Auf der anderen Seite lässt die völlige Unversehrtheit des Marmorbodens unter dem Thron darauf schließen, dass er von Anfang an dort gestanden ist. Und weil nach bisheriger Erkenntnis die Kirche – ob Pfalz oder nicht – von Karl dem Großen gebaut worden ist, ‚muss‘ der Thron bereits um 800 dort gestanden haben. In Österreich kennt man ähnliche Probleme mit dem Fürstenstein auf der Karnburg und dem Herzogstuhl am Zollfeld.

Ob nun vor, hinter, neben oder auf dem Grab Karls, auf der Empore oder wo immer, die Aachener „sedes“ existiert seit langer Zeit. Allein Karl selbst fehlt noch immer, was selbst die Ausführungen Max Kerners nahe legen, der mit der Geschichte von der ersten Wiederentdeckung des Grabes durch Kai-

ser Otto III. natürlich wieder bei einer zentralen Theorie Illigs landet, ohne sie oder ihn auch nur mit einem Wort, geschweige denn in einem Nebensatz zu erwähnen.

Der sitzende Kaiser

Im Jahre 1000 hat also Otto III. in Aachen nach dem Grab Karls suchen lassen und es – wie könnte es auch anders sein, wenn ein Kaiser nachforschen lässt – auch gefunden.

Dafür haben wir Zeit(?)zeugen: Thietmar von Merseburg und vor allem die Chronik von Novalesa, die einen Augenzeugenbericht des Pfalzgrafen Otto von Lomello wiedergibt. Thietmar behauptet, dass sich die unter einer Decke aus Kalkstein und Marmor verborgene Gruft unterhalb des Königstuhles befunden habe. Karl sei auf einem Hochsitz gesessen, angetan mit vermodernden Gewändern, der Leichnam jedoch unversehrt. Die zweite Chronik ergänzt, dass er eine goldene Krone trug und in der Hand ein Zepter hielt. Kaiser Otto III. hat ihn persönlich neu eingekleidet, die Fingernägel geschnitten und die bereits fehlende Nasenspitze aus Gold ergänzen lassen [97-111]. Dann wurde die Gruft wieder verschlossen und auf weitere 170 Jahre vergessen, bis sich Friedrich Barbarossa seiner erinnerte.

Dürfen wir bei diesem Zusammenhang annehmen, dass der Autor des vorliegenden Buches auf den Seiten 283 ff. schon vergessen hat, was er S. 97 ff. schrieb? Mit seinem selbst erfundenen ‚Kombi-Begräbnis‘ desavouiert er schließlich Otto III. mitsamt Thietmar von Merseburg und den Augenzeugen Otto von Lomello. In sitzender Haltung wird Karl kaum Platz im Proserpina-sarkophag gehabt haben! Und schließlich müssen die drei Dummköpfe schnöde Erde für Kalk und Marmor gehalten haben. Oder hält der Autor die Überlieferung aus der ersten Hälfte des 11. Jhs. für glatten Mumpitz? Oder hält er uns Leser am Schmä? Oder gar alle uns alle? Wir uns selber?

Doch die Geschichte und das Buch sind noch nicht zu Ende, obwohl uns die Chronologie zwingt, in der Mitte desselben mit der Kanonisation Karls durch Kaiser Friedrich Barbarossa fortzufahren. Und sie ist wahrlich skurril.

Fälschung als Basis der Kanonisation

Der Kaiser ging nämlich aus politischem Kalkül ganz und gar so vor, als wollte er präzeptorisch Illigs „fiktivem Karl“ in die Hand arbeiten. Max Kerner unterstützt ihn dabei. Die Heiligspredung erfolgte nämlich auf der Basis einer für das Aachener Marienstift gefälschten Urkunde Karls des Großen, die – irgendwann vorher fabriziert – in die Urkunde Barbarossas vom 8.

Jänner 1166 Wort für Wort aufgenommen worden ist. Wenn ihr Inhalt damals schon bekannt gewesen ist, muss sich halb Aachen (zumindest heimlich) ins Fäustchen gelacht haben. Die Ehrlichen unter ihnen tun's vielleicht heute noch.

Eigentlich schade, dass uns der Autor über die Translatio selbst nichts berichtet. Auch wenn die Vorgänge bekannt sind, wären sie zur Abrundung des Bildes wichtig gewesen, z.B. die Frage, ob Karl der Große noch immer in seiner Gruft unterhalb des Königsstuhles saß? Ob er noch immer einen heiligen Wohlgeruch verströmte? Ob das Gewand Ottos III. noch vorhanden war, und die goldene Nasenspitze?

Und was in aller Welt wird sich Barbarossa wohl dabei gedacht haben, als er die Gebeine Karls nach ihrer Erhebung in eine hölzerne Lade betten ließ, „wohl aus dem Proserpina-Sarkophag“, wie der Autor [254] vermutet? Dieser stillose Holzсарг – so lässt ihn zumindest die Formulierung erscheinen – wurde ja erst 1215 durch den Karlsschrein ersetzt. Der Marmorsarkophag kam wahrscheinlich schon 1166 ins Museum!

Die Gebeine Karls indes liegen heute noch im besagten Schrein – zumindest 94 davon und zum Teil nur bruchstückhaft. Die anderen seien, so heißt es, nach und nach als Reliquien entnommen worden. Wozu brauchte Karl schließlich auch einen Kopf im Grab!

Glaube und Wissen

Anhand der Reste ließ sich feststellen, dass Karl 1,82 Meter groß war und deshalb bei der Durchschnittsgröße der damaligen Zeit seinen (wörtlich verstandenen) Beinamen auch verdiente! Deshalb und weil sämtliche Knochen von einem einzigen Individuum stammen – so der Archäologe Wilfried Koch und der Biologe Joachim Schleifring – ergäbe sich „kein Hinweis für die Vermutung, dass dies *nicht* die Gebeine Karls des Großen“ seien!“ [254; Hvhg. w.k.]. Freilich gibt es auch keinen einzigen positiven Beweis dafür!

Es ist immer wieder schlimm, wenn auf dem Feld historischen Wissenschaft der Glaube, gegen den an sich nichts einzuwenden ist, an die Stelle der Wissenschaft tritt. Die Tatsachen, dass man bereits um 1000 keine Ahnung mehr von der Lage der Grabstätte Karls hatte, ja dass man sie nicht einmal heute kennt, und dass niemand weiß, wo sie sich befunden haben kann, sollen keinen Anlass zu Vermutungen geben? Der Umstand, dass niemand konkret darüber Auskunft geben kann, wie er bestattet wurde, sitzend oder liegend, in der Erde oder in einem Hochgrab, habe gar nichts zu bedeuten? Das offensichtliche Fehlen jeglicher lokaler Karlstradition bis mindestens zu Kaiser Otto III. sei völlig belanglos? Das Eingeständnis, dass die (Wieder)belebung

dieser Tradition unter Friedrich Barbarossa auf einer Fälschung beruht, soll uns nicht stutzig machen? Beim nicht existenten Barte des Kaisers, das darf fern jeder „Verschwörungstheorie“ doch nicht wahr sein!

Wie groß unter diesen Umständen die Wahrscheinlichkeit ist, dass es sich bei diesen Knochen um jene Karls des Großen handelt – falls er denn tatsächlich gelebt haben soll –, müsste ein Statistiker erheben. Sie liegt ganz sicher erhebliche Dezimalstellen rechts von Komma, auf alle Fälle aber näher bei 0 (Illig) als bei 100 (Koch-Schleifring und Kerner).

Fehlt uns noch eines: Wohin in aller Welt sind denn die sterblichen Überreste Kaiser Ottos III. gekommen, der sich doch (im Falle des Zweikaisergrabes), neben oder zumindest in der Nähe des großen Karl beisetzen ließ?

Resümee

Dennoch und abschließend für den Rezensenten: Es handelt sich um ein gut lesbares, fleißig recherchiertes, sehr engagiertes, methodisch weitgehend stringentes, durchaus auch fehlerhaftes Buch (das macht's sympathisch), welches etwas ganz anders hält, als es im Titel verspricht.

Dr. Willibald Katzinger willibald.katzinger@mag.linz.at

Kaiser Karl im Ruhestand

Zum Stand der Mittelalterdebatte

Heribert Illig

Alles hat ein Ende, zumal es so ja nicht weitergehen konnte. Nach der einjährigen Feier zum 1200. Jahrestag der Kaiserkrönung von 800 hat nur noch Aachen des Todestages von Karl am 28.1. mit einer kleinen Ausstellung gedacht. Nun aber herrscht ‚Karlsruhe‘. Der Kaiser sitzt wieder im Untersberg und wartet auf Zeichen äußerster Not im Lande oder auf seinen 1200. Todestag im Jahre 2014. Diesem Zustand entsprechend geht es auch sonst nicht voran.

So will die Monographie zum so dringlich erhofften Karlsthron samt dendrochronologischer Datierung weiterhin nicht bis zur Öffentlichkeit vordringen, obwohl mich Dr. Sven *Schütte* schon im April des letzten Jahres öffentlich gerügt hat, dass ich seine doch bald veröffentlicht werdenden Forschungsergebnisse ignorieren würde. Sie müssen also weiter ignoriert werden [vgl. ZS 3/2000, 477 ff.]. Oder wäre die Beschriftung zum Thron innerhalb der Ausstellung „Kronungen“ denn doch als Dendro-Datum zu interpretieren?

„Das Fälldatum der Holzstücke liegt nicht um 935, sondern zwischen 760 und 824, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit bei 798.“

Die Zeitschriften „*Acta astronomiae*“ und „*Sterne und Weltraum*“ haben keine Berichtigungen ihre fehlerhaften Attacken gebracht; allerdings hat die letztere weitere Leserbriefe zu dem Thema abgedruckt und die Initialen von U.B. als Dr. Ulrich Bastian, Astronomisches Rechen-Institut Heidelberg, aufgelöst. So hat der bornierteste Kritiker in der gesamten Diskussion („Wir kennen das Buch von Herrn Illig nicht, würden uns aber nicht wundern, wenn ...“ [ZS 3/00, 482 ff.]) nun doch einen Namen. „*Der Skeptiker*“ teilte mir mit, dass er unter Umständen eine Entgegnung auf Prof. Dieter Herrmanns Artikel drucken würde. Nach ihrer Abfassung erhielt ich den vorläufigen Bescheid, dass wohl erst bis zum 15.2. eine klare Aussage gemacht werden könne. Möglicherweise war dabei ein anderes Jahr als 2001 gemeint. So bleibt bislang festzuhalten, dass „*Der Skeptiker*“ zeitgleich mit der von ihm am meisten bekämpften Zeitschrift, der durchaus parawissenschaftlichen „*raum & zeit*“, seinen Angriff – die Phantomzeitthese als Parawissenschaft – in einer Parallelaktion gestartet hat. Ist nicht der Feind meines Feindes mein Freund?

Ignorieren muss ich auch die Karlsbiographie von Prof. Max *Kerner*. Sein öffentliches Versprechen, dass „der Mann aus München baldmöglichst

ein Exemplar des Kerner-Werks erhält – mit Widmung“ [vgl. ZS 4/00, 635; ZS 1/01, 114] überfordert ganz offensichtlich den guten Willen des Mannes aus Aachen. Zum Glück für alle ist mit Dr. Willibald Katzinger ein Kollege von Kerner eingesprungen, um das Opus zu würdigen (s. S. 258).

Der Frankfurter Schleiertanz

Eine Rezension zu Kerners „*Karl der Große: Entschleierung eines Mythos*“ hat auch Prof. Johannes Fried [2001] in der F.A.Z. veröffentlicht. Dem Buch selbst konnte Fried nicht allzu viel Neues abgewinnen: „Entschleierungen Karls sind dabei nicht zu verzeichnen.“ Aber der Ordinarius aus Frankfurt ritt mit Eloquenz sein Steckenpferd der letzten Jahre: das Fragen nach der Wahrheit und nach der Relativität der Wahrheit. Wir haben ihn auf verschiedenen Stationen begleitet: Bei der Suche nach Objektivität und der Wertung wissenschaftlicher Phantasie [1995; vgl. ZS 3/96, 327-332; 2/97, 278 f.], bei der schrecklichen Einsicht, dass die Arbeit an den Urkunden ganz von vorne begonnen werden müsse [1996; vgl. ZS 2/97, 279-282] und bei der ihn erschütternden Erkenntnis, dass kein Verlass ist auf das menschliche Gedächtnis und damit auch nicht auf die alten Chronisten [2000; vgl. ZS 4/00; 626-632]. Bei Kerners Buch tritt ihm sein ganzer Jammer vor Augen:

„Das Unterfangen gerät zu einer desillusionierenden Studie über Subjektivität, Instabilität und Relativität der Forschungsperspektiven, über die strukturell bedingte Unfähigkeit der Geschichtswissenschaft zu abschließender Erkenntnis, über ihre kontinuierlichen Unschärfen, ja ihre aller aufklärerischen Intention spottenden mythogenen Potenz, die bis zur Scharlatanerie fiktiver Karle gesteigert werden kann.“

Wir nehmen mit Freude und Erstaunen zur Kenntnis, dass mittlerweile entweder die Phantomzeitthese von der Geschichtswissenschaft inkorporiert worden ist oder dass Fried die Scharlatanerie fiktiver Karle als Resultat seiner Wissenschaft versteht. Zu banal wäre dagegen das Urteil, Fried werde vom Schwung seiner eigenen Worte immer wieder einmal so mitgerissen, dass ihm die logischen Zusammenhänge entgleiten [vgl. ZS 2/97, 278].

Da Fried sich als Erbe von Thukydides und Ranke sieht, geht es ihm besonders nahe, dass er nur immer neue Karlsbilder betrachten kann, „doch keine Wirklichkeit“.

„Es ist die Grundthese des Buches, daß der historische Karl in immer wechselnden Bildern erscheint, gleichsam auf unzähligen Ansichtskarten divergierender Vergangenheiten, nie allgemein verbindlich, nie unumstritten, nie so, wie er war, sondern stets neu geformt, verfremdet, eben verschleiert, zu sehen. Ja, schlimmer noch: So werde es auch in Zukunft

bleiben. [...] Entschleiern lasse sich allein der Mythos, der Mythos nämlich von der möglichen Entschleierung der Vergangenheit. Geschichte erscheint im Ergebnis geradezu als deren fortgesetzte, durch mancherlei Umstände bewirkte Verschleierung. [...] Vermutlich vermöchte nicht einmal ein und derselbe Historiker zweimal nacheinander und ohne Selbstzitat oder Kopie ein identisches Karlsbild zu entwerfen.“

Erschüttert stehen wir vor der Tatsache, dass offenbar die Relativierung allen Seins, wie im 20. Jh. in Philosophie, Psychologie und Physik vorgenommen, spurlos an der Geschichtswissenschaft, zumindest an der Mediävistik vorbeigegangen zu sein scheint. Was der Volksmund kurz nach dem Ersten Weltkrieg von Einstein gelernt hat – „alles ist relativ“ – das bemerkt nun im 21. Jh. auch die Mediävistik. Fried als ihr Sprecher, zumindest fühlt er sich noch so, erinnert sich sogar des alten Heraklits und seiner Metapher:

„In dieselben Flüsse steigen wir hinab und nicht hinab, wir sind es und sind es nicht, denn in denselben Strom vermag man nicht zweimal zu steigen.“

Sie jetzt als Parabel für den Geschichtswissenschaftler zu bringen, wirkt ein wenig nachklappend. Dabei haben die alten Griechen auch den nächsten Schritt noch getan:

„Noch weiter ging der Herakliteer Kratylos, indem er erklärte, in denselben Fluß zu steigen vermöge man nicht einmal *einmal*“ [Friedell 1963, 150].

Eine Art Unschärferelation war also schon damals begriffen worden: Der Betrachter verändert sich genauso wie der Fluss während des Geschehens, und der Bericht darüber tritt in Rückkopplung zum Geschehen. Die Menschen staunten, „daß das Werden so flüchtig und unfaßbar sei, daß die Fixierung durch das Wort es bereits fälsche“ [ebd.]. Das war der Stand von 1937. Zehn Jahre früher hatte Friedell das Fundament seiner Geschichtsphilosophie beschrieben:

„Viele Geschichtsforscher haben daher ihre Ansprüche noch mehr herabgesetzt und vom Historiker bloß verlangt, daß er den jeweiligen Stand unserer Geschichtskennntnisse völlig objektiv widerspiegeln, indem er sich zwar der allgemeinen historischen Wertmaßstäbe notgedrungen bedienen, aber aller persönlichen Urteile enthalten solle. Aber selbst diese niedrige Forderung ist unerfüllbar. Denn es stellt sich leider heraus, daß der Mensch ein unheilbar urteilendes Wesen ist. Er ist nicht bloß genötigt, sich gewisser ‚allgemeiner‘ Maßstäbe zu bedienen, die gleich schlechten Zollstöcken sich bei jeder Veränderung der öffentlichen Temperatur vergrößern oder verkleinern, sondern er fühlt außerdem den Drang in sich, alle Tatsachen, die in seinen Gesichtskreis treten, zu interpretieren, zu beschönigen, zu verleumden, kurz, durch sein ganz indivi-

duelles Urteil zu fälschen und umzulügen, wobei er sich allerdings in der exkulpierenden Lage des unwiderstehlichen Zwanges befindet. Nur durch solche ganz persönliche einseitige gefärbte Urteile nämlich ist er imstande, sich in der moralischen Welt, und das ist die Welt der Geschichte, zurechtzufinden. Nur sein ganz subjektiver ‚Standpunkt‘ ermöglicht es ihm, in der Gegenwart festzustehen und von da aus einen sichtenden und gliedernden Blick über die Unendlichkeit der Vergangenheit und der Zukunft zu gewinnen. Tatsächlich gibt es auch bis zum heutigen Tage kein einziges Geschichtswerk, das in dem geforderten Sinne objektiv wäre. Sollte aber einmal ein Sterblicher die Kraft finden, etwas so Unparteiisches zu schreiben, so würde die Konstatierung dieser Tatsache immer noch große Schwierigkeiten machen: denn dazu gehörte ein zweiter Sterblicher, der die Kraft fände, etwas so Langweiliges zu lesen“ [Friedell 1960, 12].

Friedell versuchte deshalb ‚lediglich‘, „die *heutige Legende von der Neuzeit*“ zu erzählen [ebd. 17] und machte aus der Not seine Tugend.

„In vielen gelehrten Werken findet sich im Vorwort die Bemerkung: ‚Möglichste Vollständigkeit war natürlich überall angestrebt, ob mir dies restlos gelungen, mögen die verehrten Fachkollegen entscheiden.‘ Mein Standpunkt ist nun genau der umgekehrte. Denn ganz abgesehen davon, daß ich die verehrten Fachkollegen natürlich gar nichts entscheiden lasse, möchte ich im Gegenteil sagen: möglichste Unvollständigkeit war überall angestrebt. Man wird vielleicht finden, dies hätte ich gar nicht erst anzustreben brauchen, es wäre mir auch ohne jedes Streben mühelos gelungen. Dennoch verleiht ein solcher bewußter Wille zum Fragment und Ausschnitt, Akt und Torso, Stückwerk und Bruchwerk jeder Darstellung einen ganz besonderen stilistischen Charakter. Wir können die Welt immer nur unvollständig sehen; sie *mit Willen* unvollständig zu sehen, macht den *künstlerischen* Aspekt“ [ebd. 17 f.; Kursivvhg. E.F.].

Es rächt sich, dass kein Professor der Geschichte jemals Friedells *Kulturgeschichte* rezensiert, wohl auch nicht gründlich gelesen hat. Nun läuft eine um 70 Jahre versetzte Rezeption, selbstverständlich zu Lasten Friedells und zu Gunsten Frieds, aber wenigstens auch zu Gunsten von Historie und Mediävistik. So stellt Fried klar:

„Kerner reitet mit seiner Analyse keine Attacke gegen die Geschichtswissenschaft. Im Gegenteil, er will derselben neuen Halt geben und sie auf jene Bereiche verweisen, wo sie tatsächlich gesicherte Daten liefern kann.“

Das Ergebnis kann nur beklagt oder im friedellschen Sinne belächelt werden:

„Mehr oder weniger zuverlässig herauspräparieren lassen sich beispielsweise historische Daten: wann Karl geboren wurde, wie er den Bayernherzog Tassilo ausschaltete, wer gegen Papst Leo III. revoltierte, ob und wie der vom Lied verherrlichte Roland starb.

Verfolgen lassen sich Etappen der Karlsverehrung und seines Heiligenkultes: Graböffnung, Elevation und Heiligsprechung, Reliquiarstiftungen, Liturgie und Memoria, Kirchenfeste, auch säkulare Feiern wie Napoleons ‚Pour le Pape, je suis Charlemagne‘.“

Wenn Katzinger hier im Heft mit wenigen Strichen zeigt, wie schlecht Graböffnung und Elevation „herauspräpariert“ worden sind, dann ist klargestellt, dass wir zu den drängenden Karlsfragen noch deutlich weniger wissen, als Kerner und Fried glauben machen. Fried bemüht nun die ganze Bandbreite moderner Forschungszugewinne – Quellenheuristik, Quellenkritik, Präzisierung von Fragestellungen, Ausweitung des Erkenntnishorizonts, Wissenschaftssoziologie, Intertextualität und Gedächtniskritik – um gleichwohl ein bitteres Resümee zu ziehen:

„Dies alles aber entschleierte nicht den wirklichen Karl, hüllt ihn statt dessen in immer neue Schleier, verschafft ihm, wenn man mit Kerner will, Zukunft auch in der Geschichtswissenschaft.

Wenn auf diesen Wegen zahlreiche einstmals für gesichert geltende Ergebnisse falsifiziert wurden, dann hat das Verworfenen mit Fiktionen nichts oder nicht immer etwas zu tun. Hier spiegelt sich vielmehr nicht zuletzt jene verschleiende Unschärfe, die durch Perspektivität und Situativität, durch das Fortteilen des menschlichen Lebens, der Gesellschaft und ihrer Kultur bei der Betrachtung des Abwesenden bedingt ist. Auch der Historiker kann schwerlich seinen ‚raumzeitlichen‘ Standort und seinen Forschungsgegenstand zugleich betrachten. [...] So muß sich auch der Historiker entscheiden, was er ins Auge fassen will. Aber er sollte es tun im Wissen um jene Unschärferelation, der er zu keiner Zeit entkommt.“

So wäre denn Fried glücklich da angelangt, wo Friedell 1927 den Stab hätte übergeben können, aber kein Zunfthistoriker bereitstand.

Diese Verzögerung kann man beklagen, doch geht es hier um mehr. Fried bemüht sich mit großem Aufwand in immer neuen Ansätzen darum, die erkenntnistheoretischen Fortschritte des letzten Jahrhunderts auf die Mediävistik und insbesondere aufs frühe Mittelalter anzuwenden. Dürfen wir Fried und den Seinen eigentlich unterstellen und vorwerfen, dass sie all das erst jetzt ganz langsam begreifen würden? Doch wohl nicht, da auch ein Mediävist die Antike nicht grundsätzlich ignoriert. Doch was dann?

Nun hat ja jeder Biograph die von Fried geschilderten Probleme, gleich ob es um Hitler, Napoleon oder den Sachsenschlächter geht, sonst würden sich Biographien nicht so oft diametral unterscheiden. Für dieses Resultat bräuchte es den betriebenen Aufwand nicht. Wenn aber z.B. einem von den genannten Herrn die Realität abgesprochen wird, wenn es also wirklich um die Frage geht, ob „das Verworfenen mit Fiktionen“ zu tun hat, dann wird eine Schwelle überschritten: Nun geht es um mehr als die Unschärferelation zwischen Betrachter und Betrachtetem, es geht um Existenz und Nichtexistenz. Von Hitler mag dereinst einmal behauptet werden, er habe nie gelebt, ohne dass die These Bestand haben könnte. Von Napoleon ist es bereits behauptet worden, doch allzu hart ist seine einstige Realität. Aber die Frage nach den „fiktiven“ oder echten Karlen ist für die zuständigen Lehrstühle trotz vieler Annäherungen eine bislang ungeknackte Nuss. Von Fried haben wir nun gerade erfahren, dass kritische Rationalität den großen Karl in immer neue Schleier einhüllt und ihm „Zukunft auch in der Geschichtswissenschaft“ verschafft. Hätte er sie sonst nicht mehr? Stattet Fried emsig den Mythos mit dem nächsten Schleier aus, indem er sich scheinbar um die Entschleierung bemüht, während die Realität immer weiter zurückgedrängt wird? Das scheint das Fazit all dieser Schleiertänze zu sein: ein friedlicher Rückzug.

Literatur und Nachträge zur Mittelalterdebatte

Friedell Egon (1960): *Kulturgeschichte der Neuzeit*. 3 Bände; München (¹1927, ¹1928, ¹1931)

- (1963): *Kulturgeschichte Griechenlands*; München (entst. 1936/37, ¹1940 posthum in Oslo auf Norwegisch, 1949 in London erstmals auf Deutsch)

♦ 26.3. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* – Johannes Fried: Das verschleierte Bild zu Aachen. Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck werden die Biographen Karls des Großen niemals offenbaren können: Max Kerner sichtet des Kaisers alte Kleider ♦ 31.3. *F.A.Z.* – Walter Klier: Na, Grendel, wie schmeckt dir das? Siegreicher Gaute: Beowulfs Kampf gegen das Monster vom See (Rezension mit Querverweis) ♦ Mai, *Sterne und Weltraum* – 1 Seite Leserbriefe zum erfundenen Mittelalter ♦ Mai – K.-D. Ewert (*Buch*): Kollision mit dem Teufel; Lauthen ♦ Mai, *SIS Review. Chronology & Catastrophism* – Trevor Palmer: An Investigation into the Reality of the Early Medieval Dark Age, S. 14-19 / Mai, a.a.O. – Steve Mitchell: The Dark Ages hiatus: a response to Clark Whelton, S. 20 f. ♦ Mai, *Anzeiger für die Altertumswissenschaft*, Band LIII, 3./4. Heft 2000 (226-241) – Kurt Smolak: Alfred Tamerl: Hrotswith von Gandersheim (Kritik der mediolatinistischen Partien) ♦ Mai, *Neues Shake-Speare Journal* – Walter Klier: Überlieferungskritik und Erkenntniskritik ♦

Replik auf Carottas Antwort von Angelika Müller

Selten gelingt es, sich unmissverständlich auszudrücken, deshalb nochmals zu Julius Caesar [ZS 1/2001, 40-49]:

Das Wort *Profanierung* hat Carotta schwer beschäftigt, viel mehr als mich und ich möchte seinen starken philosophischen Ausführungen keineswegs im Wege stehen.

Der von Carotta betonte Unterschied der Aussagen: Jesus ist Divus Julius bzw. dieser ist zu Jesus mutiert (im Buch gemeinte These) und: Jesus war Caesar ('profaniertes' Verständnis) läuft in der Essenz hinaus auf die Aussagen, dass a) Caesar niemals Jesus gewesen sein kann, da dieser auch nach Carotta erst später 'kam', und b) Jesus keine eigene personale Existenz hat. (Nebenbei bemerkt, passt es dann schlecht, den Koran als Argumentationshilfe heranzuziehen, denn der geht von einer personalen Existenz des Propheten Jesus aus). Carottas These also: Jesus ist der *vergöttlichte* Caesar. Die Profanierung, von der ich sprach, hat mit all dem nichts zu tun; sie fängt früher an.

Ich möchte die Fragen nach den Vorlagen, die Caesar zu Lebzeiten (falls es die gab) auf sich selbst und posthum die anderen auf ihn anwendeten, nicht wiederholen. Sondern ergänzen: Carotta weiß, dass Christus Helios vor Caesar war; dennoch mutierte Christus Jesus aus Caesar. Hat der eine Christus (griech.) = Messias (hebr.) mit dem anderen nichts zu tun? Wenn die Evangelien eine Niederschrift römischer Theaterstücke sind, wie mir Christoph Marx unter Bezugnahme auf Livio Stecchini aus der amerikanischen Velikovsky-Szene schon vor ca. 13 Jahren mitteilte, dann wäre nun zu prüfen, ob auch diese Theaterstücke ausschließlich auf Caesars Vita zurückgehen, oder ob sie ältere Messias-Spiele (Attis, Adonis usw.) sind. Falls sich das noch feststellen lässt. Wobei dies wieder eine von mir gemeinte Profanierung wäre: wenn die Römer aus der Messias-Verehrung, d.h. aus dem archaischen Weltbild der Höhenkulte, Theater- bzw. Passionsspiele inklusive Volksbelustigung machen.

Carotta insistiert sehr darauf, dass „Götter mutieren“ können. Woher stammt der „Gott“, von dem Carotta so viel redet? Jesus sah sich selbst nicht als Gott; erst das Johannesevangelium legt ihm solches in den Mund. Caesar war keiner, sondern eine zwielichtige Gestalt: als imperialstaatlicher Stammesfürst/Messias – was über die Profanierung hinaus eine Perversion ist –, wurde er zum vorbildlichen Ahn des alten Höhenkultes gemacht. Der aber ist kein ‚Gott‘, auch wenn er in der Literatur oft „vergöttlichter Ahn“ genannt

wird. Blicke als „Gott“ nur noch der Platz als Sohn der Isis-Venus, als Horusknaiblein auf dem Arm; Caesar also das göttliche Kind? Oder schafft es das Profanierungstalent der Römer, aus einem verehrten vorbildlichen imperialen Ahn durch ein gerüttelt Maß an Idolatrie und Venuskult eine ganz neue Gottschöpfung zu kreieren?

Festhalten lässt sich m.E., dass die ‚Götter‘ eben doch aus den Planeten- bzw. Himmelskörperkulten stammen; im Höhenkult war vermutlich nur der Urahn eine ehemalige Planetengottheit.

All diese religiösen Bilder sind älter als Caesar. Man greift in Rom zurück auf alles, was man kriegen kann. ‚Heilig‘ ist nichts, es sei denn, es nützt. Daher die große ‚Gottesfurcht‘ als Grundlage des römischen Staates; der Aberglaube und magie-technische Praktiken der machthungrigen Priesterschaft und Senatoren haben geblüht. Der Staat war nicht ‚religiös‘, sondern regierte mit Hilfe von Religion. Der Stammesfürst der Höhenkulte war kein Atheist; er sah sich als lebender Ahn in voller Verantwortung in die Reihe jener gestellt, die vor ihm ins Jenseits gegangen waren. Der Anbetor der Venus kann durchaus, bei aller Idolatrie, Atheist sein.

Zum Verständnis des Messias=Höhenkultes lese man Lüling. Carottas Aussage, der Messias-Gedanke sei für die Römer erst mit Herodes aufgetaucht, halte ich einstweilen für falsch. Die Grab-Uterus-Symbolik des archaischen Wiedergeburtsglaubens und das Blutrecht der Stämme ist älter als Caesar und war überall verbreitet.

Und nebenbei: Nicht den Vergleich zwischen Caesars Ermordung und Jesu Kreuzigung bezeichnete ich als nicht gelungen, sondern die (daraus?) versuchte Erklärung des christlichen Kreuzes.

Anders als Carotta halte ich es nicht für notwendig, sich in „dieser Art von Dingen“ [1/01, 45] allsogleich (sprich: nach Lektüre seines Buches?) unter den vielen Jesus-Hypothesen „zu entscheiden“. M.E. tötet die Entweder-Oder-Alternative nicht nur die nötige Frage- und Forscherlust angesichts unseres doch recht geringen Wissens- und noch viel geringeren Gewissheitsstandes, sondern auch den für solche Arbeit nötigen Humor. Die Venus-Gottheit ist m.W. ikonografisch nie schwanger, und doch gebar sie ein Kind, welches sie ikonografisch zeigt, und faktisch? Einen neuen Himmelskörper? Profanes entsteht, wenn Symbolisches, Sakrales, Ahnen und Götter, Jesus und Christus ...alles in einem Topf landet, nach dem gleichen Muster bewertet wird. Ich kann „in diesen Dingen“ mit einer Sowohl-als-auch-Haltung, mit offenen Fragen und dem ungelösten Für und Wider gut leben; wer es nicht kann, wird sich wohl entscheiden wollen – bis zur nächsten „Jesus-Theorie“.

Um den Humor nicht zu verlieren, sei eine letzte Bemerkung zu Carottas ‚schlagendem Entweder-Oder-Beispiel‘ gemacht, den **Hieroglyphen**. Es schadet nichts, sich zu erinnern, dass bereits 1980 Christoph Marx darauf hinwies, dass zur selben Zeit wie Champollion auch Gustav Seyffarth ein rein phonetisches System zur Hieroglyphenübersetzung vorgeschlagen hat.

Ich sprach darüber telefonisch mit Dr. Seidelmeier an der Berliner Akademie der Wissenschaften, der am ägyptologischen Wörterbuch-Projekt arbeitet. Er bestätigte, dass die Ägyptologie ausschließlich nach dem champollionschen System übersetze, wobei erst *nach* Champollion die ägyptische Grammatik gefunden wurde und die „Wiedergewinnung der ägyptischen Sprache“ als harmonisierend mit dem Koptischen und den semitischen Sprachen stattgefunden habe. Er bestätigte, dass es noch immer ein Desiderat der Altertumswissenschaft/Ägyptologie sei, darüber wie auch über die Kontroverse Seyffarth-Champollion eine gründliche Forschungsarbeit anzufertigen; bisher gibt es nichts dazu.

Bis heute wird Seyffarth nur lächelnd erwähnt, sein rein phonetisches System nicht ernstgenommen bzw. nicht gekannt. Es ist also nicht geklärt, ob man auch über Seyffarths System zu einer ägyptischen Grammatik und zu einer Harmonisierung mit dem Koptischen und Semitischen hätte kommen können. Sein System wurde an der Berliner Akademie mitverfochten von dem Altphilologen Friedrich August Wilhelm Spohn und dem Orientalisten Heinrich Julius Klapproth. Unbeirrt trat Wilhelm von Humboldt für Champollion ein.

Seyffarths Darstellung der champollionschen Übersetzungstat – samt in die Kloake gespülte Papyri – findet sich in *Die Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte sowie der hieroglyphischen Systeme*, Leipzig 1843 (S. 259-272). In *Grammatica Aegyptica* (1855) bringt er eine kurze Geschichte des Hieroglyphenschlüssels. Nachstehend das von Christoph Marx 1980 zusammengestellte Papier [Efodon Synesis 3/1999, 52].

Zur Zuverlässigkeit von Übertragungen aus dem Altägyptischen

Es wird selten realisiert, daß die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion nicht zum einzig möglichen Verständnis der altägyptischen Texte führte. Von Gustav Seyffarth wurde fast gleichzeitig ein rein phonetisches System vorgeschlagen: die Gegenüberstellung seiner Übertragung des Totenbuch-Spruches 80 mit der modernen Übersetzung von Erik Hornung macht Unterschiede augenscheinlich, die, auf dem Hintergrund der Velikovskyschen Geschichtsrekonstruktion betrachtet, kein Vertrauen in ein gesichertes Verständnis ägyptischer Texte dieser Art erwecken (Zum Streit der Schulen Champollions und Seyffarths s. Max Uhlemann, *Handbuch der gesamten ägyptischen Altertumskunde*, Bd. I, Leipzig 1857; ebenda, Spruch 80, Übers. Seyffarth, S. 128f. *Totenbuch der Ägypter*, Übers. Erik Hornung, Zürich 1979, Hinweis S. 8; Spruch 80, S. 166).

Seyffarth

Die Rede vom Wesen des Schöpfers, des Gottes, welcher in Posaunen spricht und leuchten macht die Wolken des Himmels.

Also spricht Osiris N.N. der Wäger und Messer: Ich bin es, der bedecken macht mit Sack das strahlende Gewand der himmlischen Feste, wann ich sprechen will in eherner Posaune. Schau an die Posaune, das Leuchten der Wolken des Himmels, die Schläge des Himmels, welche sagen: fallet nieder, ihr Frauen! und sprechen: fürchtet euch, fürchtet euch, ihr Männer! höret meine Stimme! Ich bin der Führer der Posaune der Wolken des Himmels. Werfet euch nieder vor mir, meiner Posaune der Wolken des Himmels, wenn mein Mund donnert; fallet nieder vor mir, wenn ich fallen mache die Steine der Häuser unter dem Himmel, und züchtige, die in ihre Kammern gehen. Werfet euch nieder vor mir, wenn mein Mund ruft; fallet nieder vor mir, dem Gekrönten mit der Krone der Gewalt. Wenn mein Mund ruft, bringet Byssus, Flachs, gebet Mehl, bringt Weihrauch zum Opfer mir; gebet ein wenig Früchte, trocken Trauben alle Monate hindurch ein Jeder. Ich bin der Führer der himmlischen Posaune, der Herr. Fallet nieder vor mir, der Posaune der Wolken des Himmels, dem Herrn.

Anmerkung bei Hornung:

Text; Ani, Louvre 3073, Nu, Theben 82.

Parallele: keine.

Die Vignette bei Ani zeigt einen hockenden Gott mit der Sonnenscheibe auf seiner Perücke, im Louvre-Papyrus einen stehenden, mumiengestaltigen Gott.

Im Titel will der Verstorbene allgemein zu einem Gott werden, im Text erscheint er jedoch konkret als Urgott Nun und als Sonnengott; in Vers 5-7 unterstützt ihn dazu noch Osiris, der wohl auch in Vers 8f. gemeint ist. Die „beiden Genossen“ in Vers 3 sind Horus und Seth. In Vers 11 schreibt Ani „ich habe das Auge gerettet...“ (der Mond als Horus-Auge), in Vers 17 „ich habe die Finsternis erleuchtet und die Feinde zu Fall gebracht“. Vers 19 meint die Auferweckung der Verstorbenen aus ihrem Todesschlaf, Vers 21 bleibt unklar.

Hornung

Gestalt anzunehmen als Gott und die Finsternis zu erleuchten.

Ich bin es, der das Kleid des NUN umgebunden hat, der Leuchtende, der die vor ihm erleuchtet. Erhell ist die Urfinsternis durch die beiden Genossen, die in meinem Leib sind, durch den großen Zauber, der in meinem Mund ist. Es erhebt mich der, der fallen wird, der mir (doch) zu Hilfe kommen wird, wenn ich mit ihm gefallen bin im Tal von Abydos und untergegangen bin. Ich bin es, dessen er gedenkt, ich habe Befehlsgewalt ergriffen in der Stätte, an der ich ihn fand. Ich habe die Finsternis bezwungen durch meine Stärke und habe das Auge gefüllt, als es nicht war, ehe der 6. Mondtag gekommen war. Ich habe SETH gerichtet im oberen Tempel, zusammen mit den Großen, die mit ihm sind, ich habe THOT ausgestattet im Mondhaus und die Krone ergriffen. Maat ist in meinem Leib, Türkis und Fayence ihrer Monatsfeste. Mein Gefilde dort ist aus Lapislazuli an seinem Fest. Ich habe die Finsternis der Umgestürzten erleuchtet, die in ihrer Finsternis beten mich an, die Trauernden habe ich aufgerichtet, nachdem sie matt waren. Schaut her - ich bin ja NUN, ich nähere mich nicht, um euch deswegen zu verhören (?). Ich bin ja NUN, der die Finsternis erleuchtet. Gekommen bin ich und habe die Finsternis vertrieben, so daß sie hell ist, hell ist.

Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Beth-Shan

Immanuel Velikovsky

Die Archäologie Palästinas steht auf dem Kopf: Die mykenische Ware wird als Erzeugnis der vorisraelitischen Zeit angesehen, während sie in Wirklichkeit der Zeit zwischen Salomo, Hesekiel und sogar Josia entspricht. Die Zeit der Richter soll auf die Zeit der mykenischen Ware folgen, obwohl sie davor kam, und zusammen mit der Wanderung durch die Wüste die Hyksos-Periode in Palästina umfasst. So schien für die Zeit der Könige in Palästinas Erde keine Schicht vorhanden zu sein.

Die Ausgrabungen in Beth-Shan⁰ zeigen dies besonders deutlich.¹ Diese Stadt im Jordantal spielte eine wichtige Rolle in allen Perioden der palästinischen Geschichte. Während der Zeit der Richter war sie eine nichtunterworfenene kanaanitische Stadt, die mit eisernen Streitwagen verteidigt wurde. Als Saul im Krieg mit den Philistern fiel, wurde sein Leichnam nach Beth-Shan gebracht und an der Mauer aufgehängt. Zur Zeit Salomos war die Stadt ein Verwaltungszentrum.² Die Skythen besetzten sie zur Zeit Manasses (Menashe) oder Josuas. Während andere Ausgrabungsstätten in Palästina chronologische Schwierigkeiten boten, wurde erwartet, dass eine Stätte wie Beth-Shan, die durch alle Perioden der biblischen Geschichte hindurch bewohnt gewesen war, eine gutdefinierte archäologische Abfolge zeigen würde, wenn die Ausgrabungen hinsichtlich der Schichtenbildung sorgfältig gemacht würden. Auch diese Bedingung war erfüllt.

Der Tell wurde bis in eine Tiefe von etwa dreizehn Metern erforscht, weitere dreizehn Meter verbergen noch weitere, bisher unerforschte Schichten. Die tiefste erforschte Schicht (IX) ist von Thutmosis III. und wird dem Zeitraum 1501-1412, die Schicht VII Amenophis III., Echnaton und den Epigonen der 18. Dynastie zugeschrieben. Schicht VI ist in zwei dicke Unterschichten aufgeteilt: „früher Sethos [I.]“ und „später Sethos [I.]“, die zusammen den Zeitraum von 1303-1292 ausmachen. Schicht V, die dickste, steht für die Zeit von Ramses II. (1292-1225). Schicht IV deckt die Zeit der „späten Ramessiden, Philister, Israeliten, Assyrer, Skythen, Neubabylonier, Altperser usw.“ von -1224 bis -302 ab, über neunhundert Jahre stürmischer Geschichte. Das bedeutet, dass keine dieser Perioden eine eigene Schicht hat: Eine sehr dünne Schicht steht für sie alle. Aber diese Schicht macht weniger als ein Drittel der Schicht für Sethos aus; anders ausgedrückt, eine Schicht für 922 Jahre, einschließlich vieler aufeinanderfolgender wichtiger Epochen der Geschichte Beth-Shans, ist so dick wie die Schicht, die in [?] sieben Jah-

ren der Herrschaft Sethos abgelagert wurde; und diese Ablagerung von 922 Jahren hat nur ein Fünftel der Dicke der Schicht für Ramses II. allein.

Die wirkliche Bedeutung der archäologischen Schichten Beth-Shans ist die folgende: Schicht IX bis V (Thutmosis III. bis Ramses II.) decken das Zeitalter der Könige von Salomo bis Zedekia und das Exil. Schicht IV deckt nur das Ende der Neubabylonischen Periode (Nabonid) und die Altperser, die mit den späten Ramessiden zeitgleich sind. Schichten III, II und I sind korrekt als Hellenistisch-Römisch, Byzantinisch und Arabisch dargestellt.

Da tatsächlich die Zeit Sethos' die gleiche ist wie die Skythenzeit im Nahen Osten, die Zeit Ramses' II. die gleiche wie die Zeit des Neubabylonischen Reiches unter Nebukadnezar, und die Spätaramessidenzeit die gleiche wie die Perserzeit, ist es kein Wunder, dass die Schichten als „gestört“ gefunden werden.

Im Zusammenhang mit den Funden der Schicht Ramses' II. schreibt der Archäologe: „Da die Schichten darüber gestört sind, sind wir unsicher hinsichtlich der Länge der Zeit, während der diese Gebäude bewohnt wurden, und wir können daher nicht mit Sicherheit sagen, dass jedes Objekt, das auf der Ebene des Fußbodens oder in seiner Nähe gefunden wurde, selbst annähernd der Zeit Ramses' II. angehört. Die Anwesenheit der zypriotischen Flasche Nr. 27 reicht allein schon aus, um eine derartige Annahme zu entkräften, da dieser Typ anscheinend nicht früher als im achten Jahrhundert vorkommt“.³

Die darüber liegende Schicht IV ist dünn, aber sehr durcheinander. „Der lange Zeitraum, den der Titel dieses Abschnitts andeutet [Späte Ramessiden, Philister, Israeliten, Assyrer, Skythen, Neubabylonier, Altperser usw.] ist durch eine relativ flache Schicht vertreten, in der übereinander liegende Fußböden selten zu unterscheiden sind. Hier müssen wir deshalb das Alter einzelner Stücke eher nach ihren Merkmalen abschätzen, anstatt, wie in den niedrigeren Abteilungen, nach ihrer Lage“.⁴

Das Fehlen der langen israelitischen Periode der Richter sowie der Könige wird folgendermaßen erklärt. „Die Störung der oberen Schichten hat das Erkennen einer Schichtenfolge kaum ermöglicht. Wir werden uns daher bezüglich der Töpferwaren über der Fußbodenebene von Ramses II. darauf beschränken, auf solche Stücke hinzuweisen, die offensichtlich hellenistischen oder späteren Datums sind“.⁵

In Lachisch hatten wir einen ähnlichen Fall.⁶ Ein Gebiet einer bestimmten Schicht wurde als Asche aus der Zeit Ramses' enthaltend beschrieben, und von einem anderen Gebiet derselben Schicht wurde behauptet, es enthalte Asche aus der Zeit Nebukadnezars, weil an einer Stelle Skarabäen Ramses' II. gefunden und an einer nahe gelegenen anderen Scherben aus der Zeit des

Krieges mit Nebukadnezar entdeckt wurden. „In der Aschenschicht wurden jedoch auch Scherben eines Gefäßes der 19. Dynastie gefunden.“⁷

Endnoten

0. Weil die amerikanischen Register bei Velikovsky den Artikel unter “Beth-Shan” führen, ist diese Schreibweise beibehalten worden, auch wenn im Deutschen Bet-Schean, Beth-Schean oder Beth-Shean geschrieben wird.
1. A. Rowe, *Topography and History of Beth-shan*; G.M. Fitzgerald, *Beth Shan: The Pottery* (Philadelphia 1930); A. Rowe, *Beth Shan: The Temples and Cult Objects* (Philadelphia, 1940)
2. Josua 17:11-16; Richter 1:27; I. Samuel 31:10-12; I. Könige 4:12
3. Fitzgerald, *Beth Shan: The Pottery*, S. 11
4. *Ibid.*, S. 1
5. *Ibid.*, S. 15
6. I. Velikovsky, *Ramses II and His Time* (New York, 1978), 44-49
7. Vgl. W.F. Albright, „The Israelite Conquest of Canaan in the Light of Archaeology,“ in *Bulletin of the American Schools of Oriental Research*, 74 (1939), 11-23

Ein Essay aus dem Nachlass von Immanuel Velikovsky

Quelle: <http://www.varchive.org> (Immanuel Velikovsky Archiv: *Collected Essays*)

Übersetzung: Birgit Liesching, Brüssel

Der Druck erfolgte auf Initiative von Dr. Peter Winzeler, der in seinem nachfolgenden Artikel Bezug nimmt.

Beth Shean - eine Antwort

Peter Winzeler

Beth-Shean (Tell el Chusan) war lange der bedeutendste Horch-, Guck- und Vorposten Ägyptens im Jordantal des Landes Gosen, für ganz Galiläa bis zum Orontes, der Grenze zum Hethiterreich. Wann immer die Anlage einstürzte, stand eine riesige Militärmacht bereit, Fronarbeiter zu rekrutieren, Steine anzuschleppen, Risse auszubessern, Zugänge zu nivellieren oder die Zitadelle zu überbauen, und da man keine Planierraupen hatte, brauchen uns die Schuttmassen von 13 Metern über der mutmaßlichen Anlage des Thutmose III. mengenmäßig nicht zu verwundern. Für den Stamm Manasse (Manate, Mitanni) war die Festung uneinnehmbar, wie der ganze mächtige Querriegel am Gebirge Karmel mit **Taanach**, **Megiddo** und der Küstenstadt **Dor** (heth. Durmitta), bis Israel so stark war, sie *fronpflichtig* zu machen [Richter 1,27] (Stratum IX oder VIII?).

In Amarnazeiten bemächtigten sich Chabiru der Festung (Stratum VII-VI?), die auch großen Städten wie Geser, Lachis und Askalon Kontributionen abpressten [s. Meyer 3,366]. Denn *Milk-Ilm* (Abimelech, Elimelech [s. Richter 9, Ruth 1,2]) fiel mit dem Schwiegervater *Tagi* (Gideon?) zu den Rebellensöhnen des *Labaja* in **Sichem** ab,¹ mit *Ayab* von Pella und einem gewissen *Dadua* (Dudu) eroberten sie **Rubute** (Rabbat Ammon; Rapihu/Rabba [2.Samuel 12,26]) und bedrängten das **Jerusalem** des *Abdi-Chepa* (Jojakim), der den Pharao Echnaton, „meinen König, meine Sonne, meinen Herrn“ eindringlich warnte: „Warum geschieht dies (warum lässt du das zu) ? Wenn doch die Stadt **Gaza** dem König zur Verfügung steht! Siehe, das Land der Stadt von Gath-Karmel gehört dem *Tagi* und die Leute von Gath-Karmel (Gathiter, Gaditer) sind als Besetzung in **Bet-Shani**“ (um 1360 v.Chr.?) [nach: Alt 248 und Gallig 27].

So ist die „ägyptische Herrschaft hier in vollster Auflösung begriffen“ [Meyer 3,367]. Aber nach Rückstößen von Sethos gegen den „Feind aus Hamath“ (Jarimutha) in der Festung **Bet-Sar** (Beth-Shean VI) [Galling 32] ist diese unter Ramses II. wieder fest in ägyptischer Hand. Da Pharao Merneptah den *Frieden* mit Chattiland und eine Vernichtung Israels erwähnte, das keinen „Samen“ mehr hat [Galling 34], und da Ramses III. den besiegten Philistern sogar erlaubt habe, in der „ägyptischen Garnison“ sich wohnlich einzurichten, schienen die biblischen Autoren – nach Ansicht Trude Dothans – ein arg schiefes Verständnis der Machtverhältnisse in der Landnahmezeit Israels

gewonnen zu haben; nur konnte die zypriotische „Philisterkeramik“ in Beth-Shean (V-IV) nie aufgetrieben werden [s. Ausgrabungen CB 193-95].

Auch in hellenistisch-römischer Zeit blieb die Anlage in Betrieb (III-II), wo sich eine Unterstadt am Fuße des Hügels bildete. Nysa-Skythopolis wurde zur Hauptstadt des *Zehn Städte-Bundes* des Evangeliums jenseits des Jordans, und römische Gräber lassen keinen Zweifel an der Präsenz der Latiner. Als oberste Schicht I wird eine byzantinische oder „arabische“ gesehen.

Auch besteht Einigkeit der streitenden ZS-Autoren, dass wir eine tipp-topp ausgegrabene, repräsentative und *lückenlose* Stratigrafie vorliegen haben (von Gunnar Heinsohn als Parameter vorgeschlagen).

I. Die Davidszeit

Nach dem Vorliegen der ersten Ausgräberberichte (von Fisher und Rowe 1922-26, ergänzt durch Fitzgerald) brachte Albrecht Alt, ein wahrer Altmeister der Schule Wellhausens, die Bedeutung Beth-Sheans für die Geschichte Israels auf den Punkt:

„Die Leichname Sauls und seiner Söhne auf den Mauern von Beth-Sean sollten die letzten Siegeszeichen des [philistäischen] Stadtstaates sein. Der überraschend *schnelle* neue Aufstieg des Reiches Israel unter König David drängte zu *endgültiger* Abrechnung mit dem alten politischen System“

(d.h. der Amarna-Städte) und diese einst „starke Garnison Ägyptens“ (bis -1150) verschwand

„in dem durch keine Nachricht erhellten Dunkel provinzialer Verkümmern. *Erst die hellenistische Zeit* hat dem Ort eine Erneuerung seines stadtstaatlichen Eigenlebens gebracht, und *fast unmittelbar* über dem Schutt des zweiten Jahrtausends erheben sich denn auch die Fundamente der Griechenstadt Skythopolis“ [s. Alt 255; Kursives PW].

Die Abruptheit und Endgültigkeit der Abrechnung mit dem *gesamten* Verwaltungssystem des ägyptischen Spätbronze-Kanaan, das seinen Niedergang nur in Megiddo und Beth-Shean aufhalten konnte (mit einem reparierten Echnatontempel aus Stratum VII und den Gedenkstelnen von Sethos I., Ramses II. und III. in den Trümmern der mächtigen *Lehmsteinmauern* Stratum VI. [249]), das hat die Erstausgräber in höchstes Erstaunen versetzt. Wie hätte ein kleiner Söldnerführer des *Achis von Gath* einen solchen welthistorischen Umschwung herbeiführen sollen? Man konnte von Glück sagen, wenn in Stratum V noch *eine* früheisenzeitliche „Philisterstadt“ mit Ziegelmauern und Bruchsteinfundamenten bestand, die im **Samaria** Omris und Ahabs ihr bau-

liches Gegenstück hat und einen neuen, ost-westlich gedrehten (basilika-ähnlichen [s. EAEHL 215]) Doppeltempel von Dagon und Astarte aufwies, wie er bei David [1. Samuel 31,10; 1. Chronik 10,10] und bis in die Perserzeit bestand [s. Beth-Sean, CB 302-308]. Womit wir uns klar schon in der Frühachämenidenzeit (des *Achai-Menes*) bewegen, wenn nicht am Kulminationspunkt der „hochachämenidischen“ Zeit [nach Heinsohn 18]. Nur mit dieser Omridenzitadelle (V) ließ sich einigermaßen erklären, dass sie vom großen Salomo in den 5. Distrikt Megiddos des lydischen Statthalters *Baana* (Ben-Oni, Onias, Benjamin) *ben Achi-Lud* einbezogen wurde [1. Könige 4,12] und für die kleineren Potentaten wie Baschea und Omri doch noch stets „eine der Hauptstädte Israels“ war [CB 302]. Aber Albrecht Alt ließ sich durch diese Rettungsversuche nicht beirren. Der „fast unmittelbare“ Anschluss der Griechenstadt an den Schutt des zweiten Jahrtausends (!) in den behutsamen Worten des überragenden Gelehrten bezieht sich augenscheinlich auf die „provinziale Verkümmerng“ schon jener den *Omriden* zugeschanzten Davidstadt, an der höhnisch die Leichname Sauls und Jonathans hingen, da die kümmerliche Restschicht IV der israelitischen, assyrischen, sargonidischen, medischen, chaldäischen, hoch- und spätachämenidischen Zeit (1000-300) „so dünn und ungegliedert“ war, dass sie kaum ein paar Jahre vorhalten konnte und den Ausgräbern gar nicht „lesbar“ erschien. „Warum die Stadt so plötzlich ihren Namen änderte, ist bis heute unbekannt geblieben“ [CB 308].

Wellhausen und Alt haben den offenen (selbstmörderischen) Konflikt mit Kirchen und Fakultäten ihrer Zeit gescheut, aber sich selber nichts in die Tasche gelogen. Für Zeitenspringende ist Alts Diagnose auch gar nicht verwunderlich. Nach dem Schema Heinsohns würden ja die herodotischen 28 Jahre der akuten Hirsche- und Skythengefahr sich seit Thutmose III. angekündigt haben. Die Skythen (Gutäer) waren Verwandte der Meder und konnten wie diese als *Umman Manda* (= *Ammoniter*) bezeichnet werden (der Amenophisse in Stratum VIII-VII), die sich gegen die Assyrer wandten; wogegen der Skythenvertreiber „Psammetich“ (Seti-ptah-maat) sich mit Assyrien gegen die Neubabylonier und Hethiter verbündete (Stratum VI). Bei diesen Gegnerschaften ist auch eine relative Synchronie der 18. und 19. Dynastie = 25./ 26. Dynastie denkbar, wie sie Thomas Völker vorschlug [s. Völker 1997; 1999]. Velikovskij [1981] hielt sich an die biblische Langzeitchronologie und sah in Thutmose III. den Tempelräuber Sisak (Sesostris) und also einen frühen Rivalen Hatschepsuts bzw. Bath-Shebas und des Davidshauses im -10. Jh., der gut 100 Jahre vor Amarna lebte (Stratum IX).² Aber auch die Akropolis Stratum IX, die das Ende der Mittelbronze-Hethiter bezeichnet, weist schon dieselbe neue west-östliche Ausrichtung auf wie das Tempelareal

Stratum V, das das Ende der Spätbronze-Ägypter bezeichnet. Velikovsky [1979] sah jedenfalls keine Schwierigkeit, den Stelenfund aus dem 9. Jahr des *Ramses II.* genau an der Stelle zu belassen, wo der resignierende (von Rowe abgelöste) Fisher ihn gefunden hatte: in der letzten vorhellenistischen Omri-Zitadelle V,³ weil nämlich Ramses III. (Stratum IV) in die *hellenistische* Vorzeit Alexanders gehöre. Nur so meinte der Pionier Velikovsky Stein auf Stein beweisen zu können, dass die welthistorischen Schlachten des Ramesse II. Sethpenre (Necho II.?) gegen den hethitischen Usurpator Chattuschili III. (Chetasar) sich in Wahrheit gegen dessen chaldäisches Großkönigtum – als Nebukadrezar II. in Babel – *nach der Skythenherrschaft* gerichtet hätten [s. die synoptische Zeittafel Velikovsky 1979, 70 f.].

Der Autor hat nun nicht mehr und nicht weniger behauptet, als dass Ramesse (Uria'-mosche) Sethpenre (Hadadeser) Mery-Amun ein *omridischer General* des ammonitischen Pharaos Amenophis IV. Echnaton (Necho II.) gewesen war und somit identisch sein müsse mit *Hadadeser* von Aram-Zoba, der biblisch im Auftrag des Necho-Sohnes *Chanun von Ammon* (Achan-Aton) gegen David kämpft [2. Samuel 10]. Da Nebukadrezar sonst keinen Denkstein der Schlacht am Euphrat hinterlassen haben würde, habe ich denselben *Hadadeser von Ymeri-zu* (später: *Sa'imerizu*, Samaria) gegen Shalmaneser III. kämpfen lassen, der nach seinen Quellen das assyrische Königtum des Chattuschili (David) „am Euphrat“ innehatte (im Unteren Land). Diese *Trouvaille* war eine Konsequenz aus Beth-Shean und den Amarnatafeln. Ich stützte sie ab durch Gegenprüfungen der althebräischen Mescha-Stele wie der Hethiterquellen, mit dem Verweis auf die „hethitische“ Einheirat des *Schalom-Sar* David mit Bath-Sheba, auf Kosten Urias, und auf die (jedenfalls für Bibellesende) noch seltsamere und weitreichendere Tatsache, dass Shalmaneser (III.) in der gesamten biblischen Historie nie als „König von Assur“ über Omri und Ahab siegt, sondern *nur im Gewande des Schalom- und Chatti-Sar David* mit *Joab, dem Sohn der Zeruja* (Sargon II.) gegen die zwei Heere des Chanunu und Hadadesers kämpft: bis zum welthistorischen Friedensvertrag [2. Samuel 10,19; = 2. Könige 23,29; 24,7]. Da diese Konstellation einmalig ist, da auch die Chronologien sich decken [s. Winzeler 1/00; 2/00] und da auch Shalmaneser die nötigen Einheiraten in das Haus der Schuppiluliuma (Samuel) und Chajans (Chian, Chanunu) tätigte, sehe ich keinen vernünftigen Grund, diese eine Geschichtspersonlichkeit in zwei oder drei Rivalen aufzuspalten. Und als fast dieselbe Struktur sich bei „Julius Caesar“ zeigte, da hatte ich ein Problem [4/00]. *Voilà, mon crime!*

Zwischenbefund

I	Byzantinisch (arabisch)	ab 300/400
II	Römisch	ab 100/200 (Spätantike)
III	Hellenistisch	ab -300/200 (Ptolemäer und Hasmonäer)
IV	Hoch- oder end-achämenidisch ?	ab -400/330 (Alexander)
V	Omri; Ramses II. Hadadeser	„70 Jahre“ der Mescha-Stele
VI	Sethos; Ramses III. (= I.?)	ab -620/585 (Skytheneinfall)
VII	Amarna (Echnaton, Tagi)	ab -620/550 [s. Völker 1999]
VIII	Amenophis III. Nachas/Nekos	ab -650 (Ammoniter, Umman Manda)
IX	Thutmose III. oder Achai-Menes? (Achis v. Gath, „Alexander“?)
XA	Mittelbronze II-Hyksos ?	(hethitisch datiert)
XB	Mittelbronze I ?	(mitannisch datiert)

II. Die Griechen- und Römerzeit

Seit Albrecht Alt und Velikovsky dreht sich der ganze Streit um das kurzlebige und nun so hoch(-achämenidisch) verdächtige Reststratum IV der umkämpften Omri-Zitadelle V. Dabei bietet sich die Gelegenheit, meine – von Gunnar Heinsohn an sich formidabel dargestellte – Verfahrensweise zu erläutern und vor Missverständnissen zu schützen. Da beide Autoren in dem Punkt immer einig waren, dass zwischen Amarna und Nebukadrezar keine weiteren *selbständigen Großreiche* bestanden haben können (etwa der Assyrer, der Sargoniden, Hethiter oder eines intermediären David- und Salomo-Reiches), und also auch die 70 Jahre des Chaldäerreiches (mit David und Salomo) nur ein abtrünniger Unterteil des Achämenidenreiches waren [s. Esra 4,20], lässt sich das Problem auf die strittigen Kernbereiche reduzieren.

1. Heinsohn äußert (methodisch absolut legitim) den Verdacht, dass *jüdische Lokalheroen* mit Gewändern ihrer großmächtigen Vorgänger, Helfer oder Gegner ausgestattet worden wären (so wäre David etwa mit Joschija -620 gleichzusetzen, der für Nebukadrezar gegen Necho in den Tod ging).⁴ Dies habe ich für die **Mescha-Stele** ausgeschlossen [ZS 1/00], weil deren Mesch/ia sich – genau wie David in Moab – als *Hebräerkönig Israels* ausweist und dieselben *hundert Städte Omris* (Jorams von Israel) erobert, die Shalmaneser III. erobert. Joram von Juda identifizierte ich obendrein als *Mar-Athalya* (Gatte Athalias), gleich *Muwatalli*, dem Herzbruder von David

und Chattuschili (genannt *Jonathan*, Jehu-Nathan der Hasmonäermünzen). Ich kann mir diese Herrscher schlecht ohne jedes Geld vorstellen. Aber obwohl auch die Hasmonäermünzen althebräische Aufschriften (wie in der Mescha-Stele) tragen, ist es damit noch lange nicht ausgemacht, dass nun auch der kleine makkabäische oder der große hasmonäische Jonathan in der *Amarnazeit* (als früher Römerzeit?) gelebt haben müssten. Sie würden, gemäß Heinsohn, eher Lokalhéroen der Griechenzeit sein, die mit Feldzügen Davids und altbiblischen Gewändern des mythisierten Vorgängers Dudu-Chattuschili ausgestattet wurden, die später zur essenischen Karikierung römischer Gegner – wie Pompejus und Scaurus (Saulus) – oder zur flavianischen und humanistischen Staffage selbst des Julius Caesar dienen konnten.

2. Auch Heinsohn verkürzt diese Etappe beträchtlich, wenn er Stratum IV als „end-achämenidisch“ benennt. Das hieße: Die Zeit des Darius II. Ochus (Senacherib) ist um; Darius III. (Sin-schar-iskun?) unterliegt gegen Alexander d. Gr.!. Velikovsky [1978, 111] hätte dem kaum widersprechen können, liege doch die 21. Dynastie in Memphis „unmittelbar unter den Schichten der Ptolemäerzeit“. Velikovsky hatte große Mühe, den rätselhaften Parallelfund von Sethos, Ramses II. und *Ramses III. (Nektanebos?)* kurz vor dem Feldzug Alexanders zu erklären, indem er zwei umkämpfte Anlagen des Sethos – „early Seti“ und „late Seti“ – unterschied (Stratum VI). Wenn ich an die Worte Alts erinnern darf, setzte er hier den Parallelfund an und sah den „fast unmittelbaren“ Übergang zur Griechenstadt (III). Auch der Legenden-sammler Josefus Flavius wusste keine bessere Erklärung, als dass die Stadt Bethsana, vor deren Mauern Saul und seine Söhne *gekreuzigt* wurden (was bei Persern, Assyren und Römern gängig war), bei den Griechen *Skythopolis* genannt werde [Jüdische Altertümer VI.14.8; XII.8.5]. Dass der *Tagi*, der die Amarnagarnison aus Bet-Schani vertrieb, dann vielleicht *Tachos* wäre, der Sohn des Nektanebos (im Kampf gegen Artaxerxes III. Ochus), liegt auf der Hand (30. Dynastie!).⁵ In einem solchen Gemenge von Angriff und Gegenangriff verschiedener Parteien ist eine eindeutige Schichtenzuweisung nur durch genaue Textanalysen erreichbar. Dann erweist sich die historisch-chronologische Durchzählung der Herrscher I., II. und III. aber als hinderlich,⁶ zumal die Jüdische Chronologie nur *einen* assyrischen Samariaeroberer Salmanassar (oder Sargon) kennt [2.Könige 17] und nur *zwei* Artaxerxesse in der Weltgeschichte duldet [darin einig: Winzeler 1993, 35; Völker 1997, 423; Weissgerber 1997, 574].

Josefus meinte, dass die stolzen Samaritaner generell *Chutäer* genannt würden, weil jener Salmanassar eine einflussreiche Elite vom Perserfluss *Kutha* im Herzland Mediens hier ansiedelte [2. Könige 17,24; Esra 4; Jüd. Alt. IX.14.1; X.9.7]. Diese adligen *Skythen* (Quti, Guti, Gaditer Davids) wären dann

mit den *perushim* (parsisch-zoroastrische Pharisäer) zu vergleichen, jenen 7.000 Chassiden, die mit *'Elijahu* (Heliodoros) ihre Knie vor den Baalen nicht beugten [1.Könige 19,18] und den 6.000 Pharisäern *Hillels*, von denen König Jannai mindestens 800 kreuzigen ließ [Jüd. Alt. XIII.13.5; Jüd. Krieg I.4.6] (was einige Essener zum Loblied auf König Jonathan motivierte).⁷ Kein konsequenter Schüler von Wellhausen-Alt wird heute noch bezweifeln, dass hier zweimal *die selbe „story“* erzählt wird: 1. biblisch-legendarisch von König Ahab, Isebel und Athalya (in der vermeintlichen Zeit des ersten Tempels Salomos vor dem Exil), darnach 2. „historisch“(-griechisch) von Alexander Jannai und Salome (*Schelam-Zion*) im Hasmonäerreich (bzw. von *Selampsio* als Schwester, Nichte oder Tochter des Tempelbauers Herodes) – oder *auch umgekehrt*, wenn man dem Renegaten Josefus nicht über den Weg traut und, wie der Verfasser, mehr auf den *hebräischen* Bibeltext (Qumrans) baut. Die Kompilatoren der „Jüdischen Altertümer“ lebten in einer Zeit, wo sie diese Verdoppelung (oder Verdreifachung) der Geschichte Israels und Judas nicht mehr durchschauten. Auf keine Weise kann somit ausgeschlossen werden, dass schon das vermeintliche Philister-Beth-Shean als „Skythenstadt“ bekannt war [wie Richter 1,27 LXX]. Weil Albrecht Alt das vielleicht erahnen, aber sich doch keine solche Jahrtausendüberlappung mit der jungen Griechenstadt vorstellen konnte, erweckte er den Eindruck, als habe Ramses II. *unter deren* „Fundamenten“ gelegen – obwohl er das so nie sagt. Soweit der stratigrafische Befund.

3. Damit nähern wir uns der Römerzeit, wo meine Kritiker – warum eigentlich? – größte Bauchschmerzen haben. Die römische Villa am *Fuße des Hügels* aus dem 2./3.Jh. (Stratum II) lässt sich bei Gott *nicht stratigrafisch* einhängen, sowenig wie die „mykenischen“ oder griechisch-römischen Gräberfelder mit den an *ammonitische Goldmasken* erinnernden anthropoiden Tonsarkophagen der Spätbronze- oder Früheisenzeit-„Philister“ (Trude Dothans); die wirklichen Philister könnten nun auch römisch-karthagische Kolonisten sein. Genauso unsicher ist die byzantinische basilikale Synagoge [EAEHL 220. 225], die Velikovsky noch unbedenklich mit einer „Araberschicht“ (Stratum I) verband [s. Arab Period EAEHL 219]. Gunnar Heinsohn hat von daher trefflich erkannt, dass ich die Existenz der lateinischen Welt nicht leugnen, aber – „zumindest für das Beispiel Beth-Shean“ – mein gutes „Fragezeichen [...] setzen dürfte“, was die Präsenz des Ersten Kaiserreiches der Julier angeht [Heinsohn 19]. Auch habe ich nie die Existenz des Josefus Flavius⁸ und des gesamten altrömisch-germanischen Kaiserreiches (oder seiner Prinzen, Adoptivkaiser, Soldatenkaiser und severisch-julianischen Frauen) bestritten. Wie sollte ich ob meines alttestamentarischen Bibeltextes so „verzweifelt“ gewe-

sen sein [Carotta 46], mich am Urgestein des Divus Julius Caesar zu vergreifen, wenn es dafür harte Belege auf Ton, Quadersteinen und Scherben und nicht nur verstreute Münzen (im Caesarea des +4.Jhs.!) und papierene griechische Vorlagen gäbe?

Keiner meiner scharfsinnigen Kritiker hat auch nur an den Versuch gedacht, einen schulmäßigen klassischen kulturellen Gegenbeweis in der Zeitenwende zu führen (etwa mit dem „Judäa capta“ des Titusbogens). Carotta argumentiert mit einem west-östlichen Mythentransfer (gegen Ethelbert Stauffer) und hochintelligenten linguistischen Operationen, die jedem ntl. Theologen vertraut sind, die vielleicht das Markusevangelium ernsthaft beschädigen, aber doch nicht die ältere *nazoräische* „Quelle Q“ (der ntl. Forschung) erreichen, die bei Matthäus und Lukas ganz offenkundig zugrunde liegt, und niemals die Fülle der rabbinischen Belege vom hasmonäischen Nazoräer Jesus aus der Welt schaffen können, der 200 Jahre vor Christus lebte. Josefus erzählt, dass schon Herodes d. Gr. seine makkabäischen Prinzen (der Marjamne) bei Asinius Pollio in Rom großziehen (und im Evangelium unterrichten?) ließ [Wellhausen 314]. Eine andere Legende aber versetzt Asinius (Asinäus) nach Babylonien, wo der galiläische Tetrarch Herodes (hier Antipas) sich mit Artabanus (Artaxerxes) gegen Gajus Caligula verschworen habe, wie zuvor mit Sejan gegen Tiberius [Jüd. Alt. 18.7.2 u. 18.9.1-9]. Ich bin darum nicht von „Pontius Pilatus“ (der nicht einmal die römisch üblichen Vor- und Gentilnamen trägt) als einem Ritter Roms oder Lakaien des Antisemiten Sejanus zu überzeugen, solange in Syrien, in Qumran und Talmud keine Nachrichten von deren ökumenischer Judenverfolgung existieren oder wir in Babylon nur Namen wie Ballatu hören (wie des *Merodach Balassu-iqbi* des Bankhauses Eggibi/Jakob, dem Mardochai als Gegner Hamans?).

Darum frage ich mich, ob *Vipsanius Agrippa* damals schon in Gallia des Caesar gekämpft hatte (statt als Herodes Agrippa oder Vespasian in Galiläa). Die hebräische Bibel lässt einen ost-westlichen Mythentransfer vermuten, in welchem Jerusalem – obwohl es der Militärmacht Roms unterlag – dennoch kulturell, ethisch und religiös die Oberhand über die Götter und Legionen Roms gewann (manifest seit der severischen Julianischen Dynastie, die das siegreiche Rom schwer gedemütigt und unter die „Weiberherrschaft“ gebracht hat). Immerhin gab sich der Markusredaktor, der vieles Jüdische und Geografische gar nicht mehr versteht, einige Mühe, seinen römischen Veteranen einige der jüdischen Bräuche zu erklären [Markus 7,3f] (vielleicht als seine besonders raffinierte Art, rabbinischen Juden den Julius Caesar als die neue Gottheit schmackhaft zu machen?). Hingegen sucht Heinsohn mich bei früheren altorientalischen Freibeuterzügen zu behaften (war David denn allzumal auch Thutmose III., Darius d. Gr. und Hyksos Chian?) [s. Heinsohn

16], die methodisch gewiss einmal ihre Berechtigung hatten, die ich aber in dieser Zeitschrift mehrfach dementiert und durch differenziertere Beobachtungen ersetzt habe [s. Winzeler 1996 bis 2000]. Darum kurz die aktuelle Bestandsaufnahme:

Chian/Chajan = *historisch* Chanun (Hanno v. Gaza), Gegner Davids und Sargons, ähnlich mit Achan-Aton (Echnaton) von Achet-Aton, *sofern* man die mythischen Hyksosherrscher als Rückprojektion ansehen dürfte (für Heinsohn sind sie Frühbronze-Akkader des Sargon „I.“ oder I.= „II.“).

Thutmose III. (Psammetich, Setiptahmaat) = Rivalensohn der Hatschepsut, logisch der „Absolom“ des David (Dudu, Thutmose I.), *soweit* man mitanni-hethitische Mittelbronzeschichten *parallel* zur amarna-ägyptischen Spätbronze schaltet oder schalten dürfte (wie Heinsohn partiell tut). Die Frage ist: Ab wann trat die *neue Gottheit Thot* (DODO = Nabu-Merkur) auf?

Darius I. = Tiglatpileser III. (?), der in Babylon und Akkad allerdings als *Vierfürst* (Tetrarch wie Herodes d. Gr.) oder als Doppelmonarch mit Saneherib (Darius II.) oder einem anderen *Pulu* rotiert (historisch deckungsgleich mit dem *spätachämenidischen System* Diokletians oder der „Konsulate“ unseres fraglichen *Triumviren* Caesar); das heißt: Hier fehlt es uns noch an näheren Vergleichen der politisch-ökonomischen Systeme.

Sargon II. = Vater oder Mutter der *Zerujasöhne*, das biblische Sargondengewand des Feldherren Joab (Dajan-Assur), des jungen Cyrus (Heinsohns Aziru = Hasael) oder – nach einem Verdacht Weissgerbers – der Kriegsherrin *Sammuramat*, die in Alexandra Salome wie im severischen Julierhaus begegnen könnte (der Julia Domna mit J. Maesa und Tochter J. Soaemia von Emesa, deren Namen und Umfeld erstaunlich häufig bei den *Herodianern* auftauchen [s. die Fußnoten bei Wellhausen 310.312.333]).

Diese Varianten sind stratigrafisch noch nicht ausdiskutiert, was ich (als Systematiker) auch nicht für meine primäre Zuständigkeit halte [vgl. aber Winzeler 1993; 1994, 133 f]. Obwohl ich querbeet die Gestalten vergleiche, gebe ich mich mit historischen personellen Identitäten erst dann zufrieden, wenn mindestens zwei oder drei (relativ unabhängige) verschiedensprachige Versionen mit den Keilschriften und der fraglichen biblischen Herrschergestalt übereinstimmen (was sich von Illigs „fomenkoistischen“ Befürchtungen doch um einiges unterscheidet [Illig 39]). Ich würde auch nie an *Charles de Gaulle* als

König des Frankenreiches und Kaiser der ganzen Europäischen Union (von Rom oder Maastricht) glauben, solange es noch eine „Neue Zürcher Zeitung“ und deutsche und englische Historiker gibt, die uns erlauben, den bonapartistischen General und Staatspräsidenten im Elysée des 20. Jhs. von „Karl dem Großen“ in Aachen (und Napoleon I. und III.) zu unterscheiden. Aber ich will wissen, ob es nicht doch byzantinische oder arabische „Zeitungen“ (Quellen, Berichte) von Karl, dem Fiktiven gab, die dazu dienen könnten, auch ihn auf sein sterbliches Normalmaß – vielleicht eines Constantius oder dergl. – zu reduzieren. Also erwarte ich, dass alle ausgebrochenen Phantomreiche an ihren angestammten Platz in der Realgeschichte zurückgestellt werden können. Aber nun zurück zu Beth-Shean.

III. Beth-Shean III (Makkäber und Frühchristentum?)

Wenn die Mutmaßungen des Verfassers zutreffen, müsste sich eine direkte Verbindung aufweisen lassen, die die Bedeutung des hellenistischen Skythopolis für die hasmonäische Jesus-Geschichte beleuchtet. Dies ist in der Tat im Aufstand der „Gesetzeseiferer“ (Zeloten) des Makkabäers Judas in Galiläa der Fall, wo *Jonathan*, der ältere Bruder des Volkskönigs Simon, von einem gewissen Tryphon bei Skythopolis überlistet wird, einem Freund des Lügenkönigs Alexander Balas, der Jonathans Anhänger und bald ihn selber ermordete [1.Makk 12,40; vgl. 5,52; Jüd. Alt. XII.8.5]. Dieser Tryphon (Trophimus), der sich *in Arabien* des Prinzen Antiochus bemächtigt hatte und nach **Antiochia** *zurückkehrend* zum König Asiens werden will [1.Makk 11,54], erscheint bei Lukas überraschend als ein Begleiter des Saulus/Paulus, der (hier mit Herodes Antipas und dem Knaben Darius [Jüd. Alt. XVIII.4.5]) *aus Arabia zurückkehrt* und sich mit Simon Petrus, dem Vorsteher der Urkirche (*ekklesia*), der „Volksversammlung“ in Antiochia überwirft [Galater 1, 17; Apg 15; 20,4; 21, 29]. Als hochrangiger „Barbier des Königs“ spielt Tryphon – wie sollte es anders sein? – auch am Königshof des großen Herodes seine listige Rolle, als dieser die Makkabäerprinzen Alexander und Aristobul der Marjamne (Miri-am/Maria) und ihres Josef umbringen lässt [Jüd. Alt. XVI.11.6]. Aber diese Vorgeschichte des „Königs Herodes“ hat Lukas [1,5] übergangen (selbst Matthäus erwähnt nur die Flucht des Josef nach Ägypten, die die Rabbinen in die Zeit Jannais verlegten). Das biblische, zumal das lukanische Zeitverständnis ist noch nicht „historisch“ (linear-chronologisch-astronomisch) ausgerichtet, sondern *kairologisch* getrimmt. Was auch Markus weiß:

„Die Zeit (der KAIROS) ist erfüllt, das Gottesreich (jetzt) genaht. Darum ändert euren Sinn und glaubt dem Evangelium!“ [Markus 1,15].

Was auf deutsch ungefähr soviel heißt wie: Das Maß ist voll, das Unrecht schreit zum Himmel, die Zeitberechnung der Herrschenden ist um, Befreiung ist möglich! Eben dafür steht im Judentum das Halljahr (Jubeljahr) der Grundschuldenbefreiung, das griechisch das *Fünfzigste* (pentekostos, Pfingsten) genannt wird [3. Mose 25,10 LXX]. Ein solches unübersehbares Fenster der Schuldenbefreiung tat sich für Jonathan einmalig im Jahr 160 der Griechenära auf, als sein David – *Demetrius I. Soter* – natürlich, um seinem Namen gerecht zu werden, aber auch um Balas auszuschalten, dem er alsbald unterliegt – den Juden einen pentekostalen Ablass gewährte, den er in Jerusalem durch Sendboten (Apostel) verkündigen ließ [1. Makk 10]. In einer solchen *kairologischen* Abstimmung des jüdisch-alexandrinischen auf den julianisch-christlichen Kalender müsste es mit dem Teufel zugehen, wenn wir keine Analogie fänden im Pfingsten des Simon Kepha (35/36 n.Chr.), wo wieder die Apostel auftreten, wo der *Tempelhauptmann Jonathas* (Johannes, Jehochanan) zum Hohepriester der jüdischen Tempelgemeinde erhoben wird [Apg 4,1-5 des Codex Bezae] und wo – man ahnt es schon – unser Pontius Pilatus durch den syrischen Statthalter Vitellius abgesetzt wird (hier im Todesjahr des Tiberius,⁹ wo Gajus Caligula an die Macht kommt) [Jüd. Alt. XVIII. 4.2 f.]. Die essenischen Gruppen verkaufen ihre Güter und führen die „urchristliche“ Gütergemeinschaft ein [Apg 3,44;4,32]. Sollte diese Kette der Koinzidenzien ein barer Zufall sein? Kaum ein Historiker hat Lukas Glauben geschenkt, dass ein solches Fenster der Befreiung (soteria) auch unter den Römern sich auftrat. Noch niemand hat Lukas meines Wissens ein Plagiat der *zelotischen* Makkabäerbücher vorgeworfen. Stratigrafisch sollten wir uns jetzt im römischen Schutt II Beth-Sheans befinden, nicht im makkabäischen (III). Und doch stimmen die Ereignisse und Daten wie im Bilderbuch überein (in der *synoptischen Zeittafel* auf S. 291).

Zwecks einer Gegenprüfung lässt sich die imposante Besucherliste des lukanischen Pfingstfestes in Jeruschalajim beschauen, wo Lukas zuerst die *Beisassen* (Gerim) des Ostens erwähnt und eine seltsame Rangordnung der Völker und Weltreiche aufstellt:

1. Achämeniden (Parther, Meder, Elamiter),
2. Mesopotamier (Assur, Babel des Chaldäerreiches),
3. *Jehuda* (altes *Scham 'al-Ja 'udi* von Samuel und Saul) mit *Kappadozien* (Hethiter Davids),
4. das übrige Kleinasien (Pontus, Asia, Phrygien, Pamphylien),
5. Ägypten (die bisherige Vormacht Jerusalems im Lande Gozen),
6. die *hier ansässigen* Römer, Judäer und Judengenossen (Chaberim) der jüdischen Tempelgemeinde (Esras und Nehemias), sowie
7. die Kreter und Araber (des Nabatäerreiches) [Apg 2,9-11]!

Rom ist im Osten augenscheinlich noch nicht die Weltmacht Nr. 1. Wir haben ziemlich genau die Machtverhältnisse des Makkabäerreiches vor uns, das *gute Beziehungen* zur Römischen Republik suchte, die man als Schutzmacht gegen die asiatischen Despoten begrüßte [1.Makk 8,14-16]. Wir haben aber nicht den Eindruck, dass schon die Delegation jenes „Quirinius“ im Lande war, der die Landvermessungen und gewaltsamen Privateigentumsidentifikationen des Kaisaros Augustus im ganzen Erdkreis für die römische Steuererhebung vornahm [Lukas 2,1], die der Kirchenvater Lactanz doch erst unter Diokletian in ihrer ganzen Systematik und Brutalität beschreibt [s. Stauffer 1957, 28].¹⁰

Wir haben also eine lukanisch-nazoräische Quellschrift vor Augen, die durchaus auf den Jesus von Qumran zurückreichen kann. Ausgangspunkt meines Kalküls der Geburtsjahre des Herrn (A.D., diese Bezeichnung ist hier anachronistisch), ist der Nachweis Ethelbert Stauffers, dass *Joses ben Joeser aus Zereda*, der mutmaßliche nazoräische Lehrer oder Fürst der Gerechtigkeit (More/Mara ha-zedek), unter *Alkimus* (Jakim, Jojakim, Jakobus) gekreuzigt wurde (-162). Dieser von den Rabbinen hochgeschätzte „Joses“ zitiert etliche Worte seines scheinbar 200 Jahre jüngeren Bruders „Jesus“ aus *Nazara* oder markinisch: *Na/zareth* [s. Stauffer 1957b; vgl. Lukas 4,16-22; Markus 6,3]. Schon öfters ist aufgefallen, dass der markinische Jesus eine seltsame kleine Auslandsreise nach Phönizien, Sidon und Tyrus (oder Dalmatien) unternimmt, die geografisch einer Irrfahrt des Jason nach Kolchis gleicht (des Herodes von Chalkis) [Markus 6-8], während der lukanische Jesus das Samaria des Archälaos durchwandert und in Jericho beim Zöllner *Zachäus* einkehrt, dem „Räuberhauptmann Ezechias“, der für die Zeloten des Judas und Simons die Steuern eintrieb (konv. 7 n.Chr.) [Lukas 9-19; Jüd. Alt. 17.10.5]. Dieser Ezechias sei aber von Herodes schon 40 Jahre früher hingerichtet worden, als dieser – unter Antipater – der Tetrarch in Galiläa war [Jüd. Alt. 14.9.1f.].

So scheint sich die Weltgeschichte mehrfach im Kreise zu drehen. Zuletzt habe der aus Ägypten zurückkehrende Jesus auf dem Ölberg die begeisterte Volksmenge versammelt und den Fall der Mauern Jerusalems geweissagt – was Josefus ins Jahr 62 n.Chr. datiert, als Paulus verhaftet wurde [Lukas 19,28-44 = Jüd. Alt. 20.8.6 = Apg 21,38]. Das lässt sich chronologisch unmöglich harmonisieren. Lukas [23,6-12 Codex Bezae] beteuert auch, dass die Hauptverhandlung vor Herodes im Hasmonäerpalast stattfand, wo Jesus (Joses) in das Purpurgewand eines verhassten „Königs“ (Basileos) eingekleidet und dem Spott des Volkes preisgegeben wurde (damit nämlich ein anderer, der zur Kreuzigung vorgesehene Hohepriester Jesus, genannt *Bar-Abba* freigelassen würde), so dass Pilatus in diesem Intrigenspiel nur eine Nebenrolle spielte.

Da der Schuldspruch in *drei Sprachen* angeheftet wurde: 1. griechisch 2. römisch (Rex Judäorum) und 3. hebräisch (Jeschu-ha-Notzri) [Lukas 26,38 Codex Bezae, par Johannes 19,19 f.], dürfte auch Pilatus (Balas) drei Namen getragen haben.

Über jenen anderen Jesus, den Hohepriester Jason, der kein Essener war, werden wir im legendarischen 2. Makkabäerbuch unterrichtet. Nachdem er mit Simon, Heliodor und Menelaos (Menachem) die Hellenisierung betrieben hatte, wurde er von Menelaos vertrieben; „von allen gehetzt, als Verräter der Gesetze verhasst, verwünscht als Henker des Vaterlandes und seiner Mitbürger verschlug es ihn nach Ägypten“, nach Sparta oder Zypern, wo er grablos starb [2. Makk 4-5, 8/10]. Viel einfacher wird alles, wenn wir der griechischen Chronologie folgen (die Parallelen sind mit M = Makkabäer und JA = Jüdische Altertümer ausgewiesen, immer dort, wo Josefus mit Lukas konform geht).

Wenn nun das Kernstück des pentekostalen Datenabgleiches sich als stimmig erweist (160 SÄ = 36/7 n.Chr. = 44 A.D.), haben wir zum ersten Mal eine Zeitachse und ein *archimedisches Datum*, um die alte mit der neuen Welt zu verknüpfen. Die patriarchale Erste Julianische Dynastie würde erwartungsgemäß zur Zweiten, die matriarchale 2. (eigentlich 1.) Julianische severische Dynastie schliesse direkt an das *Griechenjahr 193* an. Das Erste Vierkaiserjahr (mit Galba, Otho, Vitellius), das durch den jüdischen Krieg zugunsten von Vespasian und Titus ausgeht (Judäa capta!), geht in das Zwei-

Kairologische Abstimmung Qumrans und des Frühchristentums nach Alexandrinischer oder Julianischer Zeitrechnung ?

[1?] Sieg Alexanders d. Gr. über Darius III. -332/1 [1M 1,1]	
[1?] <i>Alexandrinische Ära ab dem Tod Alexanders</i> , ab 10.6.-322	
1 -311/10 Alexanderära ab Seleukos I. Nikator	
96? -216 Cannae -216 [=Carrhae -52j?] [1M 8,1-8] ¹¹ rev. 30 v.Chr.	
104? -208 [J. Caesar † 44j?]	
116? -196 hasmonäische <i>Geburt Jesu?</i> [38] 7 v. od. n.Chr.	1 A.D.
122? -190 Zeitenwende [Actium 31j?] „40 Jahre Herodes“	7 A.D.
124? -188 Friede v. Apamea ¹²	9 A.D.
126? -186 Antiochus d.Gr.† [Octavian Augustus 27j?] 4/18.n.Chr.	11 A.D.
=====	
137 -149 -175 <i>Antiochus IV. Epiph.</i> [1M 1,10-6,16] 13-26 n.Chr.	20 A.D.
145 -167 Tempelschändung 63/37 v.Chr. ?= 21 n.Chr.	28 A.D.

148.	-164	25.12. Tempelrestitution des Judas [1M 4,42] 24 n.Chr.	31 A.D.
		4000 a.m. (bzw. 3920 a.m.)	
149	-163	Aufstieg des Balas=Pilatus , <i>Lügensohn</i> des Antiochus IV.	32 A.D.
150	-162	<i>Jose ben Joeser aus Zereda</i> † = <i>Jesus von Nazareth</i> †	33 A.D.
151	-161	<i>Demetrius I. Soter flieht aus Roma</i> [1M 7,1]	34 A.D.
152-170	-160	<i>Jonathan</i> -160 bis -142 [1M 9,3-12,52 = Apg 4,1ff]	35 A.D.
153	-159	<i>Alkimus (Jakim)</i> † [1M 9,54] = <i>Jakobus</i> † 29 oder 44 n.Chr.	36 A.D.
160	-152/1	Laubhüttenfest Jonathans 36/37 n.Chr.	44 A.D.
162	-150	<i>Jonathans Ehrung</i> in Ptolemäis [1M 10,46-66]	46 A.D.
165	-147	Demetrius II. (Claudius) + Apollonius (Theophilus)	48/9 A.D.
167	-145	Tryphon + Pollio kehren <i>aus Arabia</i> zurück [1M 11,54; Gal 1]	50 A.D.
		>> Apostelkonzil, Streit in Antiochia	51 A.D.
170	-142	<i>Tempelmaueraffäre</i> [1M12,35ff. = JA 20.8.11] „62 n.Chr.“	54 A.D.
171	-141	<i>Tempelweihe Simons</i> [1M 13,41ff = JA 20.9.7]	55 A.D.
172	-140	Simon K. Volkskönig [1M 14,27=JA 19.7.4] 49/63 n.Chr.	56 A.D.
		(18. Elul)	
177	-135	Simon †; Joh. Hyrkan I. [1M 16,14] = Zelotenkämpfe	61 A.D.
		>> Auszug der Urgemeinde; Bischof <i>Matthias</i>	65 A.D.
188	-124	2. Festbrief nach Ägypten [2M 1,9] rev. 65 n.Chr.	72 A.D.
=====			
193	Griechenära	-119 <i>Aufstand der Gracchen</i> (Ende Jerusalems 70 n.Chr.?)	
193 n.Chr.		Severische Julianische Dynastie (Septimius Alexander)	
212	[-100]	<i>Caracalla</i> = „Römischer Bürgerkrieg“	
222		<i>Marc Aurelius Severus Alexander Augustus (Octavian? Tiberius?)</i>	
247	[-63]	Pompejus in Jerusalem (Ende des Hasmonäerreiches)	
249	[-61]	Millenniumsfeier des Pontifex Philipp Arabs in Rom	
260		Gegenkaiserin <i>Zenobia</i> und „30 Tyrannen“ (Soldatenkaiser)	
266	[-44]	Julius Caesar † ?	
274	[-36]	[Marc Anton] Aurelian wird „Herr und Gott“ von Emesa	
281	[-31]	Actium	
284	[-28]	Diokletian (+153 + 95 Osterj. Cyrills = Justinian 532 A.D.i)	168 A.D.
312	[-]	Rev. konstantin.-byzant. bzw. arabisch-muslimischer Zeitrechnung	
=====			
312	Griechenära	3671 a.m. = 1 n.Chr. gemäß Hillel II.	196 A.D.
312	n.Chr.	5808 a.m = Africanus!	508 A.D.
324	Nicäa	5500 a.m = 12 ? oder 324 n.Chr. (Eusebius)	520 A.D.
525	Justinian	6000 a.m = 248 n. Diokletian 532 A.D.i. [./116]	416 A.D.
670	Alexandr.Ära	4119 a.m. = 358/9 n.Chr. gemäß Hillel II.	554 A.D.
1551	Byzanz ?	5000 a.m. = 1238 n.Chr. = Dekret Basler Konzil	1432/5 A.D.

te Vierkaiserjahr über: mit Didius Julianus, Claudius Albinus (Statthalter des Paulus?) und Septimius Severus, wo ein gewisser *Pescennius Niger*, Statthalter in Syrien, in Antiochia zum Kaiser werden will (offenbar identisch mit Simon Kostobar, genannt *Niger von Peräa*, Kommandant Idumäas, nebst Silas von Babylon und Menachem/Manahem [Apg 13,1; Jüd. Krieg II.19.2; 20.4]).¹³

Josefus lässt *Eleazar* eine Brandrede halten, die den Verrat der Juden in *Skythopolis* anklagt, die von den Römern rücksichtslos getötet wurden, obgleich sie mit den Griechen gegen die Zeloten kämpften [Jüd. Krieg II.18. 4 f.; VII.8.7]. Überhaupt hätten die Juden ihre Niederlage selber verschuldet, indem sie die Römer – die selber im Bürgerkrieg zerstritten waren – zu Hilfe gerufen hätten (wie es bei Pompejus und Scaurus geschah). Wiederholt wird also das Geschick des römischen Kaiserreiches auf dem jüdischen Schauplatz entschieden. Deshalb nehme ich an, dass Lukas dasselbe Ereignis beschreibt, das in mehrfacher Ausfertigung vorliegt.

Jesus ist nun genau die 200 Jahre der Rabbinen „vor Christus“ geboren, aber der kairologische Befund ist komplex und chronologisch nur schwer zu interpretieren. Einmal wissen wir nicht, ob die Ära seleukidisch oder „nach Alexander“ gerechnet wurde. Zweitens geraten wir in die Kalenderwirren des Alten Orients, die Velikovsky [1950, Kap. II.8] noch problemlos in das -8./7. Jh. Jesaias und Senacheribs datiert hatte, wo das Planetensystem (mit Jupiter und Venus, Mars und Merkur) augenscheinlich gestört war, das alte Sonnenjahr von $12 \times 30 = 360$ Tagen aus den Fugen geriet, wo die Mondphasen sich vorübergehend auf 9 Tage verlängerten, der Neujahresbeginn vom 10. Tag des 7. Monates (Herbstäquinoktium) auf den 1. Tag des 7. Monates vorverlegt werden musste [a.a.O. 311], also genau jener weltchronologische Fehler auftrat, den Heribert Illig seinen gregorianischen Rückberechnungen zugrunde legte. Durch die weltchronologische Umstellung auf exigiische Daten [s. Winzler 2001, 30 f.] würden nun in Byzanz (532 A.D.i.) nur **116 Griechenjahre** zuviel gezählt worden sein, obwohl aber das mythische **Jahr Null** der Julianisch-christlichen Zeitrechnung jetzt bei *Konstantin* läge (**312 n.Chr. = 508 A.D.**), was der Verdoppelung eines ganzen exigiischen Osterzyklus *im Westen* gleichkäme. Rechenfehler vorbehalten! Christi Geburt wandert auf der verjüngten griechischen Zeitskala relativ noch weiter nach rückwärts (55 Jahre), als ich kalkuliert hatte, und damit werden die von Heribert Illig (anscheinend zu recht als willkürlich) bemängelten Daten Makulatur. Ob das nun aber dynastisch und baugeschichtlich überhaupt möglich und erlaubt sei, die Alexandrinische Ära einfach fortzuschreiben, wie es die Juden (bis 1100) taten, wie und wo man das **Konzil von Nicäa** astronomisch einhängen müsste und inwieweit Byzanz daran anknüpfte, das zu evaluieren will ich kundigen Amateuren überlassen.

IV. Beth-Shean II (Julius Caesar und 40 Jahre Herodes)

Denn noch bleibt ein Wurmfortsatz in der Geschichte Beth-Sheans (Stratum II-I). Es scheint, dass Skythopolis zum letzten Mal seine welthistorische Rolle spielte, als der *Prätor Gabinius* gegen den *Quästor Aemilius Scaurus* kämpfte und die vielen zerstörten Städte – wie Samaria, Skythopolis, Raffia (Rapihu Davids), Dor (Durmitta Chattuschilis), Marisa (der Makkabäer), Gaza (der Philister) usw. – im neuen Glanz erstehen ließ, deren Äcker verwüstet und deren Wohnplätze „lange Zeit verlassen waren“ (fast wie zu Amarnazeiten) [Jüd. Alt. XIV.5.1-3]. Das ist auch das Letzte, was wir vom kilikischen Feldherrn Scaurus (Saul von Tarsus) hören, der in der Hungersnot mit *Antipater* (Abner?) kollaboriert und mit dem Nabatäer *'Aretas* sich aussöhnt (eigentlich *Karetas*, einem Churriter oder Karier, Gatte der aramäischen Kypros von Zypern und Arabien), womit er die steile Karriere des gleichnamigen Römerfreundes „Herodes“ (Sohn Antipaters mit Kypros) mitverschuldet.¹⁴

Ich will nicht leugnen, dass auch diese hübsche flavianische Legende des Renegaten Josefus auf prüfenswerten historischen Informationen basieren kann. Denn das Letzte, was wir aus Qumran in den Büchern Samuel erfahren, ist eine *Hungersnot*, „drei Jahre lang, ein Jahr nach dem andern“. Als David das Angesicht des Herrn befragte, sprach das Orakel: „Auf Saul und seinem Hause lastet eine Blutschuld, weil er die *Gibeoniten* getötet hat“, die doch die Verbündeten Josuas waren aus dem Rest der *Amoriter* (Amurru-Amoräer; nach Heinsohn: elamitische Marder/Perser des Cyrus, also keine Römer oder Romaier [2.Samuel 21,1f]). Zur Besänftigung der Gottheit ließ David alle Söhne Sauls – außer *Meri-Baal* (Balas/Merbalos von Tyrus) – kreuzigen, bis der Regen kam, und ließ sich die Gerippe Sauls und Jonathans ausliefern, die man von **Beth-Shean** weggenommen hatte, um sie in **Zela** am Pontus im Grabe des Vaters Kisch in Ehren zu begraben [Vers 12]; eben genau dort, wohin Caesar *kam, sah und siegte*, als ihm Kappadozien in die Hände fiel [s. Winzeler 4/00, 585f u. 598].

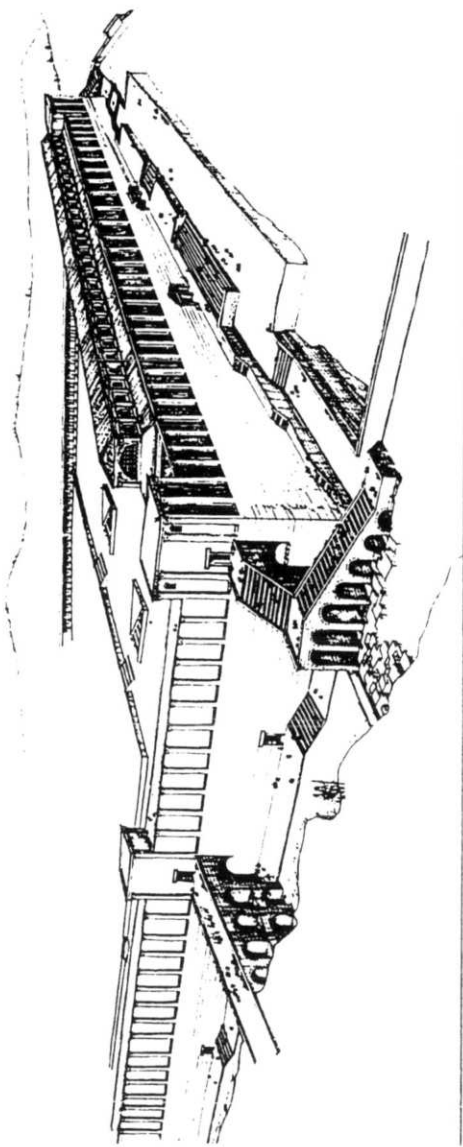
Der Unterschied zu Carotta besteht darin, dass ich mit alttestl. Davidstoffen argumentierte, noch bevor ich seine Markusstoffe (über den Davidsohn Jesus) näher anschaute. Vielleicht würde Francesco Carotta sogar frohlockend den Sieg des Divus Julius Caesar bestätigt finden. Ein großer Tempel der Nordwestseite Beth-Sheans (Straten III-II) wurde von den Ausgräbern nämlich irrtümlich in das -3. Jh gesetzt und entbirgt eine „frührömische“ (Early Roman) Anlage [EAEHL 219]. Auch die Töpferei der Samier (u.a.) verweist in das -1. Jh. Aber für Heinsohn verbleiben bei dieser Betrachtung nur

noch die byzantinischen Überreste einer einzigen Schicht, um das gesamte altrömische Kaiserreich bis zur arabischen Invasion abzudecken! Wir müssen eine weitreichende Entscheidung treffen. Entweder besteht die Ansicht Carottas zu Recht (im Verein mit Kammeier, Fomenko, Topper u. a.) und nicht allein der Islam, der Buddhismus, auch das Papsttum, der Pontifex „Jesus Christus“, der römische Katholizismus, das abendländische Christentum und beinahe die gesamte Hebräische Bibel sind eine einzige Nachahmung und Nachdichtung des einen und einzigen Divus Julius Caesar (Jupiter) im Verein mit Julia (Venus) im Gewande Davids und seiner *Abi-Gajil* (*Giluchepa* der Amarnabriefe), die den Saturn vom Sockel der Himmelherrschaft (des Chronos) stürzen und die so von einem gigantischen Astralmythos der Zeitenwende nicht mehr unterscheidbar wären.

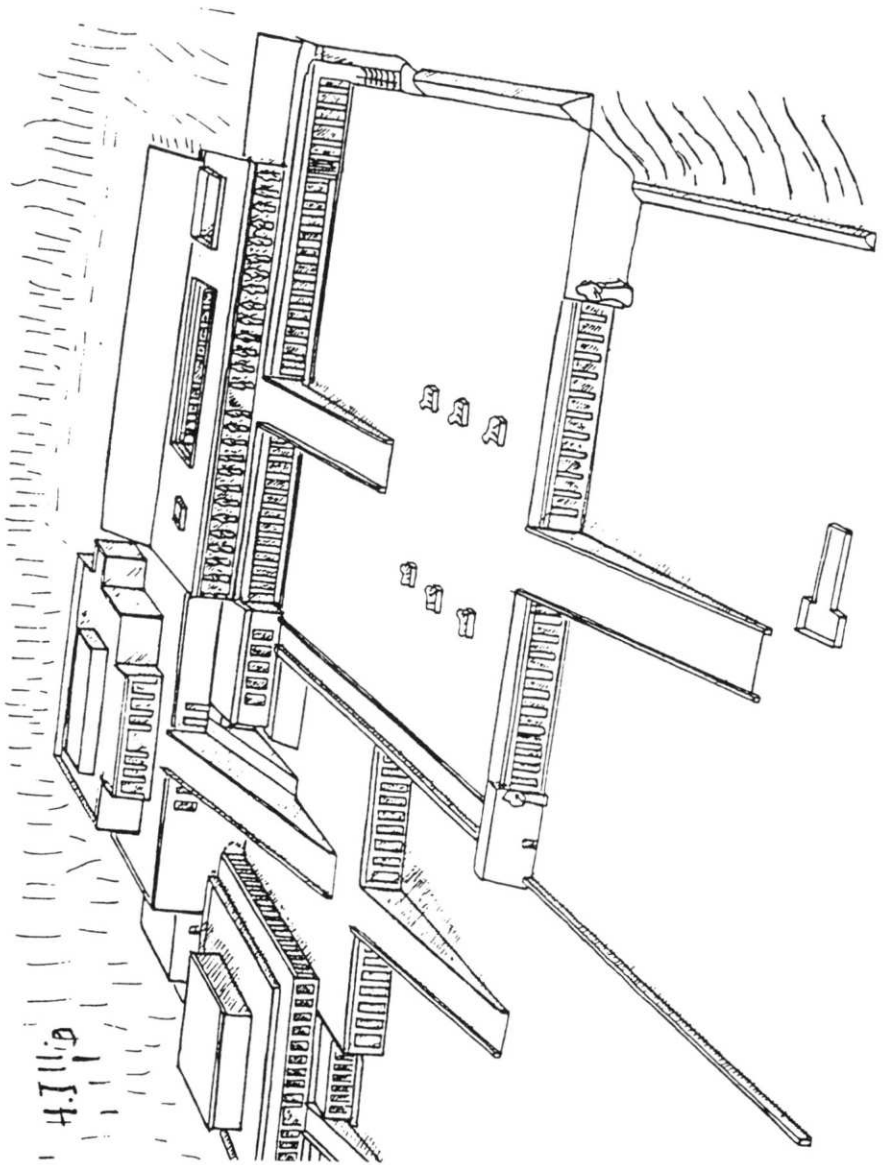
Es dürfte – mit den Nachweisen Velikovskys – kaum schwer fallen, diese *Supernova* des vor dem (von Himmelsblitzen) „erdolchten“ Divus Caesar verblassenden Saturn oder „Sternes von Bethlehem“ mit dem Sabbat, den Saturnalien und der makkabäischen *Menora* zu verbinden, und den antiken Heroen, der diese Himmelsmächte bezwang, in der ganzen Erhabenheit des „Friedensstifters“ Octavian – nach dem Erdbeben von Actium – darzustellen. Betet an, ihr Völker der Erdteile! [Belege s. 4/00].

Oder aber die Juden sind im Recht, die trotz Wasserstürzen, Meteoritenhagel, Hungersnöten und Genoziden das Erstgeburtsrecht auf die *Geschichte* des Alten Orientes und auf das Verstehen von wirklicher Geschichte überhaupt anmelden: „Das Heil kommt von den Juden“ [Johannes 4,22]. Das ist das Thema des Lukas und des römischen Dolmetschers Markus. Tertium non datur – jedenfalls bei Velikovsky und im Bekenntnis noch jeder christlichen Kirche. Wer daran rührt, läßt sich nicht zufällig die Streitwut der Theologen vom Format eines Karl Barth auf den Hals (gegen die arischen Deutschen Christen von 1933). Ähnlich wie Velikovsky tadelte nämlich auch Barth die modische Verächtlichmachung der, ach, so „unhistorischen“ Geschichte Israels durch die doch „nur bourgeoise Gewohnheit des gerade in seiner krankhaften Phantasielosigkeit höchst phantastischen, modern abendländischen Geistes, der seine Komplexe dadurch loszuwerden gedenkt, daß er sie verdrängt“ [Barth 1945, 87]. Was – in meinem Verständnis – aber keineswegs heißen kann, dass es Tabus des Verdrängten geben dürfte, wo keine Fragen mehr erlaubt wären und wo die Radikalkritik der Wahrheitsfindung nicht vielmehr dienlich sei (um auch dies klarzustellen).

Den keilschriftlichen Identitätsbeweis des welthistorischen Königs David sehe ich unter obwaltenden Umständen nicht tangiert. Um aber mit den 13



Umfassungsmauer des Herodes-Tempel: Rekonstruktion der Südwestecke mit den gewaltigen Kolonnaden [Magnusson 222]



Hatshepsut-Tempel in Theben-West, rechts von den Bauten Mentuhoteps II. und ihres Nachfolgers Thutmoses III. [Heinsohn/Illig 125]

Metern von Beth-Shean und mit Heinsohns Bedenken ins Reine zu kommen, könnte man sich auch etwas längere Wanderwege vorstellen, wo der Davidstoff vom frühesten DODO-Kult (des Thutmose I.?) nach Israel und Qumran gelangt ist, um damit die *Kittäer* (Mazedonen, Scipionen, Catonen und Römer) und nicht zuletzt die Herodianer zu charakterisieren (bei Caesar hatte ich direkte Kenntnis griechischer Abschriften orientalischer Quellen unterstellt, nur in umgekehrter Richtung, als Carotta für richtig hält).

Ich kann mich aber nicht dazu verstehen, das ganze Hasmonäerreich für eine bloße Karikatur der Julier zu halten, wo man für Aemilius Scaurus das Hethitergewand von *König Saul* (Murschilis II.) erst geschaffen hätte, für Alexander *Jonathan* das des Muwatalli (Joram von Juda), mitsamt den Rebellenöhnen, die nicht fehlen dürfen: wie *Meri-Baal* (Urchi-Teshup; Johannes Hyrkan = Hohepriester Osorkon oder Tiglatpileser?), *Absolom* (Aristobul?), *Adonia* (Antigonus?), usw.

Bis hin zum großen Tempelbauer *Salomo* (historisch: Thudalya IV.), der ja nun verwandelt wird in den kleinen Araberfürsten, den Tetrarchen Herodes in Galiläa, der durch den römischen Senat erst das Königtum Judäas erhält (-40/37), aber nur auf die Hausmacht Samaria sich wirklich verlassen kann, der sich fein heraushält und gegen die Nabatäer (Amalek) kämpft, als sein Ziehvater Marc Anton gegen Octavian unterliegt, womit er sich die Freundschaft des Augustus auf Rhodos verschafft (wie David beim Tod Sauls sich die Freundschaft des Achis von Gath verschafft), der ein böser Tyrann und ein hartherziger Steuerpächter (Roms) ist, der eigentlich kein Geld (nur Kupfermünzen) und gar keine Macht hat, da er dem Statthalter untersteht, aber doch ein gutes Herz hat und bis nach Griechenland und Syrien schöne Künste fördert, hellenistische Gymnasien, Kanalisationen, Tempel und Paläste bauen lässt (im mykenisch-philistäischen oder pseudo-nabatäischen Stil), der in seinem Größenwahn nur die „große Torheit“ beging, sich mit den Hasmonäern zu verschwägern [s. Wellhausen 326], ja nach der Weltherrschaft Ägyptens, Babylons und Roms zu gieren und der dabei alle Hofintrigen, Mord- und Selbstmordversuche über sich ergehen lassen muss, die je ein altorientalischer Romancier hätte erdichten können.

Gemäß diesem Röntgenblick *Wellhausens* auf diese ursprungsmythischen „40 Jahre“ vor der Geburt Christi, die Lukas kühl beiseite legte, wäre der Verdacht in keiner Weise zu entkräften, dass hier nicht nur Jerobeam und Josef, Ahab und Jehu, David und Salomo porträtiert, sondern verschlagene jüdische Provinzialpolitiker mit den Liebschaften und Gemeinheiten aller Großreichskönige des Hethiter-, Alexander- und Perserreiches (nach Herodot) ausgestattet wurden. Eben so trefflich ließen sich die Renaissance-Päpste

karikieren. Und wo landen wir dann, wenn wir diese Kunstfertigkeit für die „historische Wirklichkeit“ des ersten Kaiserreiches halten?

Dieser König Herodes hat keine einzige Inschrift hinterlassen, und „die jüdische Tradition hat jede Erinnerung an seine guten, großen Taten getilgt“ [s. Herodes CB 638]. Sein von Salomo schon begonnener Tempelbau, dessen unvergleichliche Schönheit auch die Rabbinen rühmten, wurde durch die Römer dem Erdboden gleichgemacht. Als die größte erhaltene Bauleistung wird der neue Tempelbezirk Jerusalems angesehen, dessen gewaltige Stützmauern in der Klagemauer noch zu sehen sind, bis 24 Meter unter den heutigen Erdboden reichen und auf Ecksteinen von 100 Tonnen ruhen, wofür 10.000 Sklaven und Handwerker benötigt waren [s. Jerusalem, CB 741]. Damit bewegen wir uns *stratigrafisch* in den „griechischen“ Horizonten von Ramses III. und Thudalya IV. und stilistisch im Bereich des Totentempels von Deir-el-Bahari, der genau die selben prachtvollen Strukturen aufweist (Zwischenstraten wurden in Jerusalem nie gefunden, manche herodianische Bauten wurden von den Ausgräbern der Davidszeit oder Hiskia, den Makkabäern oder Hasmonäern zugewiesen). Dass der Nazoräer Jesus diesen Tempel wirklich gesehen (und verabscheut) hat, möchte ich nicht bestreiten. Um auf den Boden historischer Entwicklungen und stratigrafischer Tatsachen zurückzukehren, könnte eine konsequente (stark vergrößerte, hier nur als ein Denkmodell vorgeschlagene) Stratigrafie Beth-Sheans dann ja auch so aussehen, dass das klassische römische Kaiserreich das Produkt, nicht immer schon die Wiege der (klassisch gewordenen) Antike war.

I	Byzantinisch (arabisch)	ab 400 / Codex Alexandrinus
II	Konstantinisch	ab 300 / Diokletian, spätachämenidisch
III	„Hellenistisch“	ab 200 / Severer, Alexander imitierend
IV	Achämenidisch	ab 100 / Parther, Sassaniden
V	Jerusalem, Rom, Babylon	70 Jahre Zeitenwende / Neuassyrer, Chaldäer
VI	Sethos und Ramses I. (=III.?)	ab -100 / Kimmerier, Skythen, Teutonen
VII	Amarna	ab -120 / Mitanni-Meder
VIII	Amenophis III. Nachas	ab -150 / Ammoniter, Umman Manda
IX	Achai-Menes	ab -300 / Achis v. Gath, „Alex. d. Gr.“

Endnoten

- 1) Zum Löwen Labaja/hu, der auf der Flucht erschlagen wird (König Saul? oder Laban, Labynetos = Senacherib?) s. Winzeler 1997, Endnote 3, wo verschiedene Varianten diskutiert wurden. Der ägyptische Wesir Janhammu (Josafat?) entsandte den „kanaanäischen Königssohn“ *Chani* (Chonja, Jojachin?), s. Meyer 3,364-67. In Chasor amtierte Jabin, in Akko (Ptolemäis) ein Zurata, in Megiddo Biridia. Für den Hethiter *Lupakki*, den Schuppiluliuma mit Tarchunta Schalma (Zalma-Teshup) nach Amka entsandte, lässt sich ein lydischer Statthalter (Lud-pakki) denken.
- 2) Thutmose' III. Präsenz in Stratum IX wurde immerhin von W.F. Albright angezweifelt [EAEHL 213].
- 3) Im Manuskript Velikovskys, Die Assyrische Eroberung; vgl.: www.varchive.org zu Beth-Shan.
- 4) Auch Sethos „packt den durch seinen nie irrenden Pfeil verwundeten feindlichen Häuptling [von Jenoaam] beim Hals und reißt ihn vom Wagen herab“ [Meyer 3,434]. Es scheint, dass mindestens vier ägyptische Legionen bei Kadesch oder Karkemisch gegen Muwatalli und Chattuschili kämpfen wollten. Die von Sethos wurde aufgehalten.
- 5) Mir liegt ein Entwurf von *Manfred Zeller* vor („Die Ptolemäer und die Dritte Zwischenzeit“), der aus Velikovskys Scheitern und Heinsohns Weiterdenken den stratigrafischen Schluss ziehen will, dass schon die 24.-26. Dynastie, das Neuassyrische Reich und die Dritte Zwischenzeit in den Hellenismus gehören müssten – ohne Kommentar.
- 6) Wie *Ralf Radke* [ZS 3/97] schlüssig gezeigt hat, der in meinen Augen als erster das stratigrafisch notwendige *Umkehrprinzip* formulierte, dass Darius I. (Tiglatpileser III.?) unter Umständen der zweite Darius gewesen wäre, Darius II. (Senacherib) eigentlich der „Darius I.“ – oder Ramses III. in Wahrheit der griechisch-achämenidische „Ramses I.“, usw. Überhaupt sind die hochproduktiven Kontroversbeiträge aus ZS 3/1997 noch in keiner Weise erledigt.
- 7) Heliodor spielt 2. Makk 3,8-33 eine sehr bemerkenswerte Rolle, weil er als Tempelräuber und Verbündeter des Tempelvorstehers *Simon* durch die Vision eines himmlischen Reiters wie tot zu Boden gestreckt wurde, bis Ananias (Onias ben Onias) ihm zur Genesung verhalf, so dass er – als Bekehrter (wie Paulus) – große *Gelübde* ablegte und Gott lobte [wie Apg 9; 21,10-24]. Das Buch Esra wurde in Qumran nicht gefunden. Aber auch Esra (Esdras, [Schamasch-Ukin]-esarra?) übergab einen Tempelschatz der Obhut Gottes, des Herrn: [Esra 8,26 par 2.Makk 3,11-13].
- 8) Die originale aramäische Urschrift des „*Jüdischen Krieges*“ ging kaum zufällig verloren!
- 9) Tiberius stürbe hier den Tod des Demetrius! In einigen Paralleltexten taucht *Alexander Tiberius* nur als Statthalter auf.

10) Was einen Hinweis für die konstantinische Endredaktion des kanonischen Lukas gibt. Es scheint, dass der Quirinius nur das Vermögen des [Kappadoziens] *Archälaos* (Urchi-Teshup) in Judäa sequestrierte und verkaufte [Jüd. Alt. 18.2.1].

11) Antiochus d. Gr. kämpft wie *Hannibal* (Hanno, Chanunu) mit 120.000 Elefanten gegen Rom! Ihm seien 15.000, aber Hannibal nur 10.000 Talente Reparationen auferlegt worden [par Mt 18,24].

12) Bei Hannibal **Zama** (-201). Ist es Zufall, dass Vitellius den *Marcellus* (severisch Marcellius) anstelle des Pilatus als Landpfleger nach Judäa entsandte ? [JA 18.4.2]. Nach Ermordung des *Sextus Caesar* durch *Bassus Caecilius* (Bassian Caracalla) kam Murcus (Markus) aus Rom, und es kam zum Krieg in **Apamea**, als Julius Caesar (Septimius?) ermordet wurde. Dann kam Cassius nach Syrien, stiftete den Frieden und machte Herodes zum Statthalter [JA 14.11.1 f.].

13) Pescennius dürfte vom Passahfest (annus paschalis), Kostobar von pentekostos abzuleiten sein.

14) In matriarchalen Verhältnissen kann dieselbe Königsmutter (Kypros I. und II.) sowohl Mutter wie Schwester oder Prinzgemahlin desselben Königs sein. Ein passender Amaraherrscher wäre beispielsweise der Edomiter *Kuri-gal-zu* (*Karier der großen Frau*), Sohn des Burnaburiasch (biblisch: Esau).

Literatur

- Alt, Albrecht (1928), „Zu der Geschichte von Beth-Sean (1500-1000 v. Chr.)“, in *Kleine Schriften* Bd. I, München 1953, 246-255
- Barth, Karl (1945), *Die Kirchliche Dogmatik*, Zürich (1932 ff.), Band III/1
- Carotta, Francesco (2001), „Profanierung?“, in *ZS* 13 (1) 40
- CB = Cornfeld, Galayahu / Botterweck, G.J., Hg. (1972), *Die Bibel und ihre Welt. Eine Enzyklopädie* (Originalausgabe Tel Aviv 1964), dtv-Lexikon, München
- EAEHL = „BETH-SHEAN“ (diverse Autoren), in Avi-Yonah, M. Hrg. (1975), *Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land*, Band I, London · Jerusalem
- Galling, Klaus (1950), *Textbuch zur Geschichte Israels*, Tübingen
- Heinsohn, Gunnar (2001), „Stratigrafische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzen Epochen aus der Geschichte“ (mit weiter. Lit.), in *ZS* 13 (1) 14
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (⁴2001), *Wann lebten die Pharaonen?*, Gräfelfing
- Illig, Heribert (2001), „Replik auf Peter Winzeler“, in *ZS* 13 (1) 38
- Magnusson, Magnus (1977), *Auf den Spuren der Bibel*, München
- Meyer, Eduard (1952-58), *Geschichte des Altertums*; 8 Bde der 9. Aufl., Essen · Wien
- Radke, Ralf (1997), „Achämeniden und die jüdische Chronologie“, in *ZS* 9 (3) 434
- Stauffer, Ethelbert (1957a), *Jesus, Gestalt und Geschichte*, Bern
- (1957b), „Der gekreuzigte Thoralehrer“, in *Jerusalem und Rom*, Bern, 128-132
- Velikovskij, Immanuel (1978, ¹1950 engl.), *Welten im Zusammenstoß*, Frankfurt/M.
- (1978), *Die Seevölker*, Frankfurt/Main
- (1979), *Ramses II und seine Zeit*, Frankfurt/Main
- (1981), *Vom Exodus zu König Echnaton*, Frankfurt/Main (¹1953 engl.)

- Velikovsky, Immanuel (o. Ang.), *Beth-Shean*: <http://www.varchive.org>
- Völker, Thomas (1997) „Grundrisse zur Rekonstruktion der Antike“ (I), in *ZS* 9 (3) 402
- (1999), „Mitregentschaft Amenophis III.-IV. (Echnaton)? (Grundrisse II)“, in *ZS* 11 (2) 175
- Weissergerber, Klaus (1997a), „Fremde Herrscher über Ägypten II“, in *ZS* 9 (3) 466
- (1997b), „Fremde Herrscher über Ägypten III“, in *ZS* 9 (4) 569
- Wellhausen, Julius (⁷1914), *Israelitische und jüdische Geschichte*, Berlin
- Winzeler, Peter (1993), „Die Neuerfindung der Geschichte Israels und ihrer Schichten“, in *VFG* 5 (3-4) 22
- (1995), „War David Salem-Ezar = Nebukadnezar ? Ein Experiment der multikulturellen Bibellektüre“, in *ZS* 7 (2) 122
 - (1996) „David direkt nach Amarna“, in *ZS* 8 (1) 17 [Hethiterquellen]
 - (1997), „War Davids ‘Hadadezer’ Aziru oder Cyrus?“, in *ZS* 9 (3) 502
 - (1999), „Wer war David?“, in *ZS* 11 (4) 546
 - (1/00), „Der ‚Mescha-Stein‘ - Die unerkannte hebräische Inschrift Davids?“, in *ZS* 12 (1) 17
 - (2/00), „Die Chronologie des Davidsreiches (I), Rekonstruktion der assyrisch-babylonischen Chronologie“, in *ZS* 12 (2) 194
 - (4/00), „Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele ? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches (II)“, in *ZS* 12 (4) 582
 - (2001), „Das Kreuz mit Qumran und den Äonen alter Bibelhandschriften“, in *ZS* 13 (1) 20

Dr. phil. Peter Winzeler CH-3257 Grossaffoltern, Sägersergässli 9
 Privatdozent für Syst. Theologie an der Christkatholischen und Evangelisch-theol. Fakultät der UNI Bern; Email: petwinzeler@dplanet.ch

Johannes von Müller und die Aufblähung des Altertums

Andreas Birken

Der Polyhistor Johannes von Müller, der Thukydides der Deutschen, hielt die „großen Zahlen der Sineser, Indier und Aegypter“ für

„astronomisch, nicht historisch; so ungefähr wie Buffons Naturperioden [George Louis Leclerc Graf von Buffon, 1707-88, französischer Naturforscher; Einfügung hier und im Folg. von A.B.], deren er einen von 80 000 Jahren anzunehmen für gut findet, bis die Erde werden mochte wie wir sie sehen.“

Er hielt es als seriöser Wissenschaftler lieber mit der „biblischen Berechnungsmanier, so wie sie mir am wahrscheinlichsten däucht,“ und erachtete es für ausgemacht, dass man

„von dem uns bekannten Ursprung der Menschen bis auf diesen Tag (bis 1784) 7506 Jahre annehmen“ könne [Sämtliche Werke, I, 26].

Johannes Müller wurde am 3. Januar 1752 in Schaffhausen in der Schweiz als Sohn eines Diakons geboren. Er studierte in Göttingen Theologie und Geschichte, absolvierte 1771 in Schaffhausen sein theologisches Examen und wurde dort Professor für griechische Sprache. 1774-79 lebte er in Genf und hielt (auf Französisch) öffentliche Vorlesungen über Universalgeschichte. 1780 lernte er in Berlin Friedrich den Großen kennen, erlangte jedoch nicht die erhoffte Anstellung; aber er wurde in Kassel Professor für Geschichte und Bibliotheksrat. 1786 wurde er Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz; im selben Jahr erschien der erste Band seiner „*Schweizergeschichte*“. In den folgenden Jahren übernahm er für den Kurfürsten diplomatische Missionen und wurde zum Geheimen Legationsrat, Geheimen Konferenzrat und schließlich zum Wirklichen Geheimen Staatsrat ernannt. 1791 erhob ihn der Kaiser als Johannes, Edler von Müller zu Sylvelden, zum Reichsritter. Nachdem die Franzosen 1792 Mainz besetzt hatten, ging Müller nach Wien, wo er als Wirklicher Hofrat bei der Geheimen Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde. In dieser Position verfasste er politische Flugschriften. Da er aber als Protestant in Wien keine weiteren Wirkungsmöglichkeiten sah und auch in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, zog er 1804 nach Berlin, wo er Mitglied der Akademie und Haushistoriograph der Hohenzollern wurde, was ihm den Titel eines Geheimen Kriegsrats einbrachte.

In seiner Berliner Zeit entstanden u.a. Texte wie „*Friedrichs Ruhm*“, „*Über den Untergang der Freiheit der alten Völker*“ und „*Über die Zeitrechnungen der Vorwelt*“. Der Friedrich-Text wurde 1807 vor der Akademie

in französischer Sprache vorgetragen und trug den Titel „De la Gloire de Frédéric“. In die Werkausgabe ist zusätzlich eine deutsche Fassung in der Übersetzung Goethes aufgenommen, der ja in seiner Jugend auch sehr fritzisch gesinnt gewesen war.

Am 14. Oktober 1806 fiel Preußen in der Schlacht von Jena Napoleon zum Opfer. Dieser zog daraufhin in Berlin ein – nicht ohne zuvor in Potsdam von Friedrichs Grab dessen Degen geraubt zu haben. In Berlin bestellte er Müller zur Audienz. Beide gewannen wechselseitig einen guten Eindruck voneinander. Müller jedenfalls erklärte, Napoleon habe ihn durch „sein Genie und seine unbefangene Güte“ gefangen genommen. Und als Müller 1807 gerade in Tübingen angekommen war, um dort eine Professur anzutreten, holte ihn der Befehl des Kaisers ein und ernannte ihn zu Staatssekretär des neuen Königreichs Westfalen. Der König von Württemberg musste diesen Affront mit guter Miene hinnehmen, denn schließlich hatte er auch seine Tochter dem „König Lustig“ in Kassel überlassen müssen.

Anders als Goethen in Weimar scheint Müllern diese herausgehobene Position überfordert zu haben, denn König Jérôme ernannte ihn auf seine Bitte hin 1808 zum Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtswesens. 1809 starb Müller in Kassel im Alter von 57 Jahren. König Ludwig von Bayern stattete sein Grab 1852 anlässlich von Müllers 100. Geburtstag mit einem Denkmal aus, das die Inschrift trägt: „Was Thukydides Hellas, Tacitus Rom, das war Müller seinem Vaterland.“

Müller war ein phänomenal fleißiger Forscher. Das Material zu seiner Geschichte der Menschheit umfasst 17.000 Seiten eng geschriebene Exzerpte von 1.833 Autoren. Sein Bruder beschrieb sie so:

„Sie sind alle in deutscher Sprache, aber so stark abgekürzt geschrieben, daß es eine lange Übung und einen Kenner der Geschichte und der excerptirten Bücher braucht, um sie fertig und richtig lesen zu können.“

[Werke, I. Band, S. XIII].

Auf der Grundlage dieser Exzerpte brachte Müller seine Menschheitsgeschichte ab 1779 in Französisch und ab 1781 in Deutsch zu Papier. Die gedruckte Fassung erschien ab 1810 in Tübingen in den von seinem Bruder Johann Georg Müller herausgegeben „sämtlichen Werken“ unter dem Titel „*Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit.*“

Der „*Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt*“ ist im 8. Band der „sämtlichen Werke“ abgedruckt.

Die Gleichstellung Müllers mit Thukydides zeigt zum einen die große Wertschätzung, die er in seiner Zeit genoss, weist aber auch darauf hin, dass

Müller da weiter gemacht hat, wo Thukydides aufgehört hatte. Denn bezüglich der Methoden hatte die Geschichtswissenschaft zwischenzeitlich keine Fortschritte gemacht. Müller steht durchaus am Beginn der modernen Geschichtswissenschaft – wobei wir seinen Zeitgenossen Schiller aber auch nicht gering schätzen wollen.

Müller selbst stand Thukydides eher reserviert gegenüber [Werke, Band, 1, S.118]:

„Hin und wieder ist es gut, sich zu erinnern, daß er ein Verwandter des vertriebenen Fürstengeschlechts, der Pisistratiden, war, daß er kein sonderlicher Freund der Volksherrschaft seyn mochte, und persönlich über das attische Volk sich zu beklagen hatte. Auch hat er einem gewissen Hang, die Sachen nicht von der günstigsten Seite anzusehen; doch leider scheint er selten sich hierinn zu irren. Bei ihm wird man vorzüglich den Staatsmann bewundern, in Herodotus den guten, aufgeklärten Mann lieben.“

In seiner Menschheitsgeschichte stellt er uns im Kapitel „Wie alt das menschliche Geschlecht seyn möge“ [Werke I, 26] folgende Chronologie vor:

„2262 Jahre [von Adam] bis zur Überschwemmung, 1074 bis auf die Geburt von Therachs ältestem Sohn, 60 bis auf Abraham, 75 bis er nach Canaan ging, 215 bis Jacob nach Aegypten zog, 430 bis auf Moses, 592 bis auf den Tempelbau, von dem an die gewöhnliche Chronologie.“

Dieses stellt sich nach unserer Zeitrechnung so dar:

- 5723 Adam
- 3461 Sintflut
- 2387 Geburt von Therachs Sohn Haran, Bruder des Abraham
- 2327 Abrahams Geburt
- 2252 Abraham zieht nach Kanaan
- 2037 Jakob zieht nach Ägypten
- 1607 Moses
- 1015 Bau des Tempels in Jerusalem durch König Salomo
(heute konventionell auf ca. 969 bis 930 datiert).

Sein methodisches Anliegen schilderte Müller im „*Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt*“ [Werke VIII, 197] so:

„Eine der größten Schwierigkeiten, welche dem Forscher auf den ersten Blättern der Geschichte begegnen, ist der Mangel einer hinreichend begründeten, allumfassenden Zeitrechnung, der die Zahlen der mannigfaltigen Ueberlieferungen sich synchronistisch anpassen ließen. Ganz natürlich, weil das Bedürfnis einer solchen anfangs nicht gefühlt wurde; keine wurde *herabgeführt*: *hinaufführen* mag man sie, nach Sagen und Schrif-

ten,, mit mehrerm oder minderm Glück; nicht auf den Anfang der Welt (was ist Welt? wer mag ihre Jahre ermessen!) aber auf *die älteste Erinnerung des Menschengeschlechtes.*“ [*kursive* HvHg. hier und im Weiteren J.v.M.]

Um dieses bescheidene Ziel zu erreichen, verglich Müller die Traditionen der Juden, Perser, Inder und Chinesen und prüfte die verschiedenen Überlieferungen. Er verwahrte sich gegen gewisse modische Strömungen und „jene unstatthafte Regel, daß die Kritik überall verkürzen müsse,“ denn er fühlte,

„daß viel oder wenig, eng oder weit, für die Kritik gleichgültig, und nichts durch sie zu suchen ist als *Wahrheit* oder *Wahrscheinlichkeit.*“

[Werke I, 201 f.].

Aufgrund dieser strengen Maßstäbe entschied er sich für die „Rechnung der alexandrinischen Uebersetzung des mosaischen Geschichtsbuchs“, die

„zwischen Adam und Abraham um nicht weniger als 1376 Jahre höher steht als nach der masorethischen Ausgabe des hebräischen Textes.“

Auch die Daten der Einführung der verschiedenen orientalischen Kalender zeigten ihm, dass er auf dem richtigen Weg war:

„Aus dieser Zeit hat Persien Sonnenjahre (2521) und den 1440jährigen Einschaltungscyclus. (Dreimal wurde er vollendet, im Jahr 3961 bald nach Herstellung des persischen Reichs durch Feridun, in dem Jahr, wo Alexander aus Macedonien Persien eroberte und in dem 12ten Jahre der Herrschaft Sultans Machmud, Sohns Malikschah, von dem Seldshukischen Hause). Aber Sonnenjahre bekamen in Dshemshjd's Jahrhunderten auch die Indier (2622) im Anfang ihrer vierten, der noch währenden eisernen Zeit; eben dieselben Aegypten, und den 1461jährigen Cyclus (2946)“ [ebd., 210 f.].

Müllers Ansatz der Zeit zwischen Abrahams Geburt und Salomos Tempel liegt um 327 Jahre höher als bis dahin üblich. Er begründet dies damit, dass die 430 Jahre des Aufenthalts der Juden in Ägypten „nicht von einer kurzen Reise, welche einer der Stammväter zweihundert Jahre zuvor gethan“ zu rechnen sei, sondern „von dem Zeitpunkte der Niederlassung“ an.

Selbst der von ihm so geschätzte Herodot muss sich eine Korrektur gefallen lassen:

„Die von Herodot für die Obergewalt Assyriens angegebenen 520 Jahre sind in diesem dritten, dem Feridun'schen Geschlecht [aus der Dynastie der Pishdadier]; hierbei hat er jene fünf Könige ausgelassen und für einzelne Regierungen die minderen Zahlen gewählt. Indem wir durch das Gegentheil 223 Jahre gewinnen, bleibt uns bei diesen Assyriern Raum für das ganze Haus Feridun's, welches nach seinen 500 ungefähr noch 180 oder 240 Jahre zählt“ [ebd., 219].

U e b e r s i c h t
d e r
G e s c h i c h t e P e r s i e n s *).

- 1) Dynastie der M a h a b a d e n (von Jones entdeckt). Unsere antediluvianische Zeit. Tempus *αδηλον*.
- 2) Dynastie der P i s h d a d i e r. Tempus *μυθικον*. 2421 Jahre. Wir bemerken nur Dschemshid, den größten, weisesten König, und Isthakar sein Werk. Diese Regentensfolge coexistirt unserm assyrischen Reich.
- 3) Die K a j a n i d e n (aCHALMENIDEN); 718 Jahre.

N. Nach meiner Chronologie, die sich hauptsächlich an die LXX hält, haben diese 3139 Jahre vollkommen Raum zwischen 2262, dem der großen Wasserfluth und 5400, bei mir dem ersten Jahr Alexanders.

a) Ungewisse Zeit bis auf Cyrus.

*) Für einen jungen Freund verfaßt.

M. d. H.

Auch den Kollegen Anquetil du Perron, den Entdecker der parsischen Zendavesta, weist er zurecht:

„Der willkürliche Satz, daß man die kleineren Zahlen vorziehen müsse, verleitet ihn schon anfangs in unauflöbliche Schwierigkeiten, durch welche die ersten zwei Geschlechter in eine unbegreifliche Verwirrung kommen, und nun bewegt ihn die kleine Zahl Herodots, die letzten Pishdaden und ersten Keaniden in die medischen Zeiten zusammen zu werfen“ [ebd., 219 f.].

Die in der Awesta überlieferte zoroastrische Tradition hat Müller sehr beeindruckt. Er gewann hier als Stütze der biblischen Geschichte eine ebenso alte persische. Das 4. Kapitel seines 1. Buches der Geschichte ist überschrieben: „Anfang der Historie. Persien.“

Von der Geschichte des zoroastrischen Persien hat er mehrere Zusammenfassungen zu Papier gebracht, darunter auch die auf der vorangehenden Seite abgebildete [Werke, VIII, 233]. Besonders aufschlussreich ist ein Zusatz aus dem Jahre 1805, in dem die mosaïschen und die iranischen Perioden verglichen werden [ebd., 224 f.]:

„Mosaïsche Perioden

Von Anfang bis zur Ueberschwemmung (nach Julius Afrikanus):	2262 Jahre.
Bis auf den Erstgebohrnen Therachs	1072
Bis Abraham gebohren wurde (Usserius)	60
Bis er auswanderte	75
Bis sein Geschlecht nach Aegypten zog	215
Bis Israel Aegypten wieder verließ (Michaelis nach dem zweiten Buche Mosis, und Erforderniß auch anderer Umstände.)	430
Bis auf Salomons Tempelbau (Fl. Josephi, durch die Chronologie der Richter bestätigte, Leseart I Kön. VI, 1.)	592
Ohne weitere erhebliche Schwierigkeiten bis auf Alexander	694
	<hr/>
	5400 Jahre.

In diese vier und fünfzig Jahrhunderte passen die Dynastien der alten Perser, ohne daß man bedürfte, weder die Ueberlieferungen Irans noch die Angaben der Griechen zu verwerfen.

Die unbestimmten Zeiten der vierzehn Mahabaden, welche Jones im Dabistan findet, fallen in die Periode vor der Wasserfluth.

Bundehesch, doch wohl die älteste Quelle der Chronologie Irans, rechnet, nach der Leseart des von Anquetil mitgebrachten Codex, 2403 Jahre der pishdadischen Dynastie; sie scheint aber durch das Ravaet [Kommentar] des Mohed Bahram Shapur zu berichtigen: das letztere bringt diese Periode auf 2451 Jahre, wovon die 30 des Kajomars Gülshéh als durchgehends mythisch abzurechnen seyn mögen. Den Kajaniden (den griechischen aCHAImENIDEN) werden 732 Jahre gegeben, von welchen Alexanders vierzehn abzuziehen sind.

Zeiträume nach den Sagen Irans.

Die Pishdadier	2421 Jahre.
Die Kajaniden	718
Beide mit jener ältern Zahl	2262
bringen auf die obengefundene Epoche Alexanders	5401 Jahre.“

Müller konnte mit Recht schließen, dass die völlig unabhängig errechneten Zeiträume von 5400 und 5401 Jahren nicht zufällig fast identisch waren. Eine schönere Bestätigung seines Ansatzes hätte es gar nicht geben können. Er hatte sein Ziel „einer hinreichend begründeten, allumfassenden Zeitrechnung“ erreicht.

Inhaltlich konnte Müller über die Völker des alten Orients nicht mehr sagen, als in der Bibel und bei den Autoren der griechischen Antike zu lesen ist. Noch war ja kein Wort der Hieroglyphen- und Keilschrifttexte übersetzt. Er fasste sich deshalb kurz:

Kap. 4.	Anfang der Historie. Persien.	Seite	27
Kap. 5.	Assyrien.		28
Kap. 6.	Syrische Küste und Phönicien.		30
Kap. 7.	Kolchis und Skythien.		33
Kap. 8.	Araber; Juden; phönicische Kolonien.		34
Kap. 9.	Aegypten.		36
Kap. 10.	Kleinasien.		37
Kap. 11.	Griechenland.		38
Kap. 12.	Kreta.		43
Kap. 13.	Trojanischer Krieg.		45
Kap. 14.	Italien.		49-52.

In diesem 1. Buch handelt Müller das ab, was er „Vorzeit“ nennt: Die Gründungsmythen und frühen Wanderungen der Völker. In diese Zeit gehören für ihn die „Trümmer der altpersischen Hauptstadt Estakhar [Persepolis], wie die des ägyptischen Laksor [Theben], wie die auf der disseitigen Halbinsel Indiens...“

D. h., er wies die Paläste von Persepolis den sagenhaften Pishdadiern zu, nicht den Achämeniden.

Dass sich in Müllers Geschichtsbild die Sumerer so wenig finden wie die Hethiter oder Mitanni, ist angesichts seiner Quellen einsichtig. Das frühe Babylonien wird im Kapitel über Assyrien behandelt [S. 29]:

„Es scheint, daß man sich nicht lang nach jener großen Ueberschwemmung, wovon fast alle Nationen zu sagen wissen, in diesen Ländern [an Tigris und Euphrat] niedergelassen, und daß in wenigen Jahrhunderten gewisse Stämme ein vorzügliches Ansehen erworben. Auch daß in uralten Zeiten [Anmerkung Müllers: Vielleicht 1100 Jahre nach der Sündfluth] Völkerschaften des Gebürges [Chasdjim, Chaldäer] die schönen Ebenen eingenommen, woselbst sie gesittet worden, und unter wenig bekannten Königen viele hundert Jahre lang ihres Glücks genossen. Wie weit sie geherrscht, unter wie vielen Regentenfamilien, beides ist unbekannt...“

Danach hätte also die mesopotamische Hochkultur um 2350 v. Chr., kurz vor der Geburt des Abraham, ihren Ursprung gehabt. An anderer Stelle [Werke I, 435] formuliert Müller:

„Es geschah, ungefähr zwölfhundert Jahre nach einer weitberühmten Ueberschwemmung, im Anfang aller Historie (indem von älteren Zeiten nichts als Bruchstücke und Mythengesang übrig ist), daß ein durch Reichthum, Weisheit und Biedersinn ungemein ehrwürdiger Emir (wie er nun heißen würde), mit Namen Abraham, der in Assyrien und Babylonien aufkeimenden Königsmacht entging, und seine Heerden in dieses Land [Canaan oder Palästina] führte, welches noch nicht sehr bewohnt war.“

Abraham war der Mann, der „sein Vaterland verließ, um nicht fremden Sitten zu dienen.“

Das 2. Buch [Werke I, 53 ff.] trägt den Titel „Die Zeiten des Ursprungs freier Verfassungen bis auf Solon.“ Das chronologische Gerüst sieht so aus:

- um 1200 Zerstörung Trojas
- um 1120 Beginn der dorischen Einwanderung
- ab 1071 Gründung der ionischen Kolonien in Kleinasien

um 900	Ende Reiches der Assyrer, Aufstieg von Medien und Babylon
775	Erneuerung der olympischen Spiele
753	Gründung Roms
747	Gründung von Byzanz
734	Gründung des Königreichs Makedonien
595	Solons Gesetzgebung in Athen.

Über Ägypten erfahren wir [56 f.]:

„Nach dem trojanischen Krieg wurde Ägypten glänzender. Die Dynastien, worein es vertheilt war, wurden vereinigt; Einem König diente das ganze Land, und er den Gesetzen...“

Auch die großen Pyramiden fallen für Müller – Herodot folgend – in diese Zeit [57]:

„...man spricht von dem Unterdrückungsgeiste, man declamiert über die Eitelkeit des Erbauers der größten Pyramide: wir wollen das uralte Aegypten so schnell nicht verdammen; seine Denkmale haben etwas Geheimnißvolles, das bewunderungswürdige Ideen verräth. Jede Seite des Fußes der größten Pyramide, 500mal multiplicirt, liefert die 57,075 Klaftern (toises), welche den geographischen Grad ausmachen: genau dasselbe Resultat liefert der Cubus des Nilmessers, 200,000mal multiplicirt.“

Das Kapitel endet mit Psammetich (-669) und Herodots zwölf „Hauptern“ (-617).

Über die banalen Dinge des Lebens im Altertum finden wir bei Müller fast nichts. Als studierter Theologe und Philologe interessierte er sich mehr für Metaphern als für Metalle. So taucht etwa eine „eiserne Zeit“ nur in Zusammenhang mit dem altindischen Kalender auf.

Unbedingt aber hat Müller das Verdienst, den Zeitrahmen für die mit Napoleons Ägyptenfeldzug beginnende Erforschung der Geschichte des alten Orients gesetzt zu haben. Auch das von ihm angewandte Prinzip, die Dynastien stets nacheinander statt nebeneinander zu setzen, machte Schule.

Seit dem Erscheinen von Müllers *Allgemeiner Geschichte* sind fast 200 Jahre vergangen. Zehntausende von Scherben, Tausende von beschrifteten Tontafeln und Hunderte von Bauten sind seither aus dem Boden gegraben worden. All dies hätte sehr gut in Müllers chronologisches Gerüst passen können – es war durchaus groß genug. Die Sintflut hat auch immer noch ihren Platz in der Mitte des -3. Jtsds. [dieses und die folgenden Daten nach *Der Große Ploetz*, 32. Aufl., Freiburg 1999]. Aber offenbar lagen nach Meinung späterer Historikergenerationen die Etagen des Gerüstes nicht an der richtigen Stelle. Der

Umbau begann damit, dass die ägyptische Chronologie des Historikers Herodot durch die des Priesters Manetho ersetzt wurde. Manetho lebte 200 Jahre nach Herodot und gilt deshalb offenbar als zuverlässiger. Dadurch wurde die Geschichte Ägyptens geradezu umgestülpt. Die Reichseinigung (-30. Jh.) und die Pyramidenbauer (-26. Jh.) stehen nun nicht mehr am Ende, sondern am Anfang der Chronologie. Seither wundert man sich, wie im Niltal eine fertige Hochkultur gleichsam aus dem Nichts explodieren konnte und sich dann 2.000 Jahre lang nicht mehr veränderte.

Dank einiger eindeutiger Synchronismen – wie die der Armara-Korrespondenz – wurde die Geschichte Mesopotamiens mit umgestülpt. Müllers wenig bekannte Chaldäer Könige durften nicht mehr viele Jahrhunderte des Glücks genießen, sondern mussten gleich nach dem Absinken der Sintflut die Schrift und den Staat erfinden (-31. Jh.), heftige Kriege gegeneinander führen und flugs zur Gründung von Großreichen schreiten (-24. Jh.). Die Tatsache, dass ihre anfangs großartigen Gesetzbücher im Laufe der Jahrhunderte immer primitiver wurden, hätte sicherlich nicht Müllers Billigung gefunden.

Der Trojanische Krieg rückte ins -13. Jh., nicht ohne das inzwischen aufgetauchte Problem der dunklen Jahrhunderte Griechenlands zu verschärfen. Moses dagegen (die Bibel nennt seinen Pharao nicht bei Namen) wurde entgegen der allgemeinen Tendenz erheblich verjüngt (nach -1250). Dadurch kam aber Erzvater Abraham in Zeitnot. Einerseits wird er nämlich zur Datierung der Ur-Chaldäer im -4. Jtsd. benötigt, andererseits soll er seine Herden im -2. Jtsd. nach Kanaan treiben. Derzeitiger Stand laut Ploetz: Abraham um -1700.

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Wirrungen um Schoske und Wildung

Heribert Illig

Wieder einmal kam es zu einem Wildung-Eklat, obwohl solche der Ägyptologe – Organisator des Internationalen Ägyptologen-Kongresses 1985 in München, erfolgreicher Sponsoren-Anwerber und Freundeskreisgründer zur Förderung seines Münchner Museums, Leiter des Berliner Museums – nun wirklich nicht nötig hätte. Zunächst berichtete ein Magazin aus Hamburg [DER SPIEGEL 13/2001, S. 209]:

„Archäologie. Affäre um Pharaonensarg

Die Affäre um den in München versteckten Pharaonensarg weitet sich zur Haupt- und Staatsaktion aus. Ende April will Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber nach Kairo reisen, um mit Ägyptens Staatschef Husni Mubarak eine Lösung des Raubgutkrimis herbeizuführen.

Das strittige Beutestück ist Teil eines Pharaonensarges, in dem ursprünglich der Ketzerkönig Echnaton bestattet werden sollte. Das Stück – es handelt sich um die mit Edelsteinen besetzten Goldgitter der verrotteten hölzernen Sargwanne – wurde einst aus dem Kairoer Museum gestohlen. Im Jahr 1980 übernahm der damalige Chef der „Staatlichen Sammlung Ägyptischer Kunst“ in München, Dietrich Wildung, die dubiose Ware von einem Kunsthändler und versteckte sie im Keller. Im letzten Oktober stellte Ägypten eine offizielle Rückforderung an die bayerische Regierung. München ist jedoch nicht bereit, den Prunksarg ohne Gegenleistung herauszurücken. Vorletzte Woche reiste Wildung erneut heimlich nach Kairo, um im Vorfeld des Stoiber-Besuchs eine Tauschgeschäft vorzubereiten. Sein Vorschlag: Ägypten erhält das Diebesgut zurück, verpflichtet sich aber, alle Funde aus dem Echnaton-Grab für eine pompöse Ausstellung kostenlos an Deutschland auszuleihen. Grund für einen neuen Eklat: Der Besucher, so ein Informant, sei vom Präsidenten der Altertümerverwaltung Gaballah Ali Gaballah nach zehn Minuten aus dem Haus komplimentiert worden. Für Stoiber wird der Spielraum nun eng. Viele Stellen in Ägypten, heißt es, seien zornig über die Haltung der Bayern. Stoiber lässt sich derzeit für den Mubarak-Gipfel eine Tischvorlage ausarbeiten. Beraten wird er von der Wildung-Ehefrau Silvia Schoske, die an der Mausehelei beteiligt war.“

Die Fortsetzung brachte die *Süddeutsche Zeitung* vom 4.5.2001 unter den Überschriften: „Stoiber gibt Pharaonen-Sarg zurück. Bayern verzichtet auf Erstattung der Restaurierungskosten in Höhe von 200 000 Mark durch Kairo“. Es war also nichts mit einer Ausstellung im Tauschverfahren.

„In einer Stellungnahme wies die Staatskanzlei Vorwürfe zurück, das Objekt sei über die Jahre in München versteckt worden, nachdem dessen wahrer Wert erkannt worden sei.“ Damit ist natürlich nicht erklärt, warum das Museum eine aufwändige Restaurierung durchführte, das gerettete Objekt jedoch anschließend im Magazin beließ, obwohl der *Sarg von Echnaton* nun wirklich ein beachtenswertes Stück ist.

Es erinnert daran, dass Wildung für dasselbe Museum mehrere *Kupferobjekte* unbekannter Provenienz aus Privatbesitz kaufte und zu einem einsamen Höhepunkt des Kunstschaffens im Mittleren Reich hochstilisierte, während sein Vorgänger H.W. Müller auf eine Entstehungszeit zum Höhepunkt der Niellotechnik um -900 plädiert hatte, also volle 1.000 Jahre später [WIP = *Wann lebten die Pharaonen?* S. 214-220].

Es erinnert an die Restaurierung des *Teje-Köpfchens* in Berlin-Charlottenburg, bei der unter Einsatz modernster Technik und sehr viel Geld nachgewiesen wurde, dass eine ‚Perücke‘ eine Silberkappe verdeckte, die ohnehin zu erkennen war – diese opulente Nichtigkeit war Gegenstand von Wildungs Vortrag zum 6. Ägyptologischen Weltkongress 1991 in Turin.

Es erinnert an Wildungs ‚Fund‘ in seinem Berliner Museum: Den Porträtköpfen der Amarna-Zeit gingen 1.000 Jahre ältere *Gipsmasken* aus dem Alten Reich voraus, weshalb er 1997 verkündete, das erste reale Abbild eines Ägypters, der vor 4.500 Jahren lebte, sei allemal „weitaus bedeutender“ als der Fund des Ötzi, also eines echten Menschens [vgl. WIP 164].

Es erinnert an die „*Kokainmumien*“, die auch im Münchner Museumsmagazin – nun von Wildungs Frau geleitet – entdeckt wurden, doch seit der gerichtsmedizinischen Analyse (Dr. Svetla Balabanova, Ulm) aus ethischen Gründen der Forschung verschlossen bleiben [„*Der Fluch der Kokain-Mumien*“, von Sahra Marris, 1996, TV Production for CHANNEL FOUR; zuletzt bei ARTE, 2000]. Es gibt dafür auch einen weniger edlen Grund. Egal, ob Kokain nun kurantes Rauschgift im Alten Ägypten war oder das Sterben erleichterte oder nur zum Einbalsamieren Verwendung fand – als Produkt der Neuen Welt durfte es am Nil nicht bekannt sein. Dabei weisen ein Tabakkäfer und Seidenreste in der Mumie Ramses' II. schon länger darauf hin, dass die Isolationstheorie der Ethnologen so wenig wie die Chronologie der Alten Welt haltbar ist.

Und es erinnert an den „*Grünen Kopf*“ und seine Umdatierung durch D. Wildung und S. Schoske – gegen ihre eigenen Befunde [vgl. ZS 1/01, 9 f.].

So setzt sich das ägyptologische Ehepaar einerseits massiv dafür ein, dass sich „wohl kaum noch die Grundstruktur unseres Ägyptenbildes verändern wird“ [WIP 368], nutzt andererseits aber Umdatierungen innerhalb des chronologischen Gefüges und dubiose Umstände für publicity- und forschungsgelderträchtige Aktivitäten größerer Ausmaßes.

Das früheste Datum der Geschichte

Bemerkungen zum ägyptischen Kalender

Andreas Birken

Die Ägypter waren in vorhellenistischer Zeit wenig an Astronomie interessiert [Helck/Otto, s. Astronomie]. Ihre Neugier ging nicht über die offensichtlichsten Phänomene hinaus. Wichtig waren ihnen vor allem die Sonne (Sonnengott Re), der Mond und der hellste Fixstern Sirius (Sothis), der, wenn im Sommer erstmals wieder am Morgenhimmel zu sehen (heliakischer Frühaufgang), als Kündiger der Nilflut galt. Dieser Frühaufgang wurde als „Hervorgehen der Sothis“ als Fest gefeiert.

Sternbeobachtungen dienten zur Berechnung der zwölf Nachtstunden [Helck/Otto, s. Dekane]. Die dafür im Jahreslauf benötigten 36 hellen Sterne nannten die Griechen Dekane, weil jeder Stern alle zehn Tage um eine Stunde später aufgeht. Entsprechende Listen sind aus dem Mittleren Reich überliefert (die letzte im Grab Ramses' IV., gestorben -1142/40) und basieren auf einem Jahr von 360 Tagen. Sie haben deshalb laut Helck

„nicht lange Gültigkeit gehabt, es sei denn, man habe Umrechnungslisten besessen, die die Verschiebung des astronomischen Jahres gegenüber dem in den Listen benutzten Jahr von 360 Tagen vorzunehmen erlaubten.“

Wir haben keinen Grund zur Annahme, dass die Ägypter auf anderem Weg zu einem Kalender gekommen sind als andere Völker. Die Ausgangspunkte waren also der Wechsel von Tag und Nacht und die Jahreszeiten. Letztere sind in Ägypten nicht wie in unseren Breiten durch Wetterphänomene und Sonnenstand bestimmt, sondern durch die Nilflut, die Abfolge von Saat und Ernte gegeben. Die Ägypter unterschieden daher nicht vier, sondern drei Jahreszeiten: Überschwemmung, Aussaat und Ernte. Eine weitere Unterteilung des Jahres gaben die Phasen des Mondes, die pro Jahr zwölf Monate ergeben. Das ägyptische Schriftzeichen für Monat ist eine liegende Mondichel. Dass zwölf Monate zusammen elf Tage kürzer sind als das Sonnenjahr aus vier Jahreszeiten, war für die Ägypter nie ein ernstes Problem und sie haben die Differenz offenbar auch nie genau ausgerechnet. Zum präzisesten Kalender des Altertums sind sie wohl aus reinem Pragmatismus gekommen.

John A. Wilson [360] beschrieb die Erfindung des 365-Tage Kalenders so: „Gewiß sollte man seine Bedeutung für die Ägypter nicht überschätzen: er diente lediglich der Präzision in der amtlichen Rechnungslegung und

hatte im Alltag wenig zu suchen; die Landarbeit richtete sich nach dem Steigen und Fallen des Nils, und für kurzfristige Zeiteinteilung im Werktag der Massen, ja sogar für die Bestimmung der Feste galt der Mondmonat. Freilich war das Niljahr launisch, bald kürzer, bald länger als das Sonnenjahr, und das nach Mondmonaten berechnete fiel nicht mit dem durchschnittlichen Niljahr zusammen; der Staat brauchte für sein Rechnungswesen genauere Maßstäbe. Im Verlauf von Jahrhunderten werden die Ägypter jahraus, jahrein die Zahl der Tage von einem Höchststand des Nils zum anderen notiert, den Durchschnitt von rund 365 errechnet und willkürlich ein Jahr festgesetzt haben, dessen Beginn sie zunächst auf einen jährlich wiederkehrenden Tag legten: den Tag, an dem der Sirius zum erstenmal bei Sonnenaufgang am östlichen Horizont erscheint. Größere Präzision war noch nicht nötig.“

Dieses Jahr bestand aus zwölf Monaten zu 30 Tagen plus fünf Schalttagen (griechisch Epagomenen) und war damit einen Vierteltag kürzer als das mittlere Sonnenjahr.

Für die Monatsnamen sind drei verschiedene Formen überliefert [Beckerrath 7; Helck/Otto, s. Monatsnamen]. Die erste Gruppe besteht aus reinen Zählnamen nach Jahreszeiten, die zweite hat noch teilweise jahreszeitlichen Bezug, die dritte (aus hellenistischer Zeit) ist nach Festen benannt (siehe nebenstehende Tabelle). Von diesen Namensgruppen wird gesagt, dass sie verschiedenen Zeitschichten angehören. Andererseits wird aber angenommen [Helck/Otto, s. Kalender], dass drei verschiedene Kalenderjahre gleichzeitig in Gebrauch gewesen sein könnten: Ein bürgerliches (genauer: fiskalisches) mit 365 Tagen, eines von 360 für das Rechnungswesen der Tempel und ein reines Mondjahr von 354 Tagen. Falls dem so war, könnten die drei Versionen von Monatsnamen auch bestimmten Jahrestypen zuzuordnen sein. Helck gibt nicht an, für welche Zeit der Tempelrechnungskalender belegt ist. Unterschiedliche Kalender für Staat und Tempel passen auch nicht recht in das überkommene Ägyptenbild.

Über den Zeitpunkt, zu dem dieser Kalender eingeführt wurde, streiten die Gelehrten seit den Anfängen der Ägyptologie. Die Lösung dieser Frage ist nämlich von höchster chronologischer Bedeutung. Das hängt mit der berühmten-berühmten Sothis-Periode zusammen, die den Ägyptologen erheblich mehr Kopfzerbrechen bereitet hat als den Ägyptern selbst, denen jedenfalls der Begriff unbekannt war. Damit hat es folgende Bewandnis:

Da das ägyptische Jahr um einen Vierteltag zu kurz war, verschob es sich alle vier Jahre um einen Tag gegenüber dem julianischen Jahr, so dass es

Ägyptische Monatsnamen

A	B	C
I 1. Monat der Überschwemmung	Trunkenheit	Thôt
II 2. Monat der Überschwemmung	Bekleidung	Paôphi
III 3. Monat der Überschwemmung	Hathor	Athyr
IV 4. Monat der Überschwemmung	Sachmet	Choiak
V 1. Monat des Sprießens	Schwellen des Speltes	Tybi
VI 2. Monat des Sprießens	Großer Brand	Mechir
VII 3. Monat des Sprießens	Kleiner Brand	Phamenôth
VIII 4. Monat des Sprießens	Renenutet (Erntegöttin)	Pharmuthi
IX 1. Monat der Hitze	Chons	Pachôn
X 2. Monat der Hitze	Chentechthai	Paÿni
XI 3. Monat der Hitze	<i>Jpt-hmt</i>	Epiphi
XII 4. Monat der Hitze	Re-Harachte	Mesorê

im Laufe der Zeit durch alle Jahreszeiten wanderte und erst nach 1.461 Jahren wieder mit dem julianischen übereinstimmte. Es sind 1.461 ägyptische = 1.460 julianische Jahre. Diese Zeit wird Sothis-Periode genannt. Bezogen auf den heliakischen Aufgang des Sterns Sothis (Sirius) stimmt diese Rechnung nicht ganz. Denn hier wäre noch die Differenz zwischen julianischem und gregorianischem Jahr (beziehungsweise dem mittleren Sonnenjahr), die Präzession der Erdachse und die Eigenbewegung des Sterns zu berücksichtigen, die die eigentliche Sothis-Periode verkürzen. Für das alte Ägypten wurden 1.456, 1.454 und 1.452 Jahre berechnet [Beckerath 43, nach Ingham 1969]. Aber diese Feinheiten berühren nicht den Kern des Argumentes, das wie folgt lautet: Da die Monatsnamen des ägyptischen Kalenders jahreszeitliche Namen trugen, musste bei Einführung dieses Kalenders der Jahresanfang mit dem Beginn der Nilflut und dem heliakischen Aufgang der Sothis zusammengefallen sein. Dadurch kam dem Sothisaufgang entscheidende Bedeutung zu. Die Konsequenz schildert von Beckerath [42] so:

„Nach Angabe des römischen Schriftstellers Censorinus fiel er im Jahr 139 n. Chr., im 2. Konsulat des Kaisers Antoninus und dem des Bruttius Praesens, mit dem ägyptischen Neujahrstag zusammen (Apokatastase). Von diesem Datum ausgehend, das er in 140 änderte, wollte Ed. Meyer das Jahr der Einführung des ägyptischen Kalenders ermitteln, indem er es alle vier Jahre um einen Tag verschiebend zurückrechnete. So kam er nach jeweils 1460 Jahren zu den Apokatastasen 1321, 2781, 4241 etc. Da 1321 ins Neue Reich fällt und 2781 nach damaliger Ansicht in die Zeit der 4. Dynastie, für die der Gebrauch des Wandeljahres bereits nachgewiesen ist, glaubte er, das Jahr 4241 als das der Kalendereinführung und zugleich »das erste sichere Datum der Weltgeschichte« gefunden zu haben. Auch die spätere Rücknahme des Datums auf 2781, das nunmehr in den Anfang der 3. Dynastie gefallen sein sollte, änderte grundsätzlich nichts an der Methode, nach der man auch die übrigen Sothisdaten zu bestimmen suchte.“

Von diesen übrigen Sothisdaten, die einst wichtige Stützen der ägyptischen Chronologie waren, akzeptiert Beckerath aus guten Gründen nur noch ein einziges vom 17. 7. -1866 zur Zeit von Sesostri III. „Dies kann“, so v. Beckerath [45], „nunmehr als das früheste absolute Datum der ägyptischen Geschichte angesehen werden.“ Dieses Diktum ist aber nur unter zwei Voraussetzungen zutreffend: 1. Der Kalender wurde so eingeführt, wie im Argument beschrieben. 2. Sesostri III. und seine 12. Dynastie gehört in diese frühe Zeit, und nicht etwa eine Sothisperiode später ins -5. Jh. [hierzu ausführlich Heinsohn/Illig]. Während wir die zweite Voraussetzung an anderer Stelle im

Zusammenhang mit dem Eisen-Problem zu prüfen haben werden, sei das erste gleich näher untersucht.

Wenn es stimmt, dass es neben dem 365-Tage-Kalender zwei weitere für die wirtschaftlichen und kultischen Zwecke der Tempel gegeben hat, dann war ersterer nur ein zusätzlicher Kalender für die Zwecke der Staatsverwaltung, der vor allem das agrarische Wirtschaftsjahr mit dem Fiskaljahr in Übereinstimmung bringen sollte, damit jedes Jahr seine festen Steuertermine hatte.

Wir wollen zur Erläuterung die Praxis einiger islamischer Staaten der Neuzeit heranziehen [vgl. Birken]. Dort ergab sich (und ergibt sich immer noch) ebenfalls das Problem, dass das religiöse Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen war, das sich gegen die Jahreszeiten verschob. Meist bestand die Lösung des Problems darin, dass man für fiskalische Zwecke den christlichen Kalender verwendete. Im Osmanischen Reich wurde diese Regelung zum 1. März 1789 eingeführt – und zwar in folgender Form:

Man übernahm den julianischen (*rumiye*) Kalender der griechisch-orthodoxen Untertanen, dessen Monate mit aus dem Lateinischen oder Syrischen abgeleiteten Namen benannt wurden. Jahresanfang war bis 1917 der 1. März. Dieser „bürgerliche“ Kalender hieß offiziell *maliye* (fiskalisch, abgekürzt *mal.*) und wurde nach der muslimische Hidschra-Ära gezählt. Das ergab neue Probleme bei der Jahreszählung. Um mit dem religiösen Jahren Schritt zu halten, wurden deshalb in der *maliye*-Zählung die Hidschra-Jahre 1221 und 1255 übersprungen. Später hat man auf diesen Ausgleich verzichtet und fortlaufend weitergezählt. Deshalb entsprach das gregorianische Jahr 1913 (beginnend am 1. Januar) dem Hidschra-Jahr 1331 (beginnend am 1. Muharrem = 11. Dezember) und dem Fiskaljahr 1329 *mal.* (beginnend am 1. Mart = 14. März gregorianisch).

Mit diesem Kalender-Wirrwarr mussten Untertanen und Fremde eben zurecht kommen. Poststempel trugen *maliye*-Daten in arabischer und gregorianische (nicht julianische) Daten in lateinischer Schrift. Bei staatlichen Dokumenten war nur am Typ des Monatsnamens (lateinisch-syrisch oder muslimisch-arabisch) zu erkennen, welche Jahreszählung gemeint war. Mit dieser Methode war es möglich, moderne verwaltungstechnische und konservative religiöse Bedürfnisse zugleich zu befriedigen.

Hinter dem Sothis-Argument steht die Vorstellung, dass die Ägypter ursprünglich ein Mondjahr mit oder ohne Schaltregelung besaßen. Nachdem sie bemerkt hatten, dass sich dabei Verschiebungen gegenüber den Jahreszeiten ergaben, beschlossen sie einen 365-Tage-Kalender einzuführen, der den Fehler beseitigen sollte. Zu diesem Zwecke warteten sie, bis der Jahresanfang – wieder – mit den Frühaufgang der Sothis zusammenfiel (Apokatastase) und

setzten ihn dann in Kraft. Von Beckerath [9] hat dieses Schema etwas abgewandelt und sagt, man habe mit dem neuen Kalender nur die Unregelmäßigkeit der Schaltungen beseitigen wollen. Außerdem müsse die Einführung des Kalenders nicht mit der Apokatastase zusammengefallen sein, sondern mit dem ersten Neumond nach dem Erscheinen der Sothis. Ferner nimmt er an, dass der Termin ohnehin etwa 100 Jahre vor einem solchen Ereignis gelegen haben müsse:

„Bei der Einführung des neuen Kalenders wird man dessen erstes Jahr natürlich zur Vermeidung des Ausfalls von Tagen mit dem gleichen Tag angefangen haben wie das bisherige Mondkalenderjahr, also mit dem Neumond nach dem Erscheinen der Sothis. Da man gewohnt war, daß dieser Neumond in unregelmäßigen Abständen nach dem Sothisaufgang eintrat, konnte man den Fehler des neuen Kalenders nicht sogleich bemerken. Erst nach mehr als hundert Jahren, als das Erscheinen des Sterns nicht mehr den Jahresbeginn ankündigte sondern danach eintrat, muß man seiner gewahr geworden sein. Nun aber war der Kalender ebenso wie auch andere Erfindungen der Frühzeit bereits durch Tradition geheiligt und man konnte und wollte ihn nicht wieder ändern. Er hatte sich als praktisch für die Verwaltung erwiesen; auch schreckte man wohl vor einem Rückfall in die Unregelmäßigkeiten der Schaltung zurück. So ist man nicht auf die an sich einfache Idee gekommen, alle vier Jahre einen Schalttag hinzuzufügen und hat den 365tägigen Kalender, das Wandeljahr, mit seinen Fehlern bis in die römische Zeit stets unverändert belassen.“

Die Ägyptologie hat lange die vor allem auf Eduard Meyer zurückgehende Ansicht vertreten, der ägyptische Kalender müsse in einem Jahr des Zusammenfalls (Apokatastase) seines Neujahrstages mit dem Fröhaufgang der Sothis eingeführt worden sein. Man begründete diese Meinung aus späteren ägyptischen Texten, in denen der Sothisaufgang als idealer Jahresanfang erscheint. Es ist jedoch aus den obengenannten Gründen ganz unwahrscheinlich, daß dies so war. Hätte man das erste Jahr des Wandeljahrskalenders tatsächlich mit dem Tag des Sothisaufgangs begonnen, so wäre der Fehler dieses Kalenders bereits zur Zeit seiner Einführung, nach vier Jahren, erkannt worden.“

Damit hat sich von Beckerath eine Reihe von neuen Datierungsmöglichkeiten erschlossen. Zusammen mit der Annahme, dass der neue Kalender schon von der 4. Dynastie gebraucht wurde, ergibt die Sothis-Rechnung ein ungefähres Datum für den Anfang der ägyptischen Geschichte. Für den Beginn der 1. Dynastie mit Menes sind auf dieser Grundlage inzwischen Jahreszahlen von

-1700 bis -6400 vorgeschlagen und begründet worden [Aufstellung bei Heinsohn/ Illig 26]. Von Beckerath plädiert für etwa -3032/2982 und bewegt sich damit im Mittelfeld.

Das ganze Sothis-Gebäude ist auf rein theoretischen Überlegungen aufgebaut. Belege oder gar Beweise existieren nicht.

Die einzigen Anhaltspunkte sind die Monatsnamen und die Tatsache, dass der Frühaufgang des Sirius ungefähr in die Zeit fällt, in der die notorisch unregelmäßige Nilflut gewöhnlich beginnt. Es muss deshalb erlaubt sein, auch andere Möglichkeiten zu erwägen.

Wir erinnern uns an die Vorgänge in Rom: Dort war ein Mondkalender in Gebrauch, der mit Hilfe von unregelmäßig eingesetzten Schaltzeiten mit dem Sonnenjahr synchronisiert wurde. Die Schaltregeln waren so unbefriedigend, dass der Oberpriester Gajus Julius Caesar, der damals zugleich mit weitgehenden Vollmachten die Staatsgeschäfte leitete, eine Kalenderreform beschloss. Dabei machte er sich das Wissen alexandrinischer Wissenschaftler zu Nutze. Er übernahm den ägyptischen Kalender und korrigierte bei dieser Gelegenheit dessen Jahreslänge um einen Vierteltag. Wegen der Wirren nach seiner Ermordung konnte sich seine Reform nicht gleich durchsetzen, so dass sein Erbe und Adoptivsohn Gajus Julius Caesar Octavianus noch einmal energisch eingreifen musste.

Für Ägypten haben wir nur zwei sichere Annahmen: Die Ägypter kannten drei verschiedene Kalender; und die jahreszeitlichen Monatsnamen der Gruppe A unserer Tabelle müssen zu einer Zeit entstanden sein, als der Jahresanfang mit der beginnenden Nilflut zusammenfiel. Folgender Ablauf ist nun vorstellbar: Der ursprüngliche Mondkalender – von dem wir nicht wissen, ob und welche Schaltregeln er hatte – wurde wegen seiner Verschiebungen gegenüber den Jahreszeiten als ungenügend empfunden. Deshalb beschloss man für die Zwecke der Wirtschaftsrechnung, die Monate auf 30 Tage zu verlängern, so dass das Jahr 360 Tage bekam. Dabei hat man sich offenbar nicht nach den beobachteten Frühaufgängen der Sothis orientiert, sonst wäre man schon zu diesem Zeitpunkt zu einem präziseren Ergebnis gekommen, sondern an dem notorisch unregelmäßig eintretenden Beginn der Nilflut. Ob und wie stark die Monate zu diesem Zeitpunkt gegenüber den Jahreszeiten verschoben waren, ist uns unbekannt. Für die Berechnung der Götterfeste wurde der Mondkalender beibehalten.

Zu einem späteren Zeitpunkt bemerkte man, dass sich auch der neue Kalender gegenüber der Erntezeit verschob. Ein Pharao beschloss deshalb für die Zwecke der Staatsverwaltung eine Kalenderreform, bei der das Jahr durch

Einfügung von fünf Schalttagen auf 365 Tage verlängert wurde. Diese Jahreslänge hatte man durch Sternbeobachtungen – der Sothis oder der Dekane – gewonnen. Der Fehler betrug nun nur noch einen Tag auf vier Jahre, wobei aber gewährleistet war, dass jedes Jahr einen Ernte-/ Steuertermin hatte. Einige konservative Tempel schlossen sich der Reform nicht an und behielten das alte Jahr zu 360 Tagen bei. Ob und wie stark die Monate zu diesem Zeitpunkt gegenüber den Jahreszeiten verschoben waren, ist uns unbekannt.

Der Versuch des Königs Ptolemäus III., im Jahre -238 den verbleibenden Fehler zu beseitigen, scheiterte an der konservativen Beamten- und Priesterschaft.

Aus dem aus der Zeit Sesostri's III. überlieferten Sothisdatum ist nicht zu entnehmen, welche Jahreslänge zu Grunde zu legen ist. Das gleiche gilt für die Daten aus der 4. Dynastie; sie belegen nur, dass gewisse Monatsnamen in Gebrauch waren.

Fazit: Das Datum der Einführung des ägyptischen 365-Tage-Jahres ist nicht ermittelbar.

Literatur

- Beckerath, Jürgen von (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten*, Münchner ägyptologische Studien Bd. 46, Mainz
- Birken, Andreas (1995): „Die Zeitrechnung“, in *Handbuch der türkischen Philatelie*, Teil I: Osmanisches Reich, Hamburg
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): *Wann lebten die Pharaonen?*, Gräfelfing
- Helck, Wolfgang / Eberhard Otto (⁴1999): *Kleines Lexikon der Ägyptologie*, bearb. v. Rosemarie Drenkhahn, Wiesbaden
- Wilson, John A. (1961): „Ägypten“, in *Propyläen-Weltgeschichte*, Frankfurt · Berlin, zitiert nach der Prisma-Ausgabe 1979

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren

Dietmar M. Richter

Teil 1: Der Himmel und die Menschen

Sonne und Mond sind die Himmelsleuchten, die schon in uralten Zeiten das Leben der Naturvölker und später auch der ersten Kulturvölker sichtbar bestimmten.

Beobachtungen

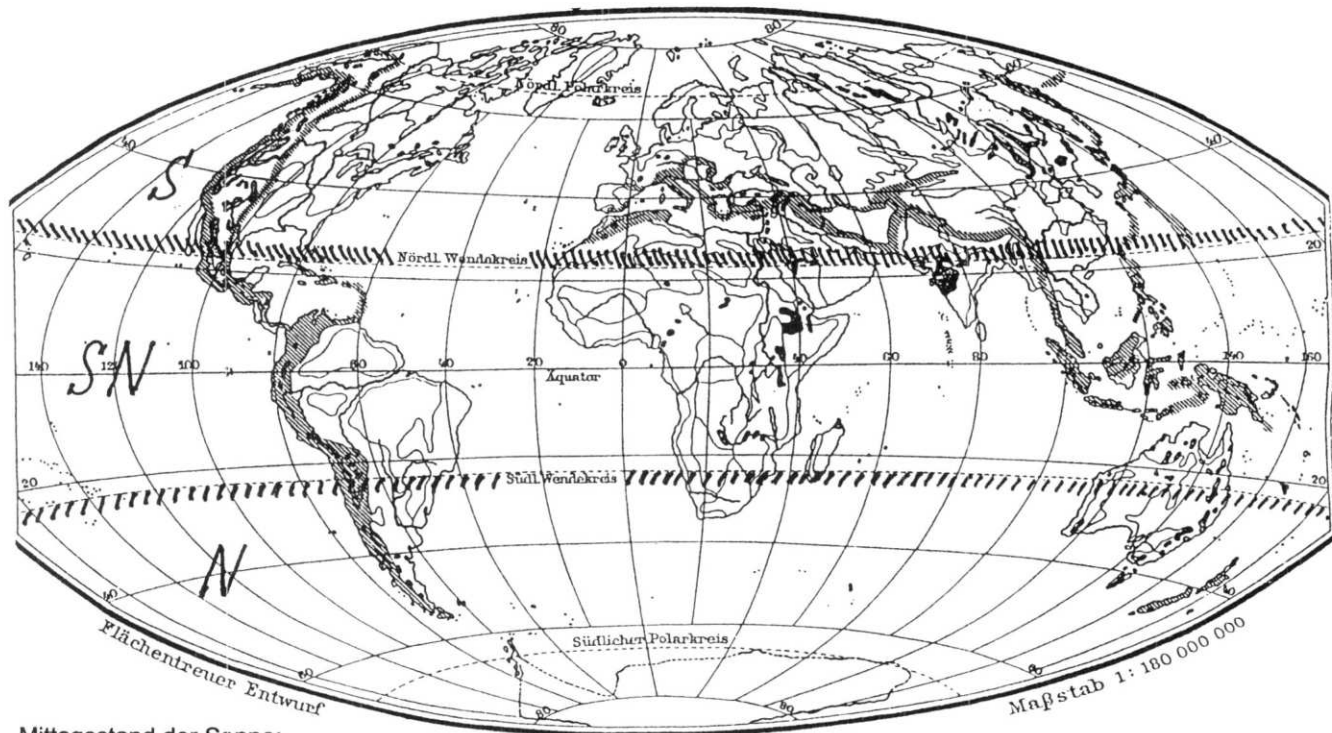
Der Sonnenlauf reicht (geozentrisch betrachtet) vom Wendekreis des Steinbocks (23.5 Grad südlicher Breite) über den Äquator (Tagundnachtgleichen) bis zum Wendepunkt des Krebses (23,5 Grad nördlicher Breite).

Nördlich des Wendekreises des Krebses erreicht die Sonne ihren höchsten Stand im Tageslauf immer 12.00 Uhr Ortszeit in Südrichtung, sie kulminiert. Damit ist zugleich die Südrichtung definiert.

In Gegenden zwischen den beiden Wendekreisen kulminiert die Sonne zeitweilig auch im Norden! In Gegenden südlich des Wendekreises des Steinbocks steht die Sonne mittags immer im Norden. Das ist für Europäer, die sich dort aufhalten, sehr gewöhnungsbedürftig.

Zur Zeit unserer Sommersonnenwende steht die Sonne senkrecht über dem Wendekreis des Krebses; nur da steht sie im Zenit. Für Breitengrade südlich des Äquators ist das deren Wintersonnenwende. Früher stand die Sonne zu den Sonnenwenden in den Sternbildern Krebs, bzw. Steinbock. Heute steht sie in den Sternbildern Zwillinge und Schütze. Das ist eine Folge der Präzession. In der Astrologie wurden diese Namen, z. B. Krebs für die Tage vom 21.06. bis 21.07. beibehalten. Das sind die **Tierkreiszeichen**.

Es ist für mich eine der größten historischen Erkenntnisse, dass die Alten sagen konnten, die Sonne stehe z.B im Sternbild Krebs. Das Sternbild Krebs ist zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht sichtbar: Es steht am Tageshimmel, die Sonne steht davor. Um eine solche Aussage machen zu können, musste bereits ein fertiges Modell des Himmelsgewölbe in den Köpfen dieser Menschen existiert haben! Erst ein halbes Jahr später steht das Sternbild Krebs nachts da, wo vor einem halben Jahr die Sonne am Tag gestanden hat.



Mittagsstand der Sonne:

S-Zone: Sonne kulminiert immer im Süden, **N-Zone** analog immer im Norden.

SN-Zone: Abhängig von der geografischen Ortsbreite und der Deklination der Sonne kulminiert diese von Süden über den Zenit nach Norden (u. umgek.).

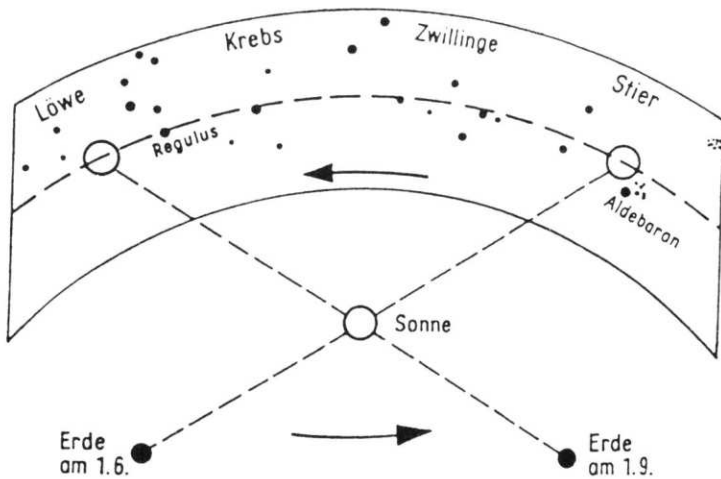
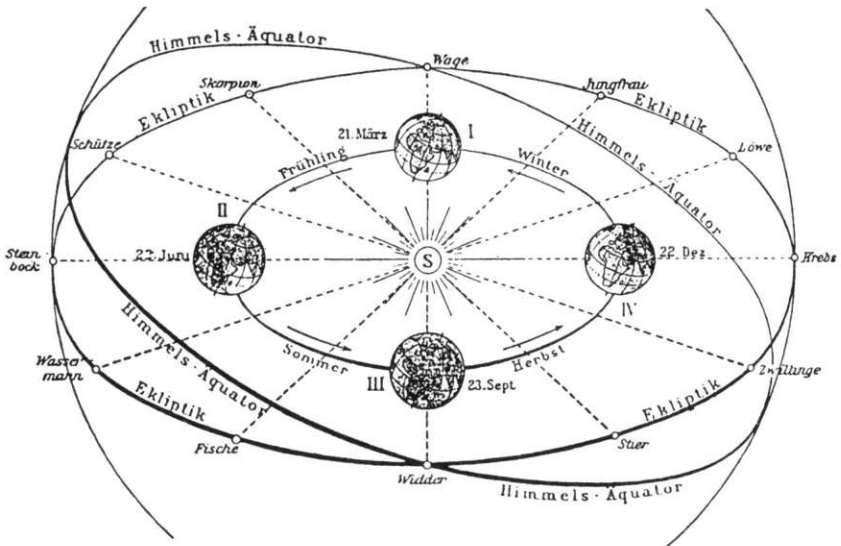


Abb. 2: Erdbahn und Ekliptik mit Tierkreiszeichen, nicht Sternbildern. 2001 liegt der Widderpunkt im Sternzeichen Fische. [Harms]

Abb. 3: Scheinbare Bewegung der Sonne im Tierkreis. Das Sternbild kann nicht gesehen werden, weil die Sonne davor steht. [Zenkert]

Um die Position eines Himmelskörpers am Himmelsgewölbe zu beschreiben, sind die Angabe der Höhe über dem Horizont, die Abweichung von der Südrichtung (das Azimut) und die Beobachtungszeit erforderlich. Will man ohne die Angabe der Beobachtungszeit auskommen, so muss man ein Koordinatensystem verwenden, das fest mit dem Himmel verbunden ist, also auch mit ihm rotiert. Das ist das Horizontalsystem mit den Koordinaten Rektaszension (oder auch „gerader Aufstieg“) und Deklination. Die Rektaszension wird in Zeitstunden, -minuten und -sekunden gemessen. Der Nullpunkt dieses Systems ist der Frühlingspunkt. Die Rektaszension wird entlang des Himmelsäquators gemessen, die Deklination senkrecht dazu auf dem Meridian, der zum Himmelspunkt führt. Da der Frühlingspunkt als Schnittpunkt der scheinbaren Sonnenbahn (Ekliptik) mit dem Äquator definiert ist, wird unmittelbar klar, dass die Positionen (nach Rektaszension und Deklination) der Sterne sich mit einer Verschiebung des Frühlingspunktes auch verändern. Die Verschiebung des Frühlingspunktes auf dem Himmelsäquator erfolgt gegen den Lauf der Sonne. Das wurde beobachtet und als „Präzession“ bezeichnet.

Jedoch unabhängig davon kulminiert die Sonne aus europäischer Sicht (S-Zone) immer im Süden. Die Himmelsrichtungen Nord, Ost, Süd und West sind geografisch definiert, nicht astronomisch. Sie sind von der Erde an den Himmel projiziert worden. Das ist unabhängig davon, wo der Frühlingspunkt auf dem Äquator gerade liegt.

Die Präzession ist ein beobachtetes Phänomen. Der Himmelspol ist die Verlängerung der Erdachse, gewissermaßen der Punkt, wo die Erdachse durch das Gewölbe „sticht“.

Ursachen und Wirkungen

Die weiteren Betrachtungen sollen nun so geführt werden, dass die Sonne im Mittelpunkt steht und alle Planeten um sie auf Ellipsenbahnen kreisen. Diese Vorstellung ist nicht aus der unmittelbaren Einsicht oder Anschauung zu gewinnen. Sie erfordert ein hohes Maß an Abstraktion. Einer Umfrage zufolge sind 1998 von 1.100 Personen noch ca. **180** der Meinung, dass es die Sonne sei, die sich um die Erde drehe. Die Erde fliegt auf einer Bahn, die man **Ekliptik** nennt. Die Erdachse steht unter einem Winkel von zur Zeit 23,4523 Grad zur Ekliptik; er nimmt jährlich um 0,00013505 Grad ab. Dieser Winkel ändert sich in ca. 40.000 Jahren zwischen den Extremwerten 21,9 und 24,3 Grad. Die maximale Änderung ist also 2,4 Grad. Da die Erde ein Kreisel ist, bleibt die Richtung der Erdachse im Weltraum konstant. Unter dem gleichen Winkel, der Schiefe der Ekliptik, ist der Himmelsäquator gegen die Ekliptik

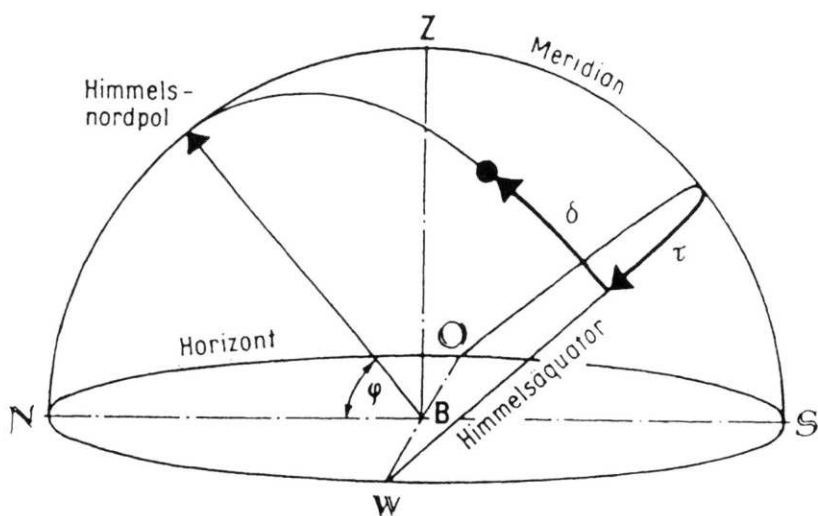
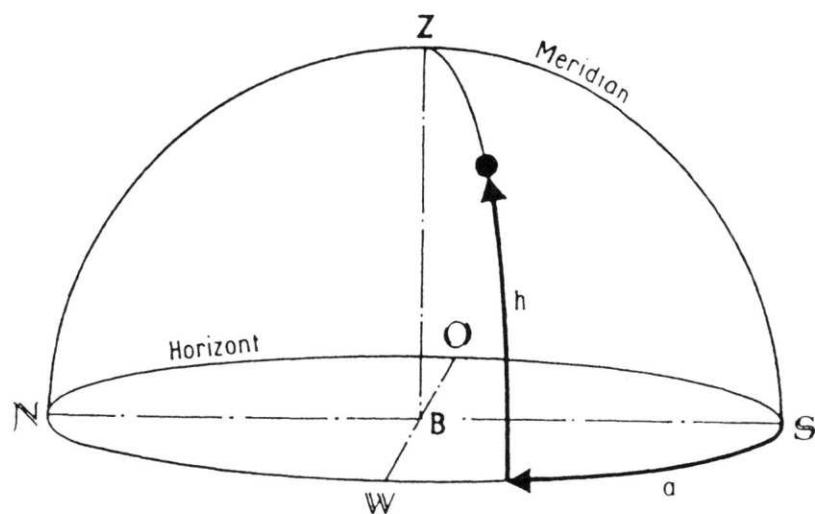


Abb. 4: Astronomische Koordinatensysteme. Oben Horizontsystem, unten Äquatorsystem. h Höhe; a Azimut; δ Deklination; τ Stundenwinkel; φ geographische Breite; Z Zenit; B Beobachter; N , O , S , W Himmelsrichtungen [Zenkert]

geneigt. Errichtet man auf der Ekliptikebene eine Senkrechte, so durchstößt sie das Himmelsgewölbe im **Pol der Ekliptik**. Der Durchstoßpunkt der Erdachse, die senkrecht auf dem Äquator steht, trifft gegenwärtig ca. 1½ Vollmondbreiten von Polarstern entfernt das Himmelsgewölbe.

Der dritte interessante Punkt ist der **Zenit**: Das ist jener Punkt, der genau senkrecht über der Ebene liegt, die unseren Horizont bestimmt. Nur der Pol der Ekliptik liegt unveränderlich fest. Der Zenit ändert sich mit jeder Sekunde, der **Himmelspol**, unser **Nordpol**, sehr langsam mit der Präzession. Der Pol der Ekliptik wird von Himmelspol in ca. 26.000 Jahren einmal umrundet. Der Öffnungswinkel dieses Kreises entspricht der jeweiligen Schiefe der Ekliptik. Nur der Pol der Ekliptik ist der „ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht“, er steht fest, an ihn kann man sich festhalten. Zenit und Azimut z.B. sind Begriffe aus dem Arabischen. Da der Pol der Ekliptik so wesentlich ist, verwundert es, dass er keinen eigenen Namen bekommen hat.

Die **Präzession** ist in der Physik die Bezeichnung für die Bewegung einer Kreiselachse im dreidimensionalen Raum, wenn diese Achse unter dem Einfluss einer äußeren Kraft steht. Der Kreisel weicht senkrecht zu dieser wirkenden Kraft aus.

Das, was in der Astronomie beobachtet wird, ist die **allgemeine Präzession**. Sie unterliegt den gleichen Gesetzen, wie die „physikalische“. Jedoch versteht man in der Astronomie unter der „allgemeinen“ speziell die Verlagerung des Frühlingspunktes. Der Frühlingspunkt (auch Widderpunkt genannt) ist der Schnittpunkt der Ekliptik mit dem Himmelsäquator. Der Widderpunkt und der gegenüberliegende Waagepunkt sind die Äquinoktialpunkte. Erreicht die Erde bei ihrem Flug auf der Ekliptik jene Punkte, dann geht die Sonne genau im Osten auf und im Westen unter. Es herrscht Tagundnachtgleiche, Äquinoktium. Das gilt auch dann, wenn sich infolge der Präzession die Äquinoktialpunkte verschieben. Zur besseren Anschauung: Man stelle sich die Ekliptikebene als einen Ring vor. Auch der Äquator sei ein Ring, der um 180 Grad versetzt 2 Stifte am Außenrand hat. Diese Stifte liegen auf dem Ekliptikring. Durch die Präzession gleitet der Äquatorring auf den Stiften und stets unter 21,5 Grad auf dem Ekliptikring ‚rückwärts‘.

Wie kommt es nun zu der Präzession der Äquinoktialpunkte? Die Erde ist abgeplattet, um den Äquator hat sich eine Wulst gebildet. Sie weicht um 21 km von der idealen, mathematischen Kugel ab. Dieser Wulst ist es, an dem die Gravitationskräfte von Sonne und Mond angreifen und versuchen, die Erdachse senkrecht zu ihrer Flugbahn zu stellen. Die Erde weicht, gemäß des Verhaltens eines Kreisels, senkrecht dazu aus. Deshalb beschreibt die Erdachse einen Kreis um den Pol der Ekliptik. Hätte die Erde keinen Wulst,

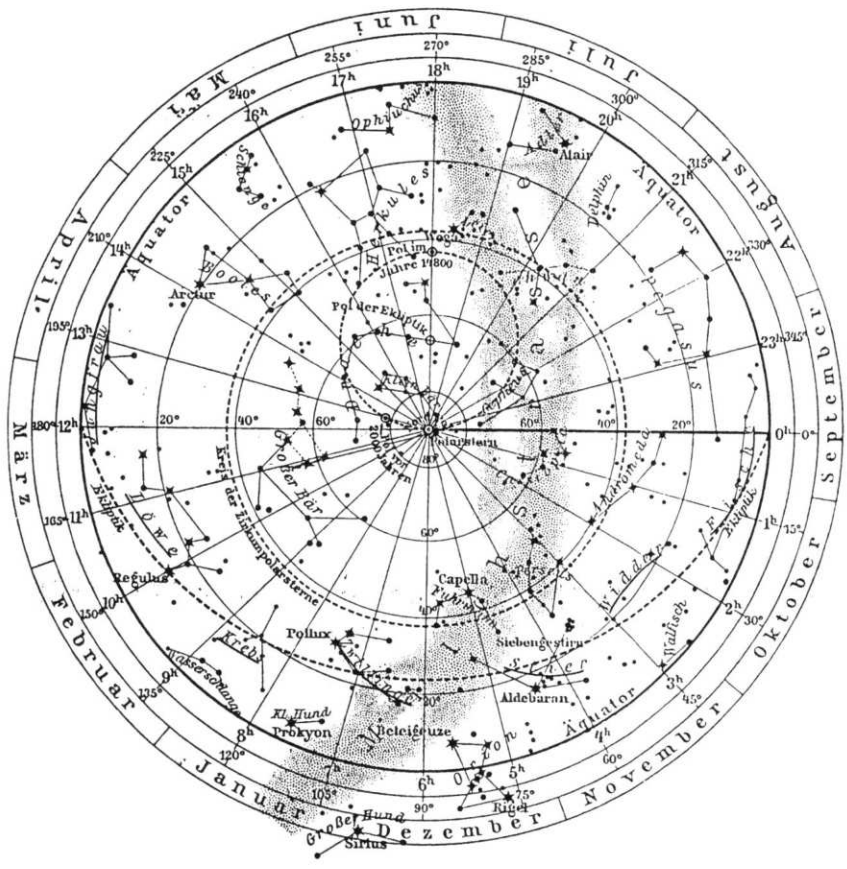


Abb. 5: Sternkarte mit Polarstern, Pol der Ekliptik und nördlichem Präzessionskreis

so gäbe es auch keine Präzessionsbewegung! Die Erdachse würde dann nicht auf einem Präzessionskegel rotieren!

Würde die Erdachse außerdem nicht geneigt sein, sondern senkrecht auf der Flugbahn stehen, dann gäbe es keine Jahreszeiten, und die Sonne ginge immer an der gleichen Stelle des Horizontes auf und unter. Ein Glück für alles Leben auf der Erde, dass es nicht so ist.

Die beobachtbare allgemeine Präzession ist das Ergebnis der vektoriellen Überlagerung durch weitere Präzessionen. Durch Sonne und Mond wird die **lunisolare Präzession** verursacht. Sie beträgt 50,39 Winkelsekunden im Jahr. Der Mond allein ist daran mit 30 Winkelsekunden beteiligt. Zu ergänzen sind: Die relativistische oder **geodätische Präzession**, mit 0,02 Winkelsekunden pro Jahr, und die **Planetenpräzession**. Sie entsteht, weil die Planeten versuchen, die gesamte Erdbahn (die Ekliptik) in die Hauptbahnen der Planeten hinein zu drehen. Sie beträgt 0,11 Winkelsekunden im Jahr.

Lunisolar- und Planetenpräzession vereinigen sich zu der bereits genannten „allgemeinen Präzession“ von 50,29 Winkelsekunden im Jahr. Das ist ein Mittelwert, der in 18,6 Jahren zwischen den Extrema von 67,53 und 33,05 Winkelsekunden pendelt. Die Erde braucht zu einer Flugrunde um die Sonne, bis sie von ihr aus gesehen wieder vor demselben Stern steht, 365 Tage 6 Stunden 9 Minuten und 9 Sekunden. Das ist das **siderische Jahr**. Infolge der Präzession, die rückwärts läuft, kommt die Erde bereits 20 Minuten 23 Sekunden eher am Frühlingspunkt an. Das ist das **tropische Jahr** mit 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten und 46 Sekunden. Alle diese periodischen Schwankungen der Präzession werden in der Astronomie unter dem Begriff **Nutation** zusammen gefasst. Die Erdachse bewegt sich also nicht auf einem glatten Kegelmantel in 25770,5 Jahren einmal um den Pol der Ekliptik, sondern führt auf dieser Bahn Schwingungen mit einer 18,6-jährigen Periode aus.

Der Wert der allgemeinen Präzession von 50,29 Winkelsekunden/Jahr ist also ein Mittelwert. Auch die Dauer des synodischen Mondmonats, die Zeit zwischen zwei gleichen Mondphasen, ist mit 29 d 12 h 44 min 2,9 s mittlerer Sonnenzeit ein Durchschnittswert, der über einen langen Zeitraum gemittelt wurde. Die Dauer des aktuellen synodischen Mondmonats kann bis zu ca. 13 Stunden nach oben und unten abweichen. Diese Tatsache wird in astronomischen Lexika (z.B. im „*Lexikon der Astronomie*“) eher zurückgehalten, statt auf sie hinzuweisen. Beda Venerabilis hat in seinen Büchern gelehrt, dass es sich beim Mondmonat um einen mittleren, keinen konstanten Wert handelt, was den Himmelskundlern im 11. Jh. noch unbekannt war. Im Verein mit O. Pedersens Hinweis, dass „kein wissenschaftliches Werk vergleichbaren Wertes in der lateinisch schreibenden Welt vor Beginn des 13. Jahrhunderts er-

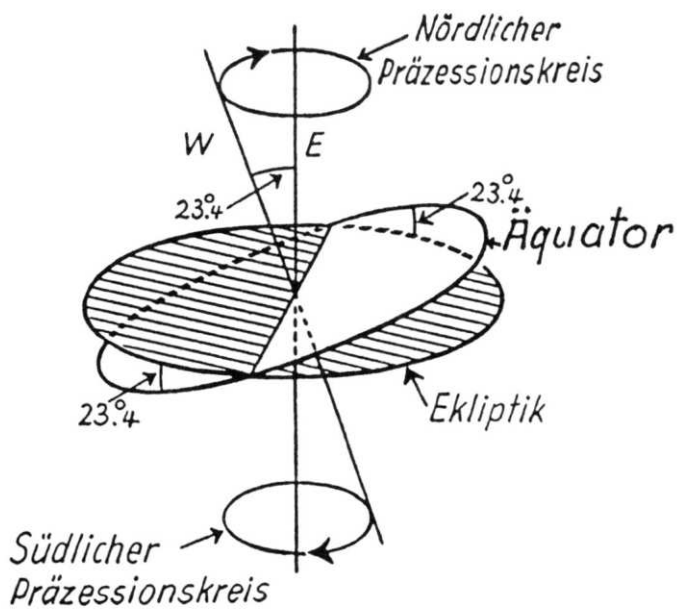


Abb. 6: Präzessionskreise [ABC der Sterne]

schienen ist“, kann ausgeschlossen werden, dass Beda im frühen 8. Jh. geschrieben hat [vgl. Illig 126].

Die rechnerische Ermittlung der Lunisolarpräzession, der Nutation, der Schiefeänderung und der Planetenpräzession wären nur dann möglich, wenn die Masseverteilungen im Erdkörper (früher, heute und künftig) genau bekannt wären. Da dies nicht der Fall ist, müssen die genannten Werte aus Beobachtungen gewonnen werden. Das schränkt die präzise Rückrechnung ein. Im Prinzip, so tröstet die Astronomie, sind die Rückrechnungswerte jedoch mit einer geringen Unsicherheit immer bestimmbar. Dies genüge „normalen“ Ansprüchen, so schreibt man. Ein Teil der Wirkungen obiger Ursachen wurden bereits genannt. Sie sollen nochmals kurz aufgelistet werden:

- Verschiebung des Frühlingspunktes,
- Verkürzung des tropischen gegenüber dem siderischem Jahr,
- Rotation des Himmelspoles um den Pol der Ekliptik. Der Polabstand des jetzigen Polarsternes beträgt z.Z. 45 Winkelminuten, 2100 sind es 28 Winkelminuten.
- Periodische Veränderung der Schiefe der Ekliptik in 40.000 Jahren; deshalb Veränderung der Schattenlängen an vergleichbaren Kalendertagen.

Was jedoch nicht eintritt:

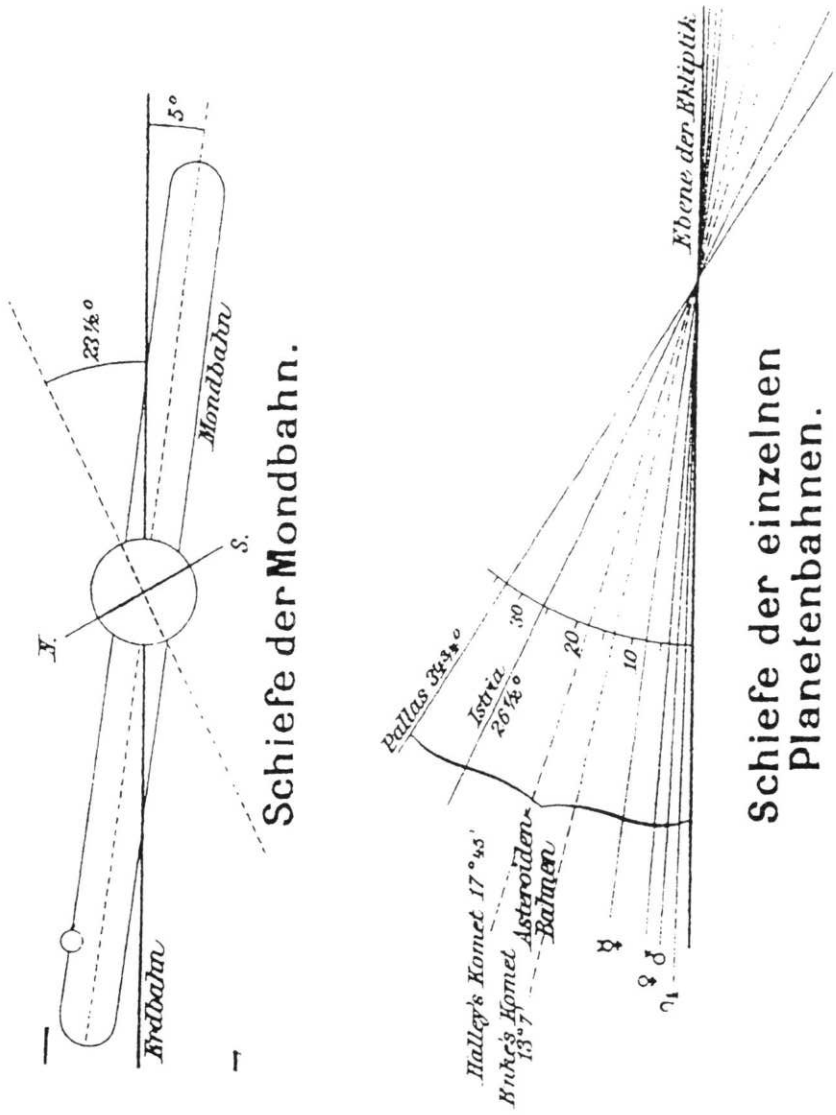
- Die Himmelsrichtungen ändern sich nicht.
- Der Umlauf der Gestirne bleibt immer ein Sterntag.
- Der Umlauf der Sonne bleibt immer ein Sonnentag.

Auch dazu ist eine Einschränkung zu machen: Das alles gilt, solange die Erdrotation konstant ist. Das ist sie aber nicht. Wegen der Gezeitenreibung im Doppelsystem Erde-Mond nimmt sie ab. Gleichzeitig verkürzt sich die Umlaufzeit des Mondes, gemessen in Erdentagen.

Der Erkenntnisweg der Menschen

Die Aussagen darüber, wann die Erkenntnisse, die Entdeckungen gemacht und niedergeschrieben worden sind, gehen in den Quellen auseinander. Die Chronologien sind obendrein fraglich. Deshalb werde ich die Aussagen ‚einfach‘ untereinander stellen. Vielleicht können Leser dieses Beitrages weitere Angaben machen.

-2163 22.Oktober: Die Astronomen Hi und Ho werden geköpft, weil sie diese Sonnenfinsternis nicht vorhergesagt hatten. Welche Vorkenntnisse hätten da-



Schiefe der Mondbahn.

Schiefe der einzelnen Planetenbahnen.

Abb. 7: Mond- und Planetenbahnen sind auch Kreisel. Sie unterliegen der Planetenpräzession [Diercke]

mals schon vorhanden sein müssen, dass eine Vorhersage bereits für möglich gehalten wurde? Vermutlich ein Fall von Rückprojektion.

um -470: Der Grieche *Oinopides* von Chios berechnet den Neigungswinkel der Erdachse bezüglich der Umlaufbahn der Sonne zu 24 Grad und errechnete die Jahreslänge zu 365 $22/59$ Tagen. Wenn man die Primzahl 59 für einen Verschreiber hält und durch 89 ersetzt, so erhielte man eine Jahreslänge von 365,24176 Tagen.

um -410: In Chaldäa existieren bereits ausführliche Tafeln der Planetenpositionen.

um -380: *Eudoxos* von Knidos (408-355) war der Erste, der versuchte, eine umfangreiche Himmelskarte anzufertigen. Eudoxos war Astronom, Mathematiker und Arzt. Er befasste sich mit dem Goldenen Schnitt, den Begriffen Stetigkeit und Grenzwert, gab eine Formel für die Berechnung des Pyramidenvolumens an [2.000 oder nur 200 Jahre *nach* dem (neu datierten) Bau der Cheopspyramide!]. Er erkannte die Abhängigkeit der Sternenhöhe vom Breitengrad (Voraussetzung: Kugelgestalt der Erde). Die Planeten bringt er auf einem System rotierender Sphären unter. Er unterscheidet siderische und synodische Perioden der Planetenumläufe. Vitruvius schreibt ihm eine Sonnenuhr zu, eine Arachne (s.u.)

um -300: *Kiddinu* aus Babylonien beschreibt eine Veränderung der Positionen der Fixsterne über einen Zeitraum von 26.700 Jahren (Platonisches Jahr?).

um -280: *Aristarchos* bestimmt mit korrekten Methoden, aber unzulänglichen Winkelbestimmungen die Entfernungen zu Sonne und Mond. Sonne 20-mal soweit weg wie Mond; Sonne hat siebenfachen Erddurchmesser.

um -240: Der Grieche *Eratosthenes* berechnet den Erdumfang zu 252.000 Stadien. Er benutzte die Schattenlänge eines Stabes in Syene (Assuan) und Alexandria zur Bestimmung der Sommersonnenwende. Wie aber bestimmte er die Entfernung von Syene nach Alexandria?

um -150: *Hipparchos* fertigt ab -134 eine umfangreichere und zugleich präzisere Sternkarte an. Anlass war die Entdeckung eines Sterns im Sternbild Skorpion, der vorher nicht beobachtet worden war (eine Supernova?). Von mehr als 1.000 Sternen bestimmt er die genaue Position nach Längen- und Breitengrad. Zugleich legt er die Basis für die Erdvermessung, denn er überträgt sein astronomisches Koordinatennetz auf die Erdkugel und führt auch Längen- und Breitengrade ein. (Also nicht von der Erde an den Himmel projiziert, sondern umgekehrt). Er führt die trigonometrischen Funktionen Sinus, Cosinus und Tangens ein und erstellt ausführliche Tabellen für die Zahlen-

werte dieser Funktionen in Abhängigkeit von den Winkeln. Er berechnet die Mondentfernung zu 30 Erddurchmessern, nachdem Eratosthenes den Erdumfang zu ca. 40.000 km bestimmt hatte. Die Präzession entdeckt er um 150 (neu), nachdem Kiddinu 150 Jahre zuvor schon das Platonische Jahr, ohne es so zu nennen, entdeckt hatte. Hipparch vergleicht Sternörter mit ihren Koordinaten aus einem 150 Jahre älteren Sternenkatalog. In 150 Jahren war der Frühlingspunkt um ca. 2 Grad gewandert; im gleichen Maße hatte sich auch der Himmelspol auf dem Kreis um den Ekliptikpol verschoben. Die Wanderung des Frühlingspunktes entsprach etwa 4 Vollmondbreiten. Ich habe keine Hinweise gefunden, auf welche früheren Tafeln Hipparch sich bezogen habe. Seine Schriften sind nur in Teilen erhalten.

Mit Hipparch war die antike Astronomie vollendet. Es lag im Prinzip alles vor, was man brauchte, um perfekte Sonnenuhren zu berechnen.

um +130: Ptolemäus (90-160) wird als der *bekannteste* Astronom ausgewiesen. Seine Werke, vor allem sein „*Megale syntaxis tes astronomias*“ (griechisch!) ist nach Europa über Spanien gelangt, als Übersetzung „Almagest“ aus dem Arabischen. Sein Sternenkatalog geht weitgehend auf Hipparch zurück. Die moderne Diskussion lässt wenig Verlässliches für Ptolemäus übrig.

+349: Die chinesische Welt erkennt, dass ein Gnomon in Vietnam auch nach Süden einen Schatten wirft [Gernet 584]. Das ist möglich, da Vietnam in der SN-Zone, also zwischen den Wendekreisen, liegt.

um 1010: Abu al Wafa al Buzagan formulierte gemeinsam mit anderen Gelehrten den sphärischen Sinussatz. Die sphärische Trigonometrie hilft bei der Erstellung von Himmelskarten, wobei zugleich die Zunahme an technischem Können (Astrolabien) ausgenutzt wurde.

um 1747: Bradley (1692-1762) entdeckt die Nutation. Erst seitdem sind die Nutationen für die Astronomie ein Argument.

Fazit (I)

Für die Konstruktion von Sonnenuhren mit Punktzeiger und auch Linienzeiger (s.u.) waren die Voraussetzungen frühestens seit Oinodoxos und spätestens seit Hipparchos berechenbar geworden. Empirische Konstruktionen können schon mindestens seit dem Neuen Reich (ca. -1400 bzw. →600) in Ägypten nachgewiesen werden. Diese Aussage hängt allerdings davon ab, was man unter einer Sonnenuhr verstehen will. Stonehenge? Obelisken?

Tabelle: Kalenderdaten für TNG, SSW u. WSW, 1991 bis 2008

MEZ Alle Zeiten in Mitteleuropäischer Zeit (15 Grad östl. Länge)
 * Schaltjahr

SSW Sommersonnenwende, Solstitium

TNG Tagundnachtgleiche, Äquinoktium

WSW Wintersonnenwende, Solstitium

	1991	1992 *	1993	1994
TNG	21.03 04:02	20.03 09:48	20.03 15:41	20.03 21:28
SSW	21.06 22:19	21.06 04:14	21.06 10:00	21.06 15:48
TNG	23.09 13:48	22.09 19:43	23.09 01:22	23.09 07:19
WSW	22.12 09:54	21.12 15:43	21.12 21:26	22.12 03:23
	1995	1996 *	1997	1998
TNG	21.03 03:14	20.03 09:03	20.03 14:55	20.03 20:55
SSW	21.06 21:34	21.06 03:24	21.06 09:20	21.06 15:03
TNG	23.09 13:13	22.09 19:00	23.09 00:56	23.09 06:37
WSW	22.12 09:17	21.12 21:07	21.12 21:07	22.12 02:56
	1999	2000 *	2001	2002
TNG	21.03 02:46	20.03 08:35	20.03 14:31	20.03 20:16
SSW	21.06 20:49	21.06 02:48	21.06 08:37	21.06 14:24
TNG	23.09 12:21	22.09 18:27	23.09 00:04	23.09 05:55
WSW	22.12 08:44	22.12 08:44	21.12 20:22	22.12 02:14
	2003	2004 *	2005	2006
TNG	21.03 02:00	20.03 07:47	20.03 13:33	20.03 19:25
SSW	21.06 20:10	21.06 01:57	21.06 07:46	21.06 13:26
TNG	23.09 11:47	22.09 17:30	22.09 23:23	23.09 05:03
WSW	22.12 08:04	21.12 13:42	21.12 19:35	22.12 01:22
	2007	2008 *		
TNG	21.03 01:07	20.03 06:48		
SSW	21.06 19:06	21.06 00:59		
TNG	23.09 10:51	22.09 16:44		
WSW	22.12.01:22	21.12 13:03		

Die TNG-, SSW- und WSW-Termine wiederholen sich periodisch. Der Frühlingspunkt fällt 3 Jahre auf den 20.03, dann einmal auf den 21.03. Der Herbstpunkt fällt jeweils etwa 2 Jahre hintereinander auf 23. und 22.09. Das läuft so seit Einführung des Julianischen Kalenders im Jahre 45 v.u.Z.

Benutzte Literatur

- ABC der Sterne* (1940), Stuttgart
Brockhaus ABC der Astronomie (1960), Leipzig
Bürgel, B.H. (1920), *Aus fernen Welten*, Berlin
Diercke Schulatlas (1940), Braunschweig
Großer Brockhaus, Mannheim
Gernet, J. (1979): *Die chinesische Welt*, Frankfurt am Main
Hamel, J. (1998), *Geschichte der Astronomie*, Berlin
Harms Mathematische Erdkunde (1927), Leipzig
Illig, H. (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht*, München
Keller, H.-U. (1991/2000); *KOSMOS Himmelsjahr 1992 und 2001*, Stuttgart
Lexikon der Astronomie (1995), Heidelberg (Neuaufgabe des ABC)
Meyers Neues Lexikon (1964), Leipzig
Paturi, F.P. (1996), *Haremburg, Schlüsseldaten Astronomie*, Dortmund
Philipp, H. (1994), *Sonnenuhren Deutschland Schweiz*, Deutsche Gesellschaft für Chronometrie e.V. (DGC), Stuttgart
Schumacher, H. (1973), *Sonnenuhren 1*, München
Schwarzinger, K. (1993), *Katalog der ortsfesten Sonnenuhren in Österreich*, Österr. Astronom. Verein
Sonnenuhren-Handbuch (1990), AK Sonnenuhren in der Deutschen Gesellschaft für Chronometrie e.V. (DGC), Stuttgart
Weiland, R. (1991), *Aus der Geschichte der Sonnenuhren*, Sternfreunde Seminar, Wiener Planetarium
Winkler, H. (1956), *Astronomische Uhren in Görlitz*, Mitteilungen der Einstein-Sternwarte in Görlitz Nr.3
Zenkert, A. (1964), *Faszination Sonnenuhr*, Berlin

Dr.sc. Dr.-Ing. Dietmar M. Richter, 01445 Radebeul Altkötzschenbroda 60 B

Zum Frühlingsäquinoktium 2001, den 20. März um 14 h 31 min.

Neue Indizien für einen Meteoritenschlag am Ende des Erdaltertums

Georg Menting

Die Mehrzahl der Paläontologen ist immer noch der Überzeugung, dass Asteroideneinschlägen „eine höchst nebensächliche Rolle in der Geschichte des irdischen Lebens“ [STANLEY 1989] zukommt. Als terrestrische Ursachen für erdgeschichtliche Massensterben werden weltweite Klimaveränderungen, Meeresspiegelschwankungen und in jüngster Zeit verstärkt auch große Vulkanausbrüche (Ausbruch von Plateaubasalten) diskutiert [vgl. MENTING 1999]. Selbst von Gegnern einer allgemeinen Impakt-Hypothese wird jedoch zwischenzeitlich akzeptiert, dass beim endkreidezeitlichen Massensterben, bei dem u. a. die Dinosaurier, die großen Meeresreptilien und die Ammoniten vollständig ausgelöscht wurden, ein Asteroideneinschlag eine gewichtige Rolle gespielt hat. Nach Auffassung des vehementesten Verfechter vulkanischer Ursachen, dem französischen Geophysiker COURTILOT [1999], steht es damit bei der Frage nach den Ursachen für große Massensterben aber immer noch 7 : 1 für die Anhänger terrestrischer Ursachen.

Jetzt sieht es so aus als hätten die ‚Vulkanisten‘ eine schwere Niederlage gegen die ‚Impaktisten‘ erlitten, denn es häufen sich die Indizien dafür, dass auch das Ende des Erdaltertums vor 250 Millionen Jahren durch einen gewaltigen Bolideneinschlag herbeigeführt wurde [vgl. RADEMACHER 2001; VAAS 2001]. Am Übergang vom Erdaltertum (Paläozoikum) zum Erdmittelalter (Mesozoikum) bzw. vom Perm zum Trias ereignete sich das größte aller bekannten erdgeschichtlichen Massensterben. Dieser Katastrophe fielen nicht nur über 90 % aller vorhandenen Meeresorganismen, sondern auch 70 % aller Land-Wirbeltiere zum Opfer. Von Paläontologen wird dieses Massensterben deshalb auch als „Mutter“ aller Faunenschnitte bezeichnet.

Nach neuesten Forschungsergebnissen hat sich dieses Massensterben nicht, wie bisher gedacht, in acht Millionen Jahren, sondern in außerordentlich kurzer Zeit, d. h. in wenigen zehntausend Jahren, vielleicht sogar in nur ein paar Jahrtausenden abgespielt. Für die geologische Zeitrechnung sind einige Jahrtausende nicht viel mehr als ein ‚Wimperschlag‘ und daher ein viel zu kurzer Zeitraum für die bisher diskutierten terrestrischen Ursachen des Massensterbens. Die Impakt-Hypothese erfährt aber nicht nur durch die zeitliche Dramatik der Veränderungen Unterstützung, sondern auch durch Isotopenanalysen von Edelgasen aus Sedimenten der Perm-Trias-Grenzschicht. Die in dieser Grenzschicht festgestellten Isotopenverhältnisse bei den

Elementen Helium und Argon weichen erheblich von üblichen irdischen Werten ab und entsprechen eindeutig Isotopenverhältnissen von Edelgasen, die in Meteoriten gefunden wurden. Ein terrestrischer Ursprung dieser Edelgase ist damit sehr unwahrscheinlich.

Bisher ist zwar nicht bekannt, wo der Meteorit eingeschlagen sein könnte, doch es liegen noch weitere Indizien dafür vor, dass die ‚Vulkanisten‘ die ‚Mutter aller erdgeschichtlichen Schlachten‘ verloren haben. So sind bereits vor einigen Jahren in Sedimenten an der Perm-Trias-Grenze sogenannte geschockte Quarzkörnchen gefunden worden, die typischerweise nur bei Impakten entstehen [vgl. KERR 1996]. Die Paläontologen werden sich daher wohl an den Gedanken gewöhnen müssen, dass Impakten mehr als eine höchst nebensächliche Rolle in der Geschichte des irdischen Lebens zukommt, nämlich vermutlich sogar die Hauptrolle. Dies schließt allerdings nicht aus, dass im Gefolge von Bolideneinschlägen u. a. auch verheerende Vulkanausbrüche ihren Beitrag zur drastischen Verschlechterung der Lebensbedingungen auf der Erde und damit zu Massensterben geleistet haben.

Erstaunlich bleibt aber, dass in der offiziellen Berichterstattung über einen weiteren Meteoriten-Impakt von erdgeschichtlicher Bedeutung keinerlei Zweifel an der geologischen Zeitrechnung formuliert wird. So wird z. B. von VAAS [2001] das Ende des Erdaltertums unverändert auf genau 251 Millionen Jahre vor heute datiert, obwohl er wenige Zeilen später betont, dass die Dauer des zur selben Zeit angesetzten Massensterbens um den Faktor 1.000 gekürzt werden muss. Offensichtlich ist die erdgeschichtliche Zeitrechnung ein Phänomen, das sich von geologisch-paläontologischen Inhalten völlig abgelöst hat und weitestgehend nur noch von Physikern bzw. deren radiometrischen Messmethoden bestimmt wird.

Literatur

- COURTILLOT, Vincent (1999): *Das Sterben der Saurier – Erdgeschichtliche Katastrophen*; Stuttgart
- KERR, Richard A. (1996): „A Shocking View of the Permo-Triassic“; in *SCIENCE* (274) 1080
- MENTING, Georg (1999): „Evolution in der Krise – Massensterben und Massenentfaltung in der Erdgeschichte“; in: *ZS XI* (2), 321-346
- RADEMACHER, Horst (2001): „Rasches Ende des Erdaltertums – Artensterben vermutlich von einem Meteoritenschlag ausgelöst“; in: *FAZ* vom 28.02.01, N1
- STANLEY, Steven M. (1989): *Krisen der Evolution – Artensterben in der Erdgeschichte*; Heidelberg
- VAAS, Rüdiger (2001): „Der Tod kam aus dem All“; in: *bild der wissenschaft* 5, 64-65

Georg Menting, 59558 Lippstadt, Leipziger Ring 55

Zillmer, Velikovsky und die Geologen

Eine Rezension von Heribert Illig

Zillmer, Hans-Joachim (2001): *Irrtümer der Erdgeschichte. Die Wüste Mittelmeer, der Urwald Sahara und die Weltherrschaft der Dinosaurier*; Langen Müller Verlag, München, 335 S., 100 Farb- und Schwarzweißabb. und ein Vorwort von Prof. Dr. Bazon Brock

Die Geologie hat noch nicht unbedingt ihren Homer gefunden, schon gar nicht in ihren eigenen Reihen. Wenn ich mancherlei Lektüre erinnere, so gefiel mir Hans **Cloos** und sein „*Gespräch mit der Erde*“, das er 1947 noch ganz klassisch mittels seines Geologenhammers geführt hat. 1975 beschrieb dann Hans Georg **Wunderlich** „*Das neue Bild der Erde*“, das mit vielen neuen physikalischen Methoden gewonnen worden war. Doch Wunderlich hatte wider den Stachel gelockt, weil er in Knossos weichen Stein als einen für einen belebten Palast zu weichen Bodenbelag bezeichnet hatte („*Wohin der Stier Europa trug*“). Damals kämpften klassische Archäologen und Geologen darum, dass Alabaster und Gips nicht als solche bezeichnet würden – und siegten, weil Wunderlich bald darauf starb.

Ein paar Jahre später meinte einer seiner Fachkollegen mir gegenüber: „Ja, ja, ein ganz gutes Geologie-Buch, aber veraltet!“ Man geht sicher nicht fehl, wenn man in diesem Bereich die Halbwertszeit der sicheren Erkenntnis bei fünf Jahren ansiedelt; die Zunft wacht darüber, dass jeweils auch die allerneueste Arbeit berücksichtigt ist. Nicht erklären kann sie, warum man überhaupt eine ihrer Arbeiten ernst nehmen soll, wenn sicher ist, dass sie bei dieser Erosionsgeschwindigkeit sehr bald als überholt gelten wird. (Im Vergleich dazu ist die Mediävistik noch im Stande der Unschuld, da sie ohne weiteres mit 100 Jahre alten Editionen und Interpretationen arbeiten kann.)

Zurück zur Suche nach lesbarer Geologie. Jürgen **Dahl** bewies 1977 mit „*Aufschlüsse. Kalkstein, Feuerstein, Schiefer. Drei Versuche zur Geologie*“, dass man auch sprödes Wissen sehr einfühlsam beschreiben kann; doch er war ein Außenseiter. Ein anderer Außenseiter – Immanuel **Velikovsky** – hatte schon 1956 mit „*Earth in Upheaval*“ (*Erde im Aufruhr*) ein tektonisches Beben ausgelöst, das die Geologen weder bemerkten noch berücksichtigten. Sie modifizieren unverdrossen ihre Modelle, ohne jemals mit ihnen zu Rande zu kommen, sie revolutionieren und konterrevolutionieren im niemals bezweifelten Rahmen – vielleicht sind sie deshalb so selten in der Lage, eine erfreuliche und verständliche Beschreibung ihres Fachgebiets vorzulegen.

Grundvoraussetzung für ihr Fach ist natürlich das Glaubensbekenntnis von Charles *Lyell* aus dem vorletzten Jahrhundert, wonach sich alles in kleinsten Schritten, im „geologischen Stundentakt“ von jeweils 100.000 Jahren verändert habe. Der von Velikovsky neuerlich vorgetragene Katastrophismus erntete unter diesen Gläubigen nur Hohngelächter. Dass seit 1979 wegen des Saurierimpaktes der Katastrophismus in der Geologie fröhliche Urstände feiert, ist den Geologen noch nicht bewusst geworden, weil sie nur Impakte in grauester Vorzeit zulassen (siehe aber unten).

Insofern braucht es von Zeit zu Zeit eine „Registerarie“, die neue und natürlich auch alte, aber ignorierte Sachverhalte bringt, um die Geologie daran zu erinnern, dass ihr wie der Evolutionsbiologie ein tragfähiges Fundament fehlt. Die vorletzte stammte von einem Geologen selbst, von Alexander *Tollmann*, der für Katastrophismus in der Nacheiszeit plädiert hat – aber es mit vielen seltsamen Annahmen, Adaptionen und Datierungen seinen Kollegen leicht machte, den Ansatz zu verwerfen [vgl. Illig in *ZS* 3/93, 134].

Nun hat Hans-Joachim *Zillmer* einen neuen Frage- und Antwortkatalog erstellt, der dem Buch von Velikovsky nacheifert. Sein Verlag betitelte es ganz irreführend, denn primär geht es nicht um die *Wüste Mittelmeer*, den *Urwald Sahara* oder die weltweite Anwesenheit der *Dinosaurier* – das wären alles keine Neuigkeiten – sondern es wird ein katastrophisches Gesamtszenario mit drastisch reduzierten Altersangaben präsentiert, das zwar im Prinzip auch nicht ganz und gar neu ist, aber so gründlich verdrängt wird, dass es für die meisten wie neu wirken muss. Obendrein meint der Verlag, dass es um *Irrtümer der Erdgeschichte* ginge – wo mag sie geirrt haben? – und nicht um massive Irrtümer der Erdgeschichtler.

Der Autor hat dieses Buch schon einmal versucht, doch „*Darwins Irrtum*“ [1998; vgl. *ZS* 4/98, 586] fehlte noch das einigende Band. Nunmehr ist besser gesiebt und verknüpft worden; viele Teilbefunde sind gründlicher untermauert, viele sind weggelassen, weil sie in Abseits führen, wie Gedanken zum Kreationismus, zu mysteriösen Uraltkulturen und zu einigen Rätseln bekannter Altkulturen. Dafür wird ein weitgespanntes Bild vom Erdaltertum bis zur Steinzeit geboten – ein erfreulicher Zugewinn, auch wenn es sich natürlich weiterhin um ein populäres Sachbuch, nicht um ein Fachbuch handelt, und auch wenn es noch keine wirkliche Zusammenschau ist.

Der Einstieg erfolgt mit Zillmers ‚Reizthema‘, der Gleichzeitigkeit von Dinosauriern und Mensch. Diesmal wird deutlich mehr Material zu diesem Thema gesammelt, so dass nicht mehr die Erlebnisberichte dominieren, auch wenn Zillmer viele Fundstätten aus eigenem Augenschein schildern kann.

Hinzugekommen sind etwa Felsmalereien aus Utah, die nach geologischem Befund, nämlich ihrer Versinterung, zu alt sind, um gefälscht sein zu können. Sie zeigen einen Diplodokus und einen Stegosaurus, dazu zwei Menschen. Während sich die 1924 in Arizona gefundene Abbildung offenbar auch als Photo nicht erhalten hat, gibt es von dem neuen Fund eine Farbaufnahme, die ganz allein – so nicht gefälscht – der herrschenden Lehre den Todesstoß versetzen könnte, gehört doch der Mensch zu den höher entwickelten Säugetieren, die nicht zeitgleich mit den Riesenechsen gelebt haben ‚dürfen‘. So gibt es jetzt gewissermaßen die zeitgenössische Illustration zu den umstrittenen Fußspuren von Dinosaurier und Mensch im texanischen Glen Rose.

Wie bei Blöss [ZS 1/01, 167 f.] muss die Frage gestellt werden, ob es hinreichende Funde als Beleg dafür gibt, dass nicht nur die ältesten Kleinsäuger, sondern auch hochentwickelte Säugetiere einschließlich des Menschen zeitgleich mit Dinosauriern gelebt haben. Zillmer sieht das Problem und bringt vier menschliche Skelette aus einer Sandsteinschicht des Jura, die auch Saurierfossilien freigibt [46; solche ‚nackten‘ Seitenzahlen verweisen auf Zillmers Buch]. Glen Rose ‚lieferte‘ mittlerweile auch sieben Pfotenabdrücke einer Großkatze [43], Berichte liegen vor vom Fund eines menschlichen Unterschenkelknochens in einem Steinkohlenflöz aus dem Karbon [47] und von Schuhabdrücken in Gesteinsschichten, die mehrere Mio. Jahren alt sein sollen [51]. Gleichwohl bleibt hier eine breite Argumentations- und Fundlücke, die noch viel besser überbrückt werden muss. Selbst bei dem Saurierbild [Farbabb. 19] fällt auf, dass der Diplodokus Kopf und Hals keineswegs so trägt, wie Zillmer selbst fordert: nämlich waagrecht vorgestreckt im Flachmeer [298], sondern noch nach herrschender Lehre aufgebäumt, und das zu Lande. Das nährt die Skepsis.

Leichteres Terrain wird bei den Versteinerungen erreicht. Oft und oft kommt es vor, dass Fossilien ‚wie neu‘ aussehen [vgl. Heinsohn, ZS 4/95, 379 f.] und manch Saurierknochen nach Jahrmillionen immer noch nicht versteinert ist, sondern ‚im Original‘ vorliegt [209]. Zillmer bringt hier z.B. die Koprolithe, also die verdauten Überreste von Sauriergelagen, die wie frisch ‚gelegt‘ aussehen [52]. Wie lange dauert das Versteinern? Wie präzise kann es abbilden? Warum verrottet Holz, warum verwesen empfindlichste Lebewesen wie etwa eine Qualle nicht, bevor sie versteinern? Wieso kann eine Versteinerung mehrere geologische Schichten durchstoßen [278]?

Gut gezeigt ist auch, dass es kein zutreffendes Modell für die weltweite Bildung von Versteinerungen gibt [54], schon gar nicht für sukzessive Ablagerung und Versteinerung von Hunderten von Dinosauriern in einer Flussbiegung [57]. Zillmer stellt seine eigene These dagegen: Ihrzufolge sind

Druck und Hitze – gegebenenfalls neben Frost und elektromagnetischer Strahlung – an der Erdoberfläche für Versteinierung der Fossilien verantwortlich. Kalzium, Sand und Wasser bilden eine Art natürlichen Beton [150, 260 f.]. Seine Theorie der abrupten Bildung von Sedimentgestein gibt ihm den Hebel, um die Äonen der geologischen Erdsicht ins Wanken zu bringen. Die blitzschnelle Bildung geologischer Schichten [196] führt zu immer neuen Zeitkürzungen [198]: Nicht nur Nacheiszeit und Tertiär, nicht nur Sandstein, der binnen Tagen meterhoch abgelagert worden sein kann, sondern auch 13 Mio. Jahren im Untertrias und 20 Mio. Jahren im Perm droht die abrupte, fast ersatzlose Streichung [282].

Seit Heinsohns „Spekulation“ [ZS 4/95, 371] sind die Galapagos-Inseln den LeserInnen als Zeugnis *gegen* Darwin vertraut, obwohl dieser dort mit den nach ihm benannten Finken die ‚Zugtiere‘ seiner Evolutionstheorie gefunden hat. Zillmer bringt in Fortführung von Heinsohns Gedanken die nichtschwimmfähigen Tiere auf den Inseln [65] und den Umstand, dass sich gemäß den DNA-Analysen und ihrer zeitlichen Justierung die nur dort heimischen Meerechsen und Drusenköpfe bereits auseinander entwickelt hätten, bevor der Archipel überhaupt entstanden ist [67]. Es gibt weitere konkrete Hinweise auf ungeheuer schnell ablaufende geologische Prozesse. Anhand von Fotos zeigt der Autor, dass sich Canyons binnen Tagen bilden können [Abb. 64]. Er kennt die Modelle über die Austrocknung und Flutung des Mittelmeers, des Niltals und des Schwarzen Meers – und sieht die Abstände zwischen ihnen dramatisch verkürzt. Er hat auch ein Modell mit einer unterirdischen Wasserschale parat [252], mit dem er die biblischen „Wasser der Tiefe“ erklären kann [271]. Gleichwohl darf gefragt werden, ob nicht die langanhaltenden, von derselben ‚Quelle‘ berichteten Regenfälle durch extraterrestrisches Wasser induziert worden sind.

Dann werden grundsätzliche Zweifel an Plattentektonik und Kontinentalverschiebung vorgebracht [78]. Wegeners Gedanken sind anfangs von den Geologen lächelnd verworfen, dann übernommen und seitdem bis zum Exzess verfeinert und modifiziert worden, um ihr Überleben zu sichern. Zillmer erläutert die Widersprüche in der herrschenden Lehre und die letzten Modifikationen [89]. Nicht nur die Bildung neuer Ozeanböden bringt größte Erklärungsnöte [81], sondern auch Sachverhalte wie Subduktion oder Magnetstreifen, schließlich Inseln, die älter sind als der sie umgebende Ozeanboden [147].

Der Autor entwickelt dagegen ein Modell, wonach die Erdkruste durch einen Impakt zerschlagen wurde, die solchermaßen entstandenen Erdteile nur ein Stück weit abdrifteten und seitdem nur noch leise schwanken – wie das

schon O. Muck gesehen hat [143]. Dafür spricht u.a. der Umstand, dass sich Saurier noch lange über alle Kontinente bewegen konnten [165]: in Colorado genauso wie in Tansania [168] oder als Titanosaurier in Nordamerika und auf Madagaskar [171]; das Iguanodon wurde zwischen Spitzbergen und Antarktis mit Ausnahme von Südamerika überall gefunden [173]. Auch die Gleichartigkeit der Säugetiere in Amerika und Europa weist in diese Richtung [205]. Gemäß dieser durchaus akzeptablen Logik müsste aber, so mein früherer Einwand, Australien vorab abgedriftet sein, da andernfalls seine isolierten Beuteltiere schwer zu motivieren sind. Das Opossum hätte als einziges gerade noch den Sprung auf das sich verabschiedende Südamerika geschafft – doch der Allosaurus [170] hätte den umgekehrten Weg zurückgelegt!?

Damit nicht genug, geht Zillmer auch noch von einer sich ausdehnenden Erde aus [103], um Gebirgsbildung zu erklären. Diese doppelte Erklärung von Zillmer [124] befriedigt nicht, weil sie das rasche Auseinanderdriften der Kontinente mit der allemal langsameren Expansion der Erde begründen will [124]. Anzufügen ist, dass einst Prof. Heinz Haber in „*Bild der Wissenschaft*“ und in „*Unser blauer Planet* [1965, 41-55] erfolglos die einschlägigen Expansions-Gedanken von Pascual Jordan propagiert hat.

Wie sieht nun Zillmers Modell im Ganzen aus? Er sieht im ‚ersten Akt‘ Phaeton oder Tiamat als noch unzerstörten Planet an der Stelle des heutigen Planetoidengürtels kreisen (Sitchins „12. Planet“). Im ‚zweiten Akt‘ passiert zwischen -30.000 und -10.000 eine Planetenkollision. Dabei entstand ‚unser‘ Erde, einst Teil jenes Ur-Planeten, doch gewissermaßen ohne Geschichte. Nur die Erdkruste ist jung und hat sich nach dem Ereignis erst formiert [177]. Nach der kosmischen Kollision samt Kontinentalverschiebung setzt ein Bombardement von Planetensplittern aller Größenordnungen ein, begleitet vom Schwanken der Erdachse [162], endigend schließlich mit der Sintflut [148].

Dieser ‚dritte Akt‘ fanden vor wenigen 1.000 Jahren statt: mit globalem Massensterben [76] und mehreren Kataklysmen [194], bekannt als Sintflut und Eiszeiten, die Zillmer besser als „Schneezeiten“ bezeichnet und wie einst H.K. Horken erklärt. Dabei bringt er überraschenderweise Mammutsterben und Hockermumien in Zusammenhang [190]. Hier ist zu prüfen, ob diese Menschen allesamt nach ihrem plötzlichen Tod tatsächlich unbestattet geblieben sind. Ich erinnere noch einmal an Wunderlich, der die Hockstellung als Transportform interpretierte, in der die Toten zurück nach Sibirien gebracht wurden, weil die Stämme längst anderenorts lebten.

Durch die ganze Erdgeschichte sind wir mit konsequent niedrigen Altersangaben konfrontiert:

"Auch die Eiszeiten können nicht langsam entstanden sein, sondern innerhalb weniger Jahrzehnte. Berücksichtigt man die relativ plötzlichen Änderungen des Klimas, reichen erdgebundene Szenarien nicht aus. Es müssen außerordentliche kosmische Ereignisse, wie Meteoriteneinschläge, einbezogen werden. Damit schmelzen aber die Erdzeitalter drastisch zusammen. Das vor 5 Ma [= 5 Millionen Jahre] beginnende Pliozän und das darauf folgende Quartär (vor 1,7 Ma bis heute) könnte in einer Art Zeitraffer auf maximal 10 000, vielleicht auch nur gut 5500 Jahre komprimiert und mit der globalen Sintflut in Einklang gebracht werden. So gesehen, war das Mittelmeer vor höchstens 10 000 Jahren eine Wüste" [247 f.].

Dabei wird das Aussterben vieler Säugetierarten vom Ende der Eiszeiten auf ihren Anfang verlegt [193], eine plausible, aber nicht gut fundierte Annahme. Nach diesen Katastrophen ist die Nordhalbkugel von Leben freigefegt. Menschen und Tiere wandern dorthin zurück [208], müssen aber nun dem Paradies entsagen: Es dominieren Ackerbau, knappe Ressourcen und Krieg [195]. Die nachfolgend gesehene Steinzeit ist für Zillmer eine eher naive Erfindung des 19. Jhs., bei der übersehen worden ist, dass lediglich die Steinwerkzeuge überdauerten, nicht aber solche aus Metall oder Holz. Aus seiner Sicht spricht die Höhlenmalerei für Berufskünstler und damit für Arbeitsteilung [182]. Einzuwenden ist, dass Obsidian von Sardinien über weite Strecken verschifft, Plattenhornstein 400 km weit vom niederbayerischen Amhofen nach Norden ‚exportiert‘ [DER SPIEGEL 23/2001, 193] worden ist. Hätte man solches getan, wenn man bereits Metall in Händen hielt?

In seinem neuen Buch hat Zillmer Materialien und neue Denkansätze gebündelt, die

"das althergebrachte, zementierte und daher unflexible Gedankengebäude mit dem tragenden, starren Gerippe der orthodoxen Gleichförmigkeitstheorien durchstoßen und Raum für neue, revolutionäre Ideen schaffen" [21; grammat. modifiziert].

Zu ihnen gehört die Zusammenschau aller möglicher wissenschaftlicher Ergebnisse auch der jüngsten Zeit, älterer Berichte, Stammesmythen und miraculöser Überlieferungen wie den Landkarten mit der eisfreien Antarktis [156] oder einem eisfreien Grönland im Jahre 1380 [160]. Es wird die – schon ältere – These der mit Wasserdampf angereicherten Atmosphäre [175] vorgestellt, neuerlich der rätselhafte Hammer aus Texas. Sein versteinertes Stiel bürgt nicht mehr für unvordenkliche Zeiten, da nun sogar ein versteinertes Menschenfuß aus der Zeit nach 1950 vorgestellt wird [Farbabb. 78]. Wir erfahren, dass vor der Trennung von Afrika und Südamerika der Amazonas in der

Sahara entsprang und – mangels Anden – in den Pazifik fließen konnte [76], womit der Weg frei ist zu den Altbefunden von Küstenlinien hoch in den Anden [71], zum ‚ewigen‘ Problem Tiahuanaco [72] oder der Meeresfauna im Titicaca-See [73], allerdings ‚garniert‘ mit der doch recht ominösen *Chronik von Akakor* [74].

Obendrein werden Velikovskys Thesen von der Elektrogravitation [289] und dem Riesenwuchs bei reduzierter Schwerkraft [296] oder Zillmers Thesen zur Erdachsverschiebung durch Kondensatoreffekt [292] – ein interessanter Vorschlag – und zum Tiersterben nach dem Impakt durch das aufgeladene Dipolfeld der Erde [302] ins Kalkül gezogen.

Im Ganzen gesehen, scheint mir der Vergleich mit Velikovskys *Erde im Aufruhr* durchaus zulässig. Vor 45 Jahren wurden dort viele Indizien zusammengetragen, die allesamt für ein gründlich verändertes Bild der irdischen Entwicklung sprachen und immer noch sprechen. Doch Velikovsky beschränkte sich dabei auf eine Stoffsammlung für Tertiär und Quartär und wagte es nicht, all die Phänomene auf der Zeitachse zu fixieren. Er gab nur den abschließenden Hinweis,

„daß die Erde wiederholt weltweite kataklystische Ereignisse erlebte, daß die Ursache dieser Ereignisse eine extraterrestrische Gewalt war, und daß einige dieser kosmischen Katastrophen sich vor nur wenigen Tausend Jahren, in historischer Zeit, ereigneten“ [Ausgabe 1980, 264].

Seitdem sind zwar viele Gletscher geschmolzen, aber es ist kein neuer Versuch einer Gesamtschau publiziert worden – mit Sicherheit auch deshalb, weil keiner es vermochte. Immerhin geht es darum, dem in bald 200 Jahren errichteten und immer wieder modifizierten Lehrgebäude der aktualistischen Geologen ein umfassendes Modell gegenüberzustellen – eine mühselige ‚Geschäft‘ angesichts der Vielzahl alternativer Vorschläge. Insofern gebührt Zillmer Respekt, eine Fülle neuer wie alter Ideen des ‚mainstreams‘ und der ‚outlaws‘ für Quartär, Tertiär, Erdmittelalter und selbst Erdaltertum gebündelt zu haben. Nun wird es darum gehen, wie viele Einzelpostulate sich in Zukunft als haltbar erweisen werden und inwieweit das Szenario als solches trägt. (Auch wenn sich die immer noch sehr spekulative Gleichzeitigkeit von Mensch und Dino nicht bestätigt, würde der Gesamtentwurf halten, weil den Sauriern noch die tertiäre Säugetierwelt folgen kann.)

Zillmer wagte es, über Velikovsky hinausgehend, einen konkreten Zeitrahmen zu entwerfen. Auch sind die Vorläufer meist ordentlich genannt und integriert, was seinem Ansatz mehr Seriosität verleiht als etwa Tollmanns von Otto Muck annektiertes Sintflutszenario samt unhaltbarer Datierung.

Natürlich hat Zillmer seine eigene Sicht der Dinge, weshalb er z.B. Heinsohn zwar beim Alter des Menschengeschlechts folgt, nicht aber bei dessen Spätdatierung sumerischer Kultur [125, 219, 251]. Doch dafür werden sich Lösungen finden.

Nun könnte der Kritiker in Funktion treten und beispielsweise mahnend darauf hinweisen, dass auf S. 44 f. wohl ein Schema seiner Beschreibung widerspricht, oder dass Inka-Mumien ihrer Bezeichnung nach nur fürs 14. bis 16. Jh. bürden können, aber nicht für eine Jahrtausende frühere Zeit [272]. Aber es geht dem Rezensenten darum, dass endlich ein neuer Versuch vorliegt, die gesamte Erdgeschichte unvoreingenommen, nicht mehr im Licht äonenlanger Evolution zu sehen – ein Versuch, der kritisch weiterentwickelt werden kann.

Fast gleichzeitig damit scheint die Geologie wieder Lust auf Katastrophismus bekommen zu haben. Der Geologe Burkhard Flemming am Senckenberg-Institut in Wilhelmshaven gab zu der Flutkatastrophe am Schwarzen Meer, datiert ins -5./4. Jtsd., zu Protokoll [DER SPIEGEL 50/2000, 273]:

„Zeitlich fällt das Ereignis in die frühe Phase der Sesshaftwerdung der Menschheit.“

SPIEGEL: „Das würde bedeuten, dass die Story mindestens drei Jahrtausende lang mündlich weitergereicht wurde?“

Flemming: „Ja, und? Flutlegenden finden sich bei vielen Völkern. Um tradiert zu werden, muss ein Ereignis beeindruckend, beängstigend und von kolossaler Dimension sein. Heute wissen wir: **Die jüngste Erdgeschichte hat Katastrophen solchen Kalibers produziert – und zwar zuhauf.**“ [Hvhg. H.I.]

Das nenne ich Chuzpe „von kolossaler Dimension“: Nachdem die Katastrophisten Jahrzehnte lang von den Geologen verhöhnt und die Lehrbücher konsequent von Katastrophen in historischer Zeit freigehalten worden sind, vereinnahmt ein Geologe pauschal die lächerlich gemachten Forschungsergebnisse der geächteten Außenseiter und präsentiert sie als wertvolle Befunde unter der eigenen Zunftflagge. Dann sollte er konsequent bleiben und ein paar Lehrstühle für die ‚outlaws‘ freimachen oder neu installieren.

Thomas Gold: ‚Velikovsky der heißen Tiefe‘

Eine Besprechung von Georg Menting

Thomas Gold (2000): *Biosphäre der heißen Tiefe*, edition steinherz, Wiesbaden, 256 S., Abbildungen

Auf die Existenz einer „Biosphäre der heißen Tiefe“ bin ich erstmals durch den Spiegel-Artikel „Verlorene Welten“ [43/1995] aufmerksam geworden. In dem Beitrag wurde berichtet, dass sich mindestens 10 % der irdischen Biomasse in Tiefenschichten der Erde und zwar unter ausgesprochen lebensfeindlichen Bedingungen in Öl- und Methangasvorkommen sowie in Ozean-sedimenten befindet. Von einem Thomas Gold und seinen faszinierenden Theorien war in diesem Artikel allerdings nicht die Rede, und so habe ich den Artikel auch nur aufbewahrt, weil er mir als Argumentationshilfe bei Auseinandersetzungen mit Naturschützern nützlich erschien. Die „verlorenen Welten“ waren ein kurioser Beleg dafür, dass der Naturschutz keineswegs dem gesamten irdischen Leben seine Aufmerksamkeit schenkt, sondern einen spektakulären Anteil des Lebens bisher nicht wahrgenommen, geschweige denn seine Zuneigung geschenkt hat.

Dass den „verlorenen Welten“ tief unter der Erdoberfläche eine weitreichendere Bedeutung zukommt, wurde mir erst bewusst, als ich von Zeiteinsparer Heinrich Becker auf das Buch „Biosphäre der heißen Tiefe“ von Thomas Gold aufmerksam gemacht wurde. Und zwar in der für ihn typischen Art: Nach knapper elektronischer Vorankündigung lag ein Exemplar des Buches drei Tage später in meinem Briefkasten. Schon nach der ersten flüchtigen Lektüre des Buches war mir klar, dass es sich bei den Lebewesen der Tiefe um bedeutend mehr als eine kuriose Randerscheinung des uns vertrauten irdischen Oberflächenlebens handelt. Und so formuliert Thomas Gold schon in seinem knappen Vorwort den Wunsch, der Leser möge begreifen, dass es genau umgekehrt ist: Wir an der Erdoberfläche sind es, die unter extremen Umweltbedingungen leben, während das Leben tief unter unseren Füßen nicht nur das ursprünglichere ist, sondern in gewisser Hinsicht sogar über die komfortableren Umweltbedingungen verfügt. Und auf diese unterirdische Biosphäre, die bisher keineswegs nur vom Naturschutz, sondern auch von den Schulwissenschaften wenig beachtet wurde, möchte Thomas Gold seine Leser neugierig machen.

Gold gelingt es in seinem Buch mit nur wenigen zusätzlichen hypothetischen Grundannahmen, die Existenz von umfangreichen Leben in der Tiefen der Erdkruste zu erklären. Darüber hinaus kann er auch für viele andere, von

der erdgeschichtlichen Forschung bisher nur wenig befriedigend gelöste Probleme überraschend plausible Lösungen anbieten – und zwar von der Entstehung von Gas-, Öl-, Kohle- oder Erzvorkommen über die Ursache von Erdbeben bis hin zur Entwicklung des Lebens auf unserem oder gar anderen Planeten. Golds zentrale, von der Schulwissenschaft abweichende Grundannahme lautet: Kohlenwasserstoffe gehören zum Urmaterial der Erde, d. h. sie waren bereits ein Bestandteil des Staubes, aus dem sich vor „Urzeiten“ die Erde gebildet hat. Kohlenwasserstoffe sollen daher nach Gold in großen Massen im porösen Gestein des Erdmantels vorkommen und bei den dort herrschenden hohen Drücken und hohen Temperaturen stabile Moleküle bilden. Aus den Tiefen der Erdkruste strömen diese Kohlenwasserstoffe dem abnehmenden Dichtegradienten folgend über Gesteinsporen in Richtung Erdoberfläche. Sie sind damit die direkte Quelle für Gas- oder Ölfelder und indirekt über Aufquell- und Auswaschungsvorgänge auch wesentlich an der Entstehung von Kohlevorkommen oder Erzlagern beteiligt.

Gold befindet sich mit seiner Hypothese vom abiogenetischen Ursprung der sogenannten „fossilen“ Brennstoffe im krassen Widerspruch zur schulwissenschaftlichen Forschung, die von einem biogenetischen Ursprung dieser Energieträger ausgeht. So wird z.B. der abiogenetischen Theorie für die Entstehung von Erdöl üblicherweise entgegengehalten, dass dieser Energieträger nachweislich auch Moleküle und Zellbestandteile organischer Herkunft enthält. Dies wird von Gold nicht bestritten, sondern nur anders gedeutet. Nach seiner Auffassung stammen die biologischen Spuren im Erdöl nämlich von Mikroben, die ihren Lebensraum in den oberen Schichten der Erdkruste im Strom der aufsteigenden Kohlenwasserstoffe haben. Diese thermophilen oder hyperthermophilen Mikroben können vermutlich Temperaturen von bis zu 150 Grad aushalten. Man kennt sie aus heißen Quellen oder aus dem Umfeld von Tiefseevulkanen. Die heißen Tiefseevulkane sind jedoch nicht der ursprüngliche Lebensbereich der Biosphäre der heißen Tiefe. Der eigentliche Lebensbereich sind die Poren und Spalten in der oberen Erdkruste bis zu einer Tiefe von vielleicht maximal 10 km. Noch tiefer wird es auch für hyperthermophile Bakterien zu heiß.

Die Energiequelle für das Leben in der heißen Tiefe sind Kohlenwasserstoffverbindungen wie Methan oder Äthan. Diese organischen Molekülverbindungen werden von den Mikroben oxidiert, wobei Energie freigesetzt wird. Der für die Oxidation notwendige Sauerstoff kann dabei – wenn kein freier Sauerstoff in den Gesteinsporen vorhanden ist – auch aus hochoxidierten Eisen- und Schwefelverbindungen gewonnen werden. Die Oxidation von Kohlenwasserstoffen ist im Unterschied zur Photosynthese, für die das Son-

nenlicht als Energiequelle notwendig ist, eine sehr primitive Form, um Energie für Lebensvorgänge verfügbar zu machen. Hierauf baut eine der interessantesten Thesen von Gold auf:

Die These besagt, dass die Erdoberfläche für die Primärprozesse, die zur Entstehung des Lebens erforderlich sind, kein optimaler Standort war. Mit anderen Worten: Die warmtemperierte „Ursuppe“ oder Uratmosphäre ist nicht das geeignete chemische Milieu, um die Entstehung komplexer Moleküle aus einfachen Molekülen zu ermöglichen. Auch die Photosynthese, d.h. die Umwandlung von Lichtenergie in chemische Energie ist so komplex und kompliziert, dass sie unmöglich als Ausgangspunkt für die Entstehung von Leben gedient haben kann. Demgegenüber herrscht in den Tiefen der Erdkruste bei hohen Temperaturen und Drücken sowie gleichmäßigem Zustrom von Kohlenwasserstoffen ein chemisches Milieu, das viel eher in der Lage ist, zur Eigenkatalyse fähige, d.h. komplexe, sich selbst kopierende Moleküle und darauf aufbauend einfachste Lebensformen zu erzeugen. Golds These kann sich auf neuere wissenschaftliche Forschungsergebnisse stützen. Zum Beispiel hat sich zwischenzeitlich bestätigt, dass hyperthermophile Lebensformen diejenigen sind, deren Wurzeln am weitesten zurückreichen, also die ältesten sind.

Auf seiner Theorie von der Entstehung des Lebens aufbauend, entwickelt Gold auch noch eine alternative Evolutionstheorie. Er vertritt die Auffassung, dass die neodarwinistischen Zufallmutationen schon aus Gründen der Wahrscheinlichkeit allenfalls bei Mikroben mit hohen Fortpflanzungsraten und gewaltigen Individuenzahlen günstige Veränderungen bewirken können. Demgegenüber treten bei größeren Lebewesen positive Veränderungen viel zu langsam auf. In Übereinstimmung mit einigen anderen Evolutionsforschern vertritt Gold daher die Auffassung, dass alle wesentlichen Neuerungen bezüglich des Stoffwechsels von Lebewesen nur im Lebensbereich der Mikroben erzielt worden sein können. Komplexere und höherentwickelte Lebensformen sind nach dieser Theorie dadurch entstanden, dass Mikroben mit unterschiedlichen Eigenschaften eine Symbiose eingegangen sind (Endosymbiontentheorie). Der Motor dieses evolutiven Prozesses ist nach Gold die Biosphäre der heißen Tiefe, weil hier der ursprünglichste und umfangreichste Lebensbereich für Mikroben existiert. Und daher ist nach Gold auch nicht ausgeschlossen, dass von dort noch weitere Neuerungen zu uns unterwegs sind. Erst hier begibt sich Gold auf das weite Feld der Spekulationen. Allerdings zähle ich seine Spekulationen zu den naturwissenschaftlich interessantesten und fundiertesten, die ich in den letzten Jahren zum Thema Evolution gelesen habe.

Natürlich werfen seine Antworten auch neue Fragen auf, die mir aber allesamt fruchtbarer erscheinen als die winzigen Problemstellungen, mit denen sich das große Heer scholastischer Naturgeschichtler und Evolutionsbiologen in mühsamer Kleinstarbeit ohne jeglichen philosophischen Weitblick und wesentlichen Fortschritt herumschlägt. Golds nur knapp 250 Seiten umfassendes Buch hat mich in der Originalität und Eleganz seiner Fragestellungen und Lösungsstrategien an Velikovskys „*Welten im Zusammenstoß*“ erinnert. Gold besitzt wie Velikovsky die Fähigkeit, seine Auffassungen so darzustellen, dass jeder seine Theorien auch ohne große naturwissenschaftliche Vorbildung verstehen kann. Dies irritiert manchmal, denn von den Forschungsergebnissen der scholastischen Wissenschaftler sind wir gewohnt, dass deren Lösungen wissenschaftlicher Probleme meistens sehr kompliziert, unverständlich und eben selten wie bei Velikovsky oder Gold von einer allgemeinverständlichen Plausibilität sind. Doch es gibt auch Unterschiede zwischen den beiden großen Außenseitern: So schreibt Gold zwar auch fesselnd, aber eben doch nüchterner und weniger wortgewaltig als Velikovsky. Dies liegt wohl daran, dass Gold im Unterschied zum Psychiater Velikovsky habilitierter Astronom mit ausgeprägt ingenieurmäßigen Interessen ist, z.B. hat er den Bau der größten Radioantenne der Welt verantwortlich geleitet. Darüber hinaus hat sich Gold zunächst in der wissenschaftlichen Gemeinde (und auch der Energieindustrie) einen Namen gemacht, bevor er sich mit seinen bahnbrechenden Thesen an die Öffentlichkeit gewendet hat. Den Schulwissenschaftlern wird es daher erheblich schwerer fallen, ihn wie Velikovsky zu ignorieren, tabuisieren oder lächerlich zu machen.

Allerdings könnte die im Verhältnis zur Brisanz des Inhalts ausgesprochen schlichte Aufmachung des Buches dazu beitragen, dass es nur eine begrenzte Leserschaft findet. Hier und nur hier könnte Thomas Gold von Hans-Joachim Zillmer lernen, dessen neues, im Stile eines Bestsellers aufgemachtes Buch ebenfalls im vorliegenden Bulletin besprochen wird.

Georg Menting, 59558 Lippstadt, Leipziger Ring 55

Ernährungslügen haben lange Beine

Das Lexikon von Pollmer und Warmuth – ein Hinweis von Heribert Illig

Wer auf das vertraut, was nicht zuletzt Wissenschaftler über Ernährung ex cathedra verkünden, kehrt irgendwann frustriert zu Mark Twain zurück, der festgestellt hat: „Wasser, mäßig genossen, scheint unschädlich.“ Wem das auch in Zeiten von BSE oder MKS auf die Dauer oder gar lebenslänglich nicht recht konveniert, braucht den Ratgeber aus dem Europäischen Institut für Lebensmittel- und Ernährungswissenschaften:

Udo Pollmer / Susanne Warmuth (2000): *Lexikon der populären Ernährungsirrtümer. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Halbwahrheiten*; Eichborn Verlag, Frankfurt am Main, 361 Seiten

Dieses bestens lesbare Buch hat nun nicht direkt mit Chronologiekritik zu tun, deckt aber die Katastrophe auf, die gestrenge Ernährungsberater, Koryphäen in eigener Sache und profitorientierte Industrieberater uns allen einbrocken. Wir greifen von den über 100 Kapitelüberschriften einige heraus, die wie alle übrigen als „Enten“ oder „falsche Hasen“ entlarvt werden.

Wir sollten uns immer reichlich mit Antioxidanzien versorgen / Natürliche Aromen stammen aus der Frucht, nach der sie schmecken / Ballaststoffe sind unschädliche Abfuhrmittel / Die Bestrahlung von Lebensmitteln muß deklariert werden / Die Kalorien im Bier machen dick / Bodenhaltung ist besser als Käfighaltung / Cholesterin ist schädlich / Das Cola-Rezept ist streng geheim / Eier erhöhen den Cholesterinspiegel und das Infarktisiko / 60 Prozent aller Krankheiten sind ernährungsbedingt / Was auf dem Etikett steht, muß auch drin sein / Die Fettsäuren entscheiden über den gesundheitlichen Wert eines Fettes / Frischkornbrei stellt die natürliche Nahrung des Menschen dar / Das deutsche Lebensmittelrecht schützt unsere Gesundheit / Das Idealgewicht ist ideal / Kaffee schadet der Gesundheit / Kalbsleberwurst enthält Kalbsleber:

„Das Kalb gelangt beispielsweise [...] in seiner betagteren Form als »grob entsehntes Junggrindfleisch« in die Leberwurst. Bereits ein Zusatz von 10 Prozent des genannten Rindfleisches reicht für das Wort »Kalbs« vor der »Leberwurst«. Die restlichen (65-)80 Prozent der Natur- oder Kunstdarmfüllung bestehen aus grob entfettetem Schweinefleisch, fettgewebereichem Schweinefleisch, Flomen und Speck. Dazu kommen ein paar Emulgatoren, Stabilisatoren, Umröter, Geschmacksverstärker und Aromen. Und fertig ist die Leberwurst.“ Lesen Sie, damit es trotzdem schmeckt.

Zitate und Petitionen

Der Biochemiker Prof. Roland Scholz vertritt die These, dass Steaks harmlos sind und Rinderwahn erblich ist. Klaus Lange und Lars Reichardt befragten ihn dazu im *SZ Magazin* [Nr. 13 vom 30. 3. 2001, S. 30-33]:

Frage: „Wenn Rinder nicht durch das Futter angesteckt werden können und Menschen nicht durch den Verzehr von Rindfleisch – warum melden dann nicht mehr Wissenschaftler ihre Zweifel an?“

Scholz: „Einer Ihrer Kollegen hat mir einmal gesagt: »Wenn Sie Recht hätten, dann hätten sich sehr viele sehr blamiert – und deshalb können Sie nicht Recht haben.«“

„Man mache sich nur klar, was ein solcher Zeitraum bedeuten müßte, wenn man sich ihn wirklich mit geschichtlichem Leben erfüllt denkt!“

Eduard Meyer zu Überlingen in der ägyptischen Chronologie [„Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens“, Nachtrag zum 1. Band der *Geschichte des Altertums*, Stuttgart · Berlin, 1925, S. 52]. Ein Fund von Dr. Andreas Birken

Bei der Reismühle nahe Gauting wurde gleich neben Karls Wiege eine Karlseiche gepflanzt. Die außergewöhnliche Idee dazu „wurde spontan geboren“, meinte der Landrat, der sich den Sprössling sponsern ließ. „Die Krönung Karls des Großen liegt nun 800 Jahre zurück“ – weshalb wohl nach 911 weitere 289 Jahre gestrichen werden müssen ... [*SZ regional*, 16.12. 2000].

Karl und Goethe. Im Wettstreit mit dem Weimarer Dichterkönig um den Rang des größten Europäers liegt jetzt der Kaiser deutlich vorn. Goethe hat es nur auf zwei Italienische Reisen gebracht. Doch für Karl schlagen fünf „Italienreisen“ zu Buche, die ‚Krönungsreise‘ anno 800 noch gar nicht mitgezählt. Anke Victor bezeichnet die Feldzüge gegen die norditalienischen und gegen die Beneventer Langobarden als „erste“ und als „vierte Italienreise“; so geht ihr wohlfeiles Heft „*Das Leben Karls des Großen. Ein kurzweiliger Überblick*“ [Einhard Verlag, Aachen, S. 40 f.; auch in Englisch, Französisch, Spanisch] gerade den nach Aachen pilgernden Europäern konfliktvermeidend zur Hand.

Karlspreisverleihung 2001 in Aachen, am Himmelfahrtstag:

„Im Rathaus der Kaiserpfalz wies György Konrád auf die Verdienste Karls des Großen für die Europäische Integration hin: Der Kaiser habe »den Abbau der deutsch-französischen Rivalität im Zeichen einer gemeinsamen europäi-

schen Souveränität« betrieben“ [SZ, 25.5.2001]. In welchem Jahrhundert mag der ungarische Schriftsteller und Soziologe den mythischen Kaiser sehen?

Ein Rätsel weniger auf dieser Welt: Am 22. 7. 1598 wurde das Drama „Der Kaufmann von Venedig“ ins Stationer's Register für Urheberrechte eingetragen. Das Werk durfte laut Vermerk nur gedruckt werden, wenn der „Lord Chamberlain“ zustimmt. Robert Detobel hat nun herausgefunden, dass damals allein der Autor das Recht hatte, den Zeitpunkt der Drucklegung zu bestimmen. Einer der beiden „Lord Chamberlain“ des Jahres 1598 war Edward de Vere, Earl of Oxford, den John Thomas Looney bereits 1920 als mutmaßlichen „Shakespeare“ herausgefunden hat.

Neues Shake-Speare Journal, Bd. 6, hg. von Robert Detobel u. Uwe Laugwitz, 2001, Buchholz

„Hinweis auf unbekanntem Planeten im Sonnensystem.“

Ein internationales Team von Astronomen hat Hinweise auf einen bislang unbekanntem Planeten im Sonnensystem entdeckt, so das Wissenschaftsmagazin ‚Science‘. Die Forscher hatten die Bahn eines riesigen Kometen erforscht, der auf seiner extrem elliptischen Bahn der Sonne zwischen 6,6 und 58,2 Mrd. km fern bleibt. Dieser 400 km messende Körper verdankt seine heutige Bahn ‚dunklen‘ Kräften:

„Der heute rund 4,5 Milliarden Kilometer von der Sonne entfernte Planet Neptun kann den Kometen nicht ‚eingefangen‘ haben. Andere Himmelskörper müssen demnach im Spiel gewesen sein. Eine mögliche Antwort ist ein unentdeckter Planet mittlerer Größe, der die Sonne in rund 10 Milliarden Kilometer Entfernung umkreist. Denkbar sei jedoch auch, dass sich der Planet Neptun vor Millionen von Jahren noch auf einer anderen Bahn befand und den Riesen eingefangen hat, so die Astronomen. Auch könnte ein Schwarm von Kleinplaneten, die später aus dem Sonnensystem geschleudert wurden, für die Bahn verantwortlich sein.“

„BdW-Agent“ vom 5.4.2001, im Internet gefunden von Günter Lelarge

Astrophysiker sorgen sich um die Zeit, in der die Sonne zum roten Riesen wird, bevor sie zum weißen Zwerg kollabiert. Das wird zwar erst in etwa drei Milliarden Jahren geschehen, aber Don Korycansky, Gregory Laughlin und Fred Adams bereiten sich bereits darauf vor, die Erdbahn rechtzeitig zu erweitern – mit simpler „Planetentechnik“: ein gezielt bahnveränderter Asteroid wird ‚uns‘ den Anstoß geben, auf dass ‚wir‘ auf neue Bahnen kommen. Na denn...

Florian Rötzer: „Unser Sonnendorf soll schöner werden“ [SZ, 7.3.01]

Mantis Verlag (Preise inkl. Versandkosten)

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 22,- DM

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 39,90 DM, für Abonnenten 36,-

Heribert Illig · Franz Löhner (⁴1999): Der Bau der Cheopspyramide
nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁴2001): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung
der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 54,- DM, für Abonnenten 48,-

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrenkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 36,- DM, für Abonnenten 32,-

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indusal?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 20,- DM

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 12,50

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 22,- DM

Sämtliche Hefte von **Zeitensprünge** und **Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart**
sind seit Beginn (1989) lieferbar. Aktuelles Register s. www.mantis-verlag.de

Essaybände (bis 1918, ab 1919) von **Egon Friedell: Abschaffung des Genies** und **Selbstanzeige** (Hg. H. Illig), gebunden, jeweils 19,- DM

--- Nur im Buchhandel die Titel von Econ:

H. Illig (⁹2000): **Das erfundene Mittelalter**; geb., 19,80 DM

H. Illig (⁹2001): **Das erfundene Mittelalter**; Tb 18,90 DM (aktualis. + Nachwort)

H. Illig (⁴2001): **Wer hat an der Uhr gedreht?**; Tb, 17,90 DM

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 13, Heft 2, Juni 2001

- 171 Editorial
- 173 Paul C. Martin: Was las man denn zur Karolingerzeit? III
- 200 Gunnar Heinsohn / Joanna Sidorczak: Gibt es Slawen
betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter?
- 213 Klaus Weissgerber: Zur bulgarischen Phantomzeit II
- 243 Günter Lüling: Leserbrief zu Klaus Weissgerber
- 250 Klaus Weissgerber: Antwort an G. Lüling (Islamica II)
- 253 Franz Siepe: Marianisches bei Papst Paschalis I. ?
- 258 Willibald Katzinger: Ein Anti-Illig-Buch...
- 266 Heribert Illig: Kaiser Karl im Ruhestand
- 272 Angelika Müller: Replik auf Carottas Antwort
- 276 Immanuel Velikovsky: Beth-Shan
- 279 Peter Winzeler: Beth Shean - eine Antwort
- 303 Andreas Birken: Johannes von Müller und die Aufblähung
des Altertums
- 313 H. Illig: Wirrungen um Schoske und Wildung
- 315 A. Birken: Das früheste Datum der Geschichte
- 323 Dietmar Richter: Der Himmel, die Menschen und die
Sonnenuhren
- 338 Georg Menting: Neue Indizien für einen Meteoritenschlag
am Ende des Erdaltertums
- 340 H. Illig: Zillmer, Velikovsky und die Geologen
- 348 G. Menting: Thomas Gold: 'Velikovsky der heißen Tiefe'
- 352 H. Illig: Ernährungslügen haben lange Beine
-
- 170 Impressum
- 271 Nachträge zur Mittelalterdebatte
- 353 Zitate und Petitessen
- 355 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233